This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

LENOX LIBRARY

Duyckinck Collection.
Presented in 1878.

W. Hauffs

ſämmtliche Werke.

Druck d. Kunst Anstalt G. Serr Nürnberg

W. Hauffs

ſämmtliche Werke.

Ausgabe in 10 Bänden

mit Stahlſtichen.

Zehnter Band.

Stuttgart,
Friedrich Brodhag'ſche Buchhandlung.
1837.

Gedruckt in der Fr. Brobhag'schen Buchdruckerei.

Novellen.

Zweiter Theil.

Das Bild des Kaiſers.

1.

In dem Cabriolet des Eilwagens, der zweimal in der Woche von Frankfurt nach Stuttgart geht, reiſten vor einigen Jahren an einem der ſchönſten Tage des Septembers zwei junge Männer. Der eine von ihnen war erſt eine Station hinter Darmſtadt eingeſtiegen und hatte dem früheren Paſſagier ſchon beim erſten Anblick durch ſein ſchmuckes Aeußere und den freundlichen Gruß, womit er ſich neben ihn ſetzte, die Furcht, der Zufall möchte ihm eine unangenehme Nachbarſchaft geben, völlig benommen. Der Fortgang der Reiſe bewies, daß er nicht unrichtig geurtheilt hatte, wenn er ſeinen Reiſegefährten für einen wohlgezogenen, anſtändigen Mann hielt. Was er ſprach, war, wenn nicht gerade heiter, doch offen und verſtändig; nicht ſelten ſogar überraſchten den Reiſenden leicht hingeworfene Aeußerungen, Gedanken ſeines Nachbars, die von ſeiner Bildung, geſellſchaftlicher Erfahrung und einer Beleſenheit zeugten, die er denn doch hinter dem etwas groben Jagdrock und der unſcheinbaren Ledermütze nicht geſucht hätte. Ueberhaupt däuchte es dieſem Reiſenden, er müſſe, je weiter er im Süden vordrang, deſto öfter und nicht ohne Beſchämung

dem Lande und den Bewohnern Vorurtheile abbitten, die man in der Ferne vom Hörenſagen, beſonders in einem Alter von vierundzwanzig Jahren, ſo leicht annimmt.

Wie anders war ihm dieſes Land im Brandenburgiſchen geſchildert worden! Manche Reiſende hatten zwar dieſe Bergſtraße, dieſes Neckarthal gelobt, doch erſchien dann ihre Beſchreibung matt und klein gegen die Wunder der Schweiz, zu welcher ſie auf dieſer Straße geeilt waren. Ueber die Bewohner war aber in ſeiner Heimath nur eine Stimme. Hier, bald hinter Darmſtadt, fangen die Schwaben an, erzählte man dem jungen Reiſenden in Berlin, mit einem mitleidigen Blick auf die Karte, mit einem noch mitleidigeren auf ihn, der dieſe Länder beſuchen wolle. Da geht alles geſellſchaftliche Leben, alle Bildung aus; ein rohes ungeſittetes Volk, das nicht einmal gutes Deutſch ſprechen kann. Und leider! nicht nur die unterſten Klaſſen leiden an dieſem Mangel, auch die beſſeren Stände haben einen Anſtrich von eingeſchränktem, ungalantem Weſen und reden ſo elendes Deutſch, daß ſie vor Fremden, um nicht erröthen zu müſſen, franzöſiſch ſprechen: das war der Reiſepfennig, den man ihm nach Schwaben mitgab, und in dem jungen und romantiſchen Kopf des jungen Brandenburgers hatten dieſe Sagen ſich endlich während der ſchönen Muße, die ihm die Sandkunſtſtraßen und die ſchnapſenden Poſtillons ſeines Vaterlandes gönnten, ſo ſonderbar geſtaltet, daß er ſich ſelbſt wie einer jener wohlerzogenen jungen Herren in einem Scottiſchen Roman erſchien, die von den wehmüthigen Erinnerungen an die feinſten Cirkel, an Theater und alle

Genüſſe der großen Welt erfüllt, von London aus reiſen, um das Hochland und ſeine barbariſchen Bewohner zu beſuchen.

Doch, als die herrliche Welt jener Berge voll Obſt und Wein und jene geſegneten Thäler ſich vor ſeinen Blicken aufthaten, als die ſchönen Dörfer mit ihren rothen Dächern, mit ihren reinlichen fröhlichen Menſchen ſeinem erſtaunten Auge ſich zeigten, als da und dort zwiſchen prachtvollen Buchenwäldern eine alte Burg und ein Schloß mit ſchimmernden Fenſtern auftauchte, da fiel er beinahe in das andere Extrem; er ſtrömte über von Lob und Bewunderung, und bemitleidete die arme flache Mark, ihren kahlen Sandboden, ihre mageren Tannen und ihre bleichen Bewohner, von welchen vielleicht Tauſende aus dem Leben gingen, ohne nur eine jener üppigen Trauben geſehen zu haben, die hier in unendlicher Fülle durch das grüne Laub ſchimmerten, und ein ſchwacher Troſt für ſeinen Patriotismus war, daß die Natur ſeine Landsleute durch höhere Einſicht, eine wohllautendere Sprache und feinere Bildung in etwas wenigſtens entſchädigt habe.

Der junge Mann an ſeiner Seite ſchien übrigens, obgleich man ſeiner Sprache den ſüdlichen Accent anhörte, die Geſetze des Anſtandes nicht minder gut zu verſtehen, als der Brandenburger; zum mindeſten verrieth keine ſeiner Fragen Neugierde, über deſſen Stand, Vaterland und Reiſezweck etwas zu erfahren, er benahm ſich zuvorkommend, aber würdig, ſchien geneigter zu antworten als zu fragen, und übernahm es, ohne ſich dadurch beläſtigt zu fühlen, den Fremden über Namen

und Geſchichte der Burgen und Städte, die ihm auf-
fielen, zu unterrichten.

So ruhig und kalt übrigens der Mann im Jagdkleid über dieſe Dinge Aufſchluß gab, ſo waren es doch zwei Punkte, über welche er wärmer und länger ſprach. Einmal, als ſein Nebenſitzer über die gute Geſellſchaft in Schwaben einige ſeiner ſonderbaren Begriffe preisgab, ſah ihn der Grüne mit Verwunderung an, fragte ihn auch, ob er vielleicht auf einem andern Wege ſchon früher in Schwaben geweſen ſey, und als jener es verneinte, erwiederte er:

„Ich weiß, man macht ſich hin und wieder, beſonders in Norddeutſchland, ſonderbare Begriffe von uns. Ob mit Recht, mögen Sie ſelbſt entſcheiden, wenn Sie einige Zeit in unſerer Mitte verweilt haben. Doch möchte ich Ihnen rathen, zuvor etwas unbefangener die mögliche Quelle ſolcher Urtheile zu betrachten. Ich gebe zu, daß eine gewiſſe nachtheilige Anſicht über mein Vaterland ſeit Jahrhunderten beſteht; zum mindeſten ſind die Schwabenſtreiche nicht erſt in unſeren Tagen bekannt geworden. Doch ſcheint ein großer Theil dieſer aberwitzigen Dinge aus einer gewiſſen Eiferſucht der Volksſtämme hervorzugehen, und aus der Kleinſtädterei, die von jeher in unſerm lieben Deutſchland herrſchte. In Schwaben z. B. erzählt man alle jene Sonderbarkeiten, die andere uns aufbürden, von den Oeſtreichern; daß aber dieſes Vorurtheil ſelbſt in neueren Zeiten, ſelbſt durch die Fortſchritte der Kultur und das regere geſellige Leben nicht geſchwächt wurde, hat zwei wichtige Gründe, die größere Schuld aber liegt nicht auf der Seite von Süddeutſchland.“

„Bitte!“ rief der brandenburgiſche Reiſende etwas ungläubig, „ich ſollte doch nicht denken“ —

„Man beurtheilt unſere Sitten nach meinen Landsleuten, die man in Norddeutſchland ſieht. Wenn nun dieſe auch die vernünftigſten Menſchen wären, es würden ihnen doch zwei Mängel anhängen, die ſie in Ihren Augen in Nachtheil ſetzen. Einmal die Sprache“ —

„Bitte!“ erwiederte ſein Gefährte verbindlich, „nicht alle, Sie z. B. drücken ſich ganz allerliebſt aus.“

„Ich drücke mich aus, wie ich denke, und ſo macht es ein guter Theil meiner Landsleute auch; weil wir aber die Diphthongen anders ausſprechen als Ihr, die Endſylben entweder nach unſerer alterthümlichen Form ändern, oder im Sprechen übereilen, klingt Euch unſere Sprache auffallend, hart, beinahe gemein. Die meiſten Schwaben, die Sie bei ſich ſehen, ſind junge Männer, die von der Univerſität kommen und die Anſtalten in Norddeutſchland beſuchen, oder Kaufleute, die ihr Handelsweg dahin führt. Dieſen Menſchen legen nun Ihre Landsleute durchaus ihren eigenen Maßſtab an und thun ſehr unrecht daran. In Ihrem Lande wird den äußeren Formen und dem Benehmen des Knaben und des Jünglings einige Aufmerkſamkeit geſchenkt, er wird ſehr bald in die geſelligen Kreiſe gezogen; bei uns findet dies vielleicht um acht oder zehn Jahre ſpäter ſtatt.“

„Nun das iſt es ja gerade, was ich ſagte,“ entgegnete jener; „dieſe Formen gewinnt keiner durch ſich ſelbſt, und dies iſt alſo ein Fehler Ihrer Erziehung“ —

„Vorausgeſetzt, daß jene Formen wirklich ſo trefflich, daß ſie das ſind, was dem zukünftigen Bürger

eines Staates vor Allem als nützlich und nothwendig einzuimpfen ist."

„Das soll es ja nicht; aber so auf dem Wege mitnehmen kann er sie doch wohl," meinte der Fremde.

„Wenn er sie nur so mitnimmt, verliert er sie auch gelegentlich," erwiederte der Schwabe. „Doch das ist nicht der Punkt, wovon wir sprechen. Ich behaupte nur, man hat in Norddeutschland Unrecht, unsere Sitten und unsere Gesellschaft nach Leuten zu beurtheilen, die der Gesellschaft eigentlich noch nicht angehört hatten, die vielleicht in die Welt geschickt wurden, um ihre Sitten abzuschleifen. Oder wollten Sie nach einigen jungen Gelehrten, die gerade aus der Studirstube zu Ihnen kamen, und sich vielleicht ungeschickt in Sprache und Manieren zeigten, die Landsleute dieser Menschen beurtheilen?"

„Gewiß nicht; aber gestehen Sie selbst, man hört doch selbst von der guten Gesellschaft in Schwaben so sonderbare Gerüchte, von Ihren Sitten und Gebräuchen, von Ihren Frauen und Mädchen."

„Vielleicht kaum so sonderbar," versetzte der Jäger lächelnd, „als man bei uns von den Sitten Ihrer Damen hört; denn unsere Mädchen stellen sich die norddeutschen Damen gewiß immer mit irgend einem gelehrten Buch in der Hand vor. Die zweite Quelle des Irrthums über mein Vaterland sind aber Ihre reisenden Landsleute und die eigenthümlichen Verhältnisse unseres Familienlebens. In Norddeutschland fällt es nicht schwer, in Familienkreisen Zutritt zu bekommen, durch einen Bekannten zehn zu erwerben. In

Schwaben iſt es anders: man iſt heiter, geſellig unter ſich, der Fremde wird als etwas Fremdes angeſtaunt, aber eher vermieden als eingeladen, doch werden Sie für dieſe ſcheinbare Kälte immer eine Entſchädigung finden. Ihre Landsleute öffnen die Thür, aber ſelten das Herz; meine Schwaben ſind vorſichtiger, aber ſie ſchließen ſich an den, welchen ſie liebgewonnen, mit einer Herzlichkeit an, die Sie bei künſtlich verfeinerten Sitten umſonſt ſuchen."

„Und alſo liegt eine zweite Quelle unſerer Vorurtheile," fragte der Fremde, „darin, daß meine Landsleute eigentlich gar nicht in Ihren Kreiſen einheimiſch wurden?"

„Gewiß!" ſagte der Nachbar. „Lernen Sie, wenn Ihnen das Glück wohl will, in die Kreiſe unſerer beſſern Stände zu kommen, lernen Sie uns näher kennen, laſſen Sie ſich nicht durch Ihre eigenen Anſichten über Leben und Sitte durchaus leiten, und Sie werden ein gutes herzliches Völkchen finden, gebildet genug, um, wenn man nur die rechte Saite anſchlägt, ſich mit den Gebildetſten zu meſſen, vernünftig genug, um die Grenzen guter Sitten feſt zu halten und das Lächerliche der Unſitte zu belächeln."

Der Fremde aus der Mark lächelte. „Er liebt ſein Land," dachte er, „und er vertheidigt es mit Wärme, weil er es nicht ſinken laſſen will, oder Beſſeres nie geſehen hat." Er entſchuldigte bei ſich die warme Vertheidigung des Schwaben, aber dennoch konnte er es ſich nicht verſagen, einen kleinen Triumph über jenen zu feiern. Er machte ihn mit der Geläufigkeit der Zunge

und jener Uebung, über ein *Nichts* ſchnell und vieles zu ſprechen, — die man im Norden unſeres Vaterlandes häufiger als im Süden treffen ſoll — auf andere große Vorzüge aufmerkſam, welche die nördlichen Provinzen Deutſchlands vor den ſüdlichen voraus haben. Er zählte immer zwanzig Schriftſteller und Dichter ſeiner Heimath gegen *einen* im Süden, und der Schwabe konnte endlich dem Schwall ſeiner Beredſamkeit nur dadurch Einhalt thun, daß er, als ſie um eine Ecke der Landſtraße bogen, auf die erhabenen Ruinen von Heidelberg hinwies; der Fremde betrachtete ſie ſtaunend und mit Entzücken. Ihre röthlichen Steinmaſſen waren von der ſinkenden Herbſtſonne noch höher geröthet, und der Abend ließ die Bäume und Geſträuche, die in den verfallenen Mauern wachſen, im dunkelſten wundervollſten Grün erſcheinen. Durch die hohen offenen Fenſterbogen blickte der ſchwärzliche Wald hervor, den Gipfel des Berges umzog jener duftige Schleier, welcher allen Gegenſtänden ſo eigenen geheimnißvollen Reiz verleiht, und von oben herab ſpiegelten ſich die röthlichen Abendwölkchen und der dunkelblaue Himmel in den Fluthen des Neckars.

„Und haben ſie ſolche Poeſie in der Mark?“ fragte der Jäger mit gutmüthigem Lächeln.

Der Fremde ſchien es nicht zu hören, unverwandt hingen ſeine Blicke an dieſem reizenden Schauſpiel, er mochte fühlen, daß es ſich an ſolchen Stellen über Poeſie nicht gut ſtreiten laſſe.

Nach dieſem Vorfall kehrte übrigens auf dem Geſicht des Jägers die vorige Ruhe und Unbefangenheit

zurück; er stritt über keinen Gegenstand, schien sogar über manche Dinge sich behutsam auszudrücken.

Als aber das Gespräch unter den beiden Reisenden, da die hereinbrechende Nacht ihre Aufmerksamkeit auf die Gegend hemmte, auf einige neuere Ereignisse und auf Politik kam, schien es dem jungen Mann aus der Mark, obgleich er die Züge seines Nachbars nicht mehr gut unterscheiden konnte, sein Athem gehe schneller, seine Rede werde wärmer, kurz, man habe einen Punkt der Unterredung getroffen, welcher für den Schwaben von hohem Interesse sey. Man sprach von der Gestalt und der inneren Kraft Deutschlands. Mit einer gewissen Erbitterung zog jener eine Parallele zwischen Jetzt und Sonst, die nicht gerade zum Vortheil der neueren Zeit ausfiel. Der Fremde, dessen Grundsätze im Ganzen nicht mit diesen Ansichten übereinstimmen mochten, gab ihm dennoch, nicht ohne einiges Selbstgefühl, die letzten Sätze zu. Unglücklicher Weise fing er seinen Satz: „Ich bin ein Preuße" an, und reizte dadurch unwillkürlich den Unmuth des jungen Mannes noch mehr auf. Denn dieser vergaß nun jede Rücksicht der Klugheit; mit einer Beredsamkeit, die an jedem andern Orte dienlich gewesen wäre, suchte er seine Meinung durchzuführen und nichts war ihm zu hoch, das er nicht mit seinem eigenen Maßstab gemessen hätte. Der Preuße, der solche Leute nur vom Hörensagen und unter dem gefährlichen Namen „Köpeniker" kannte, erschrack über diese Aeußerungen. Konnte nicht der Postillon, konnte nicht ein Passagier im Bauche des Wagens diese Reden vernommen haben! Spandau, Köpenick, Jülich und alle

möglichen festen Plätze schwebten vor seiner aufgeregten Phantasie, und das beste Mittel, seinen Nachbar zum Stillschweigen zu bringen, schien ihm, wenn er sich in die Ecke drückte und sich schlafend stellte.

2.

Als die beiden Reisenden am Morgen nach dieser gefährlichen Nacht erwachten, sahen sie in geringer Entfernung die Thürme von Heilbronn aus dem Nebel tauchen. „Hier endet meine Fahrt," sagte der Herr im grünen Rock, indem er auf die Stadt deutete, „und Ihnen danke ich es," setzte er mit einem freundlichen Blick auf seinen Nachbar hinzu, „daß ich diesmal diesen Wagen ungern verlasse. Wie angenehm wäre mir noch ein Tag in Ihrer Gesellschaft vergangen!"

„Dies ist mein Loos schon seit vierzehn Tagen gewesen," erwiederte der Brandenburger. „Der enge Raum macht nachbarlich; Menschen, welche vielleicht in einer größern Stadt, selbst wenn sie Zimmernachbarn gewesen wären, Jahre lang unter sich kein Wort gewechselt hätten, treten sich nahe durch den so natürlichen Drang nach Mittheilung. Der Platz an meiner Seite wechselte öfter, als in einer Schlacht, doch darf ich mir Glück wünschen, Sie wenigstens so lange zu meinem Nachbar gehabt zu haben, denn so bin ich auf die angenehmste Weise in Ihr Vaterland eingeführt worden."

„Werden Sie länger in Würtemberg verweilen?"

„Ich besuche Verwandte meiner Mutter," erwiederte der Fremde; „je nachdem sie und die Residenz mir gefallen, werde ich länger oder kürzer verweilen."

„Wir werden uns ſchwerlich wieder ſehen,“ ſagte der Grüne; „ich wüßte wenigſtens nicht, was mich nach Stuttgart treiben ſollte. Vergeſſen Sie aber nie, was ich Ihnen über den Charakter meiner Landsleute ſagte. Können Sie nach ihrer Denkungsart, nach ihren Sitten ſich ein wenig richten, ſo werden Sie überall geſucht und willkommen ſeyn. Unſern Damen ſind Sie dann als Fremder nur um ſo intereſſanter und unſern Männern — nun da kömmt es immer auf den Cirkel an, in welchem Sie leben; nur müſſen Sie,“ ſetzte er mit einem Lächeln hinzu, das zwiſchen Ironie und gutmüthiger Freundlichkeit ſchwebte, „nie zu deutlich und fühlbar machen“ — —

„Nun?“ rief der Fremde erwartungsvoll, als jener innehielt.

„Daß Sie kein Deutſcher, ſondern ein Preuße ſind.“

Das ſchmetternde Horn des Poſtillons und das Raſſeln des ſchweren Wagens auf dem Steinweg übertönte die Antwort des Fremden. Den Paſſagieren ward in dieſer Stadt ein kleine Raſt vergönnt, und der Fremde wollte ſeinen Nachbar vom Eilwagen noch einmal zum Frühſtück einladen. Doch ſchon unter der Thüre des Poſthauſes überreichte dieſem ein alter Reitknecht mehrere Briefe; er riß den einen haſtig, erröthend auf, und ſein Reiſegefährte bemerkte im Vorübergehen, daß es die Handſchrift einer Dame ſey. Der Fremde trat etwas verſtimmt in dem Wirthshaus ans Fenſter; er ſah den Jäger angelegentlich mit ſeinem Diener ſprechen und bald darauf führte man zwei ſchöne Pferde vor. In demſelben Augenblick trat der grüne Herr eilends in den Saal, ſeine Augen ſuchten und fanden den Reiſegefährten,

er trat zu ihm, doch nur, um schnell, aber herzlich von ihm Abschied zu nehmen; und so konnte ihn der Brandenburger zu seinem großen Verdruß nicht einmal nach dem Haus und der Familie Käthchens von Heilbronn fragen, eine Frage, die er sich unter seinen Reisenotizen aufgezeichnet und doppelt unterstrichen hatte. Doch der Anblick des Jägers, wie er sich so leicht in den Sattel des schönen stolzen Pferdes schwang, wie er so majestätisch über den Markt hinsprengte, söhnten ihn mit der beinahe unhöflichen Hast aus, womit jener von ihm Abschied genommen hatte. Er gestand sich, selten eine so wohlgebaute Gestalt mit einem so schönen ausdrucksvollen Gesicht vereint gesehen zu haben.

„Wer war dieser Herr im grünen Kleid?“ fragte er den Kellner, der am andern Fenster dem Reiter nachblickte.

„Mit dem Namen kann ich nicht dienen,“ antwortete jener; „ich weiß nur, daß man ihn Herr Baron nennt, daß sein Vater einige Stunden von hier am Neckar Güter hat, und daß sie sehr reich seyn sollen; in die Stadt kommt er selten.“

Nicht ganz zufrieden mit dieser Erklärung setzte sich der junge Mann wieder in den Wagen. Sein Vater, der früher einmal in diesem Lande gewesen war, hatte ihm so viel Sonderbares von schwäbischen Baronen erzählt, daß er in seinem liebenswürdigen und gewandten Reisegefährten keinen solchen vermuthet hätte. Sein neuer Nachbar, der ihm gleich in der ersten Viertelstunde vertraute, daß er ein Hopfenhändler aus Baiern sey, machte ihm den Verlust, den er erlitten, nur um so

fühlbarer, und da er am Hopfenbau wenig Unterhaltung fand, beſchäftigte er ſich damit, über den Charakter des jungen Mannes, der ihn verlaſſen hatte, nachzudenken, und dann noch einmal alle Erwartungen und Hoffnungen zu durchlaufen, die er ſich von ſeinen Verwandten, zu welchen er reiſte, gemacht hatte. Von dem Oheim verſprach er ſich für ſeine Unterhaltung wenig; er mußte nach ſeiner Berechnung ein vorgerückter Sechziger ſeyn; mürriſch, ungeſellig und eigenſinnig hatte ihn ſein Vater ſchon vor fünfundzwanzig Jahren gekannt, und ſolche Eigenſchaften pflegen ſich im Alter nicht zu verbeſſern. Deſto mehr verſprach ſich der junge Mann von Fräulein Anna, ſeiner Couſine. Von einem ſeiner Freunde, der längere Zeit in Schwaben gelebt hatte, war ſie ihm als eine Zierde dieſes Landes genannt worden. Ein angenehmes trauliches Verhältniß von fünf bis ſechs Wochen ſchien ihm ganz wünſchenswerth, und ſo eifrig war ſeine Berechnung der Mittel, die ihm zu Gebot ſtanden, ſich liebenswürdig zu zeigen, ſo gewiß war er ſich des Eindrucks bewußt, den ſeine Perſon, ſein Weſen unfehlbar machen müſſe, für ſo leicht zu erobern hielt er das Herz eines Fräuleins in Schwaben, daß ihm nicht einmal der Gedanke kam, die ſchöne Couſine Anna könne ſich vielleicht ſchon verſehen haben.

Er ließ ſich, in der Reſidenz angekommen, ſogleich nach dem Hauſe führen, wo ſein Oheim ſonſt gewohnt hatte,

aber mit dem Donnerworte
ward ihm aufgethan:
die du ſucheſt —

wohnen ſchon ſeit langer Zeit auf einem Landgut, ſie

werden auch im nächsten Winter nicht zurückkehren, und selbst dies Haus gehört ihnen nicht mehr eigen.

Der Reisende aus Brandenburg war schnell entschlossen. Er benützte diesen Tag, um sich die freundliche Stadt zu betrachten, und eilte dann denselben Weg, welchen er hergekommen war, zurück, nach dem unteren Neckarthal, wo der Landsitz seines Oheims lag.

Je näher er dieser reizenden Gegend kam, desto angenehmer war es ihm, daß er einige Wochen auf dem Lande zubringen sollte. Er wußte aus eigener Erfahrung, daß man auf dem Lande, abgeschnitten von den Zerstreuungen der Stadt und jener Formen enthoben, die man dort für schön und nothwendig, hier für überflüssig und lästig hält, schnell bekannt und befreundet wird, daß man sich, auf eine kleine Gesellschaft beschränkt, schneller naherückt. — Etwa eine Stunde von dem Gut bog der Weg von der Hauptstraße ab. Der Kutscher, den er gemiethet hatte, deutete auf einen Fußpfad, der in den Wald lief; der Fahrweg wende sich um den ganzen Berg her, sagte er, doch auf diesem Pfad könne man zu Fuß in bei weitem kürzerer Zeit zum Schloß Thierberg hinaufgelangen. Der junge Mann stieg aus; er war bisher auf einem Bergrücken gefahren, sah nun eine mäßige, mit Wald bewachsene Anhöhe vor sich, und schloß, weil er gehört hatte, das Schloß seines Oheims liege im Neckarthal, man müsse von dieser Höhe eine weite Aussicht in das Thal genießen. Er ließ den Wagen weiter fahren und stieg den Seitenpfad hinan. Ein Wald von prachtvollen Buchen nahm ihn auf. Nie hatte er diesen Baum so kräftig, so

majeſtätiſch geſehen, zwiſchen durch erblickte er hie und da Eichen und ſchöne Eſchen und zu ſeiner nicht geringen Verwunderung Waldkirſchbäume von ungewöhnlicher Höhe. Nach und nach wurde ihm das Steigen ſchwerer; der Berg ſchien ſich auf einmal ſteiler zu erheben und er war oft verſucht, die unbequeme Eleganz zu verwünſchen, in welche ihn ſein Berliner Schneider gekleidet hatte. Endlich hatte er den Gipfel erreicht, aber noch öffnete ſich keine Ausſicht. Die Bäume ſchienen dichter zu werden, je mehr ſich der Pfad wieder ſenkte, und als ſich, um ſeine Ungeduld zu vermehren, der kleine Pfad in zwei noch kleinere theilte, die nach verſchiedenen Richtungen liefen, ſchmähte er auf den Kutſcher und auf ſeine eigene Thorheit, die ihn verleitet hatten, in einem fremden Wald ſich zu verirren. Er ſchlug endlich den Weg rechts ein und ſah, nachdem er einige Hundert Schritte gegangen war, zu ſeiner großen Freude ein buntes Kleid durch das Laub ſchimmern.

Er verdoppelte ſeine Schritte und war nicht wenig betroffen, als er plötzlich vor einer jungen Dame ſtand, die im Schatten einer alten Eiche auf einer Bank ſaß. Sie hatte ein Buch in der Hand, von welchem ſie, als ſein Schritt in den abgefallenen Blättern rauſchte, langſam und ruhig ihre ſchönen Augen erhob; doch auch ſie ſchien betroffen, als es ein junger, ſtädtiſch gekleideter Herr war, den ſie in dieſer Einſamkeit vor ſich ſah; ſie erröthete flüchtig, aber ſie ſenkte ihren Blick nicht, der fragend an dem unerwarteten Beſuch hing. Der junge Mann verbeugte ſich einigemal, ehe er recht wußte, was er ſagen ſollte. „Iſt wohl das ſchöne Mädchen Couſine

Anna?“ war alles, was er in diesem Augenblick zu denken und sich zu fragen vermochte, und erst als er sich diese Frage schnell bejaht hatte, trat er näher zu der jungen Dame, die indessen ihr Buch schloß und von ihrem Bänkchen aufstand. „Bitte um Vergebung,“ sagte er, „wenn ich Sie gestört haben sollte; ich fürchte, von dem Wege abgekommen zu seyn. Kann ich hier nach dem Schloß des Herrn von Thierberg kommen?“

„Auf diesem Fußpfad nicht wohl, wenn Sie hier nicht bekannt sind,“ erwiederte sie mit einer klangvollen Stimme; „Sie haben oben einen Fußpfad links gelassen, der nach dem Schloß führt.“ Sie verbeugte sich nach diesen Worten, und der junge Mann ging seinen Weg zurück; doch kaum hatte er einige Schritte gemacht, so zog ihn ein unwiderstehliches Gefühl zurück. Das schöne Mädchen stand noch einmal von ihrem Sitz auf, als sie ihn zurückkehren sah, doch diesmal schien Bestürzung ihre Wangen zu färben und eine gewisse Aengstlichkeit blickte aus ihren großen Augen. Auf die Gefahr hin, für unbescheiden zu gelten, fragte der Reisende, ob er vielleicht die Ehre gehabt habe, mit Fräulein von Thierberg zu sprechen?

„Ich heiße so,“ antwortete sie etwas befangen.

„Eh bien, ma chère cousine!“ sagte er lächelnd, indem er sich artig verbeugte, „so habe ich das Vergnügen, Ihnen Ihren Vetter Rantow vorzustellen.“

„Wie? Vetter Albert!“ rief sie freudig, „so haben Sie endlich doch Wort gehalten? Wie wird sich der Vater freuen! Und was macht Onkel und die liebe Tante, und wie sind Sie gereist?“ so drängte sich eine Frage

nach der andern über die ſchönen Lippen, und Vetter Rantow fand, verloren in ſein Glück, eine ſchöne Muhme zu beſitzen, keine Worte, alle nach der Reihe zu beantworten. Wie reizend, wie naiv klang ihm die Sprache! Er konnte nicht ſagen, daß ſie gegen irgend eine Regel des Styls geſündigt hätte, und doch däuchte es ihm, es ſeyen ganz andere Worte, ganz andere Töne, als die er in ſeinem Vaterland gehört hatte. Er fühlte, er ſey zu ſchnell gereiſt, als daß er allmälig auf dieſen Kontraſt vorbereitet worden wäre.

„Dies iſt mein Lieblingsſpaziergang," ſagte ſie, indem ſie langſam neben ihm herging. „Zwar iſt der Weg im Thal noch angenehmer, der Neckar macht ſchöne Windungen, alte Burgen ſchmücken die Höhen — und die unſrige ſpielt dabei nicht die ſchlechteſte Rolle, wenigſtens was das Alterthum betrifft — Dörfer und ſogar ein Städtchen ſieht man Thal auf und ab; aber der Rückweg ins Schloß hinauf iſt dann ſo ſteil und mühſam, und auf der Straße gehen mir zu viel Leute. Der Wald hier liegt nicht höher als das Schloß, in einem halben Stündchen geht man herüber und iſt dann ſo köſtlich einſam, als ſäße man in ſeinem Boudoir bei verſchloſſenen Thüren."

„Bis dann der Zufall einen Vetter aus Preußen hereinwehen muß, der die köſtliche Einſamkeit ſtört," unterbrach ſie Rantow.

„Im Ganzen genommen," fuhr ſie fort, „iſt es im Schloß gerade auch nicht geräuſchvoll. Es iſt ſo einſam als irgend ein bezaubertes Schloß in Tauſend und eine Nacht. Außer der Dienerſchaft und im hintern Flügel

dem Amtmann, den man nie zu ſehen bekömmt, ſind wir, der Vater und ich, die einzigen Bewohner; ja die Einſamkeit im Schloß iſt oft ſo ſchrecklich und traurig, daß ich mich lieber in die Waldeinſamkeit flüchte, wo das Rauſchen der Bäume und der Geſang der Vögel doch noch einiges Leben verkünden."

3.

Ueberraſcht ſtand der junge Mann ſtille, als ſie aus dem dichten Holz durch eine Wendung des Weges auf einmal dem Schloß gegenüberſtanden. Die Bewohner des ſüdlichen Deutſchlands ſind von Jugend auf an Anblicke dieſer Art gewöhnt. Man trifft in Franken und Schwaben ſelten ein Thal von der Länge einiger Stunden, in welches nicht eine Burg oder zum mindeſten ein gebrochener Thurm und ein halbes Thor herabſchauten. Die natürliche Beſchaffenheit des Landes, die vielen Berge und kleinen Flüſſe, überdies die eigenthümliche Verfaſſung des zahlreichen Landadels begünſtigten oder nöthigten in früherer Zeit zu dieſen befeſtigten Wohnungen. Aber der Norden unſeres Vaterlandes trägt weniger Spuren dieſer alten Zeit; die weiten Ebenen boten keine ſo natürliche Befeſtigung, wie die Felſen und Gebirgsausläufer des Süden, und hatte auch hier und dort eine ſolche Veſte im platten Land geſtanden, ſo war ſie nur deſto ſchneller dem Verfall und der Zerſtörung preisgegeben. Die Nachbarn theilten ſich brüderlich in die theuren Steine, und ihr Gedächtniß verwehte der Wind, der über die Ebene hinſtrich. Darum war es dem jungen Mann aus der Mark ein ſo

überraſchender Anblick, ſich in ſolcher Nähe einer dieſer alterthümlichen Burgen gegenüberzuſehen, um ſo überraſchender, da er durch dieſe düſteren tiefen Thore als Gaſt einziehen, in jenem alterthümlichen Gemäuer wohnen ſollte. Doch bald erfüllte kein anderer Gedanke mehr als der maleriſche Anblick, der ſich ihm darbot, ſeine Seele. Der alte ſchwärzlich-graue Wartthurm war auf der Mittagsſeite von oben bis in den Graben hinab mit einem Mantel von Epheu umhängt. Aus den Ritzen der Mauer ſproßten Zweige und grüne Ranken, und um das Thor zog ſich ein breites Rebengeländer, deſſen zarte Blätter und Faſern ſich mit ſanfter Gewalt um die roſtigen Angeln und Ketten der Zugbrücke geſchlungen hatten. Zur rechten Seite des Schloſſes hinderte der dunkle Wald die Ausſicht, aber links, an den hohen Mauern vorüber, tauchte das Auge hinab in die Tiefe des ſchönen fruchtbaren Neckarthals, ſchweifte hinauf, den Fluß entlang, zu Dörfern und Weilern und weit über die Weinberge hin nach fernen blauen Gebirgen.

„Das iſt unſer Thierberg,“ ſagte das Fräulein; „es ſcheint, die Gegend habe einigen Reiz für Sie, Vetter, und ich möchte Ihnen wahrlich rathen, recht oft aus dem Fenſter zu ſehen, um vor unſerer Einſamkeit und dieſem häßlichen alten Gemäuer nicht zu erſchrecken.“

„Ein häßliches Gemäuer nennen Sie dieſe alte Burg?“ rief der Gaſt, „kann man etwas Romantiſcheres ſehen, als dieſe Thürme mit Epheu bewachſen, dieſen Thorweg mit den alten Wappen, dieſe Zugbrücke, dieſe Wälle und Graben? Glaubt man nicht das Schloß von Bradwardine oder irgend ein anderes aus Scottiſchen

Romanen zu ſehen? Erwartet man nicht, ein Sickingen, ein Götz werde uns jetzt eben aus dem Thore entgegentreten" —

„Für diesmal höchſtens ein Thierberg," erwiederte das Fräulein lachend, „und auch von dieſen ſpukt nur noch Einer in den fatalen Mauern. Dergleichen Thürme und Zinnen liebe ich ungemein in einem Roman oder in Kupfer geſtochen, aber zwiſchen dieſen Mauern zu wohnen, ſo einſam, und Winters, wenn der Wind um dieſe Thürme heult und das Auge nichts Grünes mehr ſieht, als jenen Eppich dort am Thurm — Vetter! mich friert ſchon jetzt wieder, wenn ich nur daran denke. Doch kommt, Herr Ritter, das Burgfräulein will Euch ſelbſt einführen."

Der düſtere ſchattenreiche Hof, in welchen ſie traten, kühlte etwas die warme Begeiſterung des Gaſtes. Er ſah ſich flüchtig um, als ſie hindurchgingen, und bemerkte, daß der Platz für ein Turnier denn doch nicht groß genug geweſen ſeyn müſſe, erſchrack vor einem halb zerſtörten Thurm, deſſen Rudera drohend über die Mauer hereinhingen, erſtaunte über den ſcharfen Zahn der Zeit, der in die dicke Mauer mächtige Riſſe genagt und dem Auge eine freie Ausſicht in das Thal hinab geöffnet hatte, und gab in ſeinem Herzen ſchon auf den ausgetretenen Stufen der Wendeltreppe, wo ein heftiger Zugwind durch ſchlecht verwahrte Fenſter blies, der Bemerkung ſeiner Couſine über die Wohnlichkeit des Hauſes vollkommen Beifall. Sechs bis acht Hunde begrüßten in einer großen mit Backſteinen gepflaſterten Halle das Fräulein mit freundlichem Kläffen und Wedeln, und ein

gefesselter Raubvogel, der in einer Ecke auf der Stange saß, stieß ein unangenehmes Geschrei aus und schwenkte die Flügel. „Das ist nun unsere Antichambre, unser Hofgesinde," sagte Anna, indem sie lächelnd auf die Thiere zeigte, „verwünschte Prinzen und Prinzessinnen, die Sie entzaubern können. Doch lassen Sie uns jetzt eintreten," setzte sie nach einer Weile ernster hinzu, „in diesem Zimmer ist der Vater."

Sie öffnete eine hohe schwere Flügelthüre, und durch das altfränkisch ausstaffirte Gemach fiel der Blick des Jünglings auf einen alten Mann, der in einer tiefen Fensterwölbung saß, wie es schien, in ein Zeitungsblatt vertieft. Bei dem Gruß seiner Tochter sah er sich um, und als er den Fremden erblickte und Anna seinen Namen nannte, stand er auf und ging ihm langsam, aber festen Schrittes entgegen. Mit Bewunderung sah sein Neffe die hohe gebietende Gestalt, die ihn unwillkürlich an jenen Wartthurm dieser Burg erinnerte, den so viele Jahre nicht einzustürzen vermochten, und dessen Alter nur der Epheu anzeigte, der sich an ihm emporgeschlungen hatte. Zwar hatte die Zeit in diese fünfundsechzigjährige Stirne Furchen gegraben, um die Schläfe fielen dünne graue Haare, und der Bart und die Augenbraunen waren silberweiß geworden, aber das Auge leuchtete noch ungetrübt und der Nacken trug den Kopf noch so aufrecht, wie in jugendlicher Kraft, und die Hand gab beinahe einen kräftigeren Druck, als der Neffe zu erwiedern vermochte.

„Bist willkommen in Schwaben," sagte er mit tiefer kräftiger Stimme; „'s war ein vernünftiger

Einfall meiner Frau Schweſter, daß ſie dich heraus ſchickte; mach' dir's bequem; ſetz' dich zu mir ans Fenſter, und du, Anna, bringe Wein."

So war der Empfang auf Thierberg; ſo herzlich und offen er aber auch ſeyn mochte, ſo konnte doch der junge Mann mehrere Stunden lang ein gewiſſes unbehagliches Gefühl nicht verdrängen. Er hatte ſich den Oheim ganz anders gedacht; er glaubte, nach der Beſchreibung, die ihm ſein Vater gemacht hatte, einen rauhen, aber fröhlichen alten Landjunker zu finden, der ſeine Haſen hetzt, mit Laune die Händel ſeiner Bauern ſchlichtet, von ſeinen Kleppern gern erzählt und zuweilen mit ſeinen Freunden und Nachbarn ein Glas über Durſt trinkt; er bedachte nicht, wie fünfundzwanzig Jahre und eine ſo verhängnißvolle Zeit, wie die, welche dazwiſchen lag, auf dieſen Mann gewirkt haben konnten. Das ruhige ernſte Auge des Oheims, das prüfend auf ſeinen Zügen zu ruhen ſchien, die ungeſuchten, aber gründlichen Fragen, womit er den Neffen über ſein bisheriges Leben und Treiben ins Gebet nahm, das ironiſche Lächeln, das hie und da bei einer Aeußerung des jungen Mannes um ſeinen Mund blitzte, dies alles, und das ganze gewichtige Weſen des Alten imponirten ihm auf eine Weiſe, die ihm höchſt unbequem war; er konnte ſich kein Herz faſſen, den Oheim eben ſo traulich zu behandeln, wie jener ihn, er kam ſich vor wie ein angehender Staatsdiener, dem ein Miniſter Audienz gibt, und es war dies zu ſeinem nicht geringen Verdruß das zweite Mal, daß er ſich über die Landjunker in Schwaben getäuſcht ſah.

Auch ſeine Baſe ſchien ihm ganz anders, als er ſie gedacht hatte. Er fand zwar alle jene liebenswürdige Natürlichkeit, jenes unbefangene ungeſuchte Weſen, was man ihm an den Töchtern dieſes Landes gerühmt hatte, aber dieſe Unbefangenheit ſchien nicht aus Unwiſſenheit, ſondern aus einem feinen ſichern Takt hervor zu gehen, und was ſie ſprach, zeugte von einem ſo trefflich gebildeten Geiſt, daß ihre Natürlichkeit nur darin zu beſtehen ſchien, daß ſie alles Geiſtreiche, ſey es witzig oder erhaben, wie etwas Natürliches, Angebornes vorbrachte, daß es nie als etwas Erlerntes, als etwas Geſuchtes erſchien. Am ärgerlichſten war es ihm, daß ſie ihn ſchon nach den erſten Stunden zu durchſchauen ſchien; die ausgeſuchten Artigkeiten, die er ihr ſagte, zog ſie ins Komiſche, den feineren Complimenten wich ſie auf unbegreifliche Art aus; wollte er ihr nur den zarten, in Berlin gebildeten jungen Mann zeigen, ſo nannte ſie ihn gewiß immer Herr von Rantow. Und dennoch mußte er ſich geſtehen, daß er nie ſo viel Harmonie der Bewegung, der Miene, der Geſtalt und der Stimme geſehen habe; ihr ganzes Weſen erſchien ihm wie das Hauskleid, das ſie jetzt eben trug. Es war einfach und von beſcheidenen Farben, und dennoch kleidete es ihre feine ſchlanke Geſtalt mit jener geſchmackvollen Eleganz, die auch dem anſpruchloſeſten Gewand einen geheimnißvollen Zauber verleiht; ein Toilettengeheimniß, worüber, ſo viel der junge Mann ſich erinnerte, noch nie ein Modejournal Aufſchluß gab, und das ihm mehr das Zeichen und Symbol einer harmoniſchen Seele, als die Folge einer ſorgfältigen Erziehung zu ſeyn ſchien.

Dieſelbe Uebereinſtimmung glaubte er zwiſchen dem alten Herrn und dem Gemache zu finden, in welches er zuerſt eingeführt worden war. Es war der verblichene Glanz eines früheren Jahrhunderts, was ihm von den Wänden und Hausgeräthen entgegen blickte. Die ſchweren gewirkten Tapeten, mit Leiſten befeſtigt, die einſt vergoldet waren und deren Farbe jetzt ins Dunkelbraune ſpielte; die breiten Armſtühle, mit ausgeſchweiften zierlich geſchnitzten Beinen, die Polſter, mit grellen Farben künſtlich ausgenäht, mit Papagaien, Blumentöpfen und den Bildern längſt begrabener Schooßhündchen geziert. Wie manchen Wintertag mochten ſeine Ahnfrauen über dieſer mühſamen Arbeit geſeſſen ſeyn, die ihnen vielleicht einſt für das Vollendetſte galt, was der menſchliche Geſchmack je erſonnen, und die jetzt ihrem Urenkel geſchmacklos, ſchwerfällig, und hätten ſich nicht ſo ehrwürdige Erinnerungen daran geknüpft, beinahe lächerlich erſchien. Und doch kam ihm dies alles, der ehrwürdigen Geſtalt ſeines Oheims gegenüber, wie durch Alterthum und langjährige Gewohnheit geheiligt vor. Er ſah, man ſey in Thierberg erhaben über den Wechſel der Mode, und wenn er hinzufügte, was ihm ſein Vater über die mancherlei Unglücksfälle und die mißlichen Umſtände, worin ſich der Oheim befand, geſagt hatte, ſo fühlte er ſich beſchämt, daß er dieſe Umgebungen nur einen Augenblick habe grotesk finden können; er fühlte, daß er unverſchuldeter Armuth, wenn ſie ſich in ſo ernſtem und würdigem Gewande zeige, ſeine Achtung nicht verſagen könne; ja, vor dieſen Wänden, dieſem Geräthe, und vor dem unſcheinbaren groben Hausrock

des Oheims erſchien er ſich ſelbſt, wenn er ſeinen Blick auf ſeine modiſche und höchſt unbequeme Tracht warf, wie ein Thor, beherrſcht von einem Phantom, das ein Weiſer lächelnd an ſich vorüber gleiten läßt.

Dies waren die Eindrücke, welche der erſte Abend in Thierberg auf die Seele des jungen Rantow machte. So ernſt ſie aber am Ende auch ſeyn mochten, ſo konnte er doch ein Lächeln nicht unterdrücken, als mit dem Schlage acht Uhr, den die alte Schloßuhr zögernd und zitternd angab, eine Flügelthüre am Ende des Zimmers aufſprang, ein kleiner Kerl in einem verſchoſſenen bordirten Rock, der ihm weit um den Leib hing, hereintrat, ſich dreimal verbeugte und dann feierlich ſprach: „le souper est servi.“

„S'il vous plait,“ ſagte der Alte mit ernſthaftem Geſicht und einer Verbeugung zu ſeinem Neffen, reichte ſeinen Arm der ſchönen Anna und ging langſamen Schrittes dem Speiſezimmer zu.

4.

Mit den Flügelthüren des Speiſeſaales und dem erſten Blick, den er hinein warf, hatte ſich übrigens dem Gaſt aus Brandenburg ein weites Feld der Erinnerung geöffnet. Von dieſem gemalten Plafond, der die Erſchaffung der Welt vorſtellte, von dem ſchweren Kronleuchter, den der Engel Gabriel als Sonne aus den Wolken herabhängen ließ, von den gelben Gardinen von ſchwerer Seide hatte ihm ſeine Mutter oft geſprochen, wenn ſie von ihrem väterlichen Schloß in Schwaben und von dem ungemeinen Glanz erzählte, welcher einſt

durch ihre hochſelige Frau Großmutter, die Tochter eines reichen Miniſters, in die Familie und in die ſchöneren Appartements zu Thierberg gekommen ſey. Schon ſeine Mutter hatte in ihrer Kindheit dieſe Prachtſtücke mit großer Ehrfurcht vor ihrem Alterthum betrachtet, und ſeit dieſer Zeit hatten ſie zum mindeſten dreißig bis vierzig Jahre geſehen.

„Das iſt der Familienſaal," ſagte während der Tafel der alte Thierberg, als er die neugierigen Blicke ſah, womit ſein Neffe dieſes Gemach muſterte. „Vor Zeiten ſoll man es die Laube genannt haben, und meine Ahnherren pflegten hier zu trinken. Mein Großvater ſelig ließ es aber alſo einrichten und ſchmücken; er war ein Mann von vielem Geſchmack und hatte in ſeiner Jugend mehrere Jahre am Hofe Ludwigs XIV. zugebracht. Auch meine Frau Großmutter war eine prächtige Dame, und ſie beide haben das Innere des Schloſſes auf dieſe Art eingetheilt und dekorirt."

„Am Hofe Ludwigs XIV.!" rief der junge Mann mit Staunen, „das iſt eine ſchöne Zeit her; wie mancherlei Gäſte mag dieſer Saal ſeit jener Zeit geſehen haben!"

„Viele Menſchen und wunderbare Zeiten," erwiederte der alte Herr. „Ja, es ging einſt glänzend zu auf Thierberg, und unſere Gäſte befanden ſich bei uns nicht ſchlimmer, als bei jedem Fürſten des Reichs. Man konnte kein fröhlicheres Leben finden, als das auf dieſen Schlöſſern, ſo lange unſere Ritterſchaft noch blühte. Da galt noch unſer Anſehn, unſere Stimme; man war ein Edelmann ſo gut als der König von Frankreich, und ein

Freiherr war ein freier Mann, der nichts über ſich kannte als ſeinen gnädigen Herrn, den Kaiſer, und Gott; jetzt"—

„Vater!" unterbrach ihn Anna, als ſie ſah, wie die Ader auf ſeiner Stirne anſchwoll, und wie eine dunkle Röthe, ein Vorbote nahenden Sturmes, auf ſeinen Wangen aufzog. „Vater!" rief ſie mit zärtlichen Tönen, indem ſie ſeine Hand ergriff, „nichts mehr über dies Thema; Sie wiſſen, wie es Sie immer angreift!"

„Thörichtes Mädchen!" erwiederte der alte Herr, halb unwillig, halb gerührt von der bittenden Stimme ſeiner ſchönen Tochter, „warum ſollte ein Mann nicht ſtark genug ſeyn, nach Jahren von dem zu ſprechen, was er zu dulden und zu tragen ſtark genug war? Der Vetter kennt nur unſere Verhältniſſe, wie ſie jetzt ſind. Er iſt geboren zu einer Zeit, wo dieſe Stürme gerade am heftigſten wütheten, und aufgewachſen in einem Lande, wo die Ordnung der Dinge längſt ſchon anders war; er kann ſich alſo nicht ſo recht denken, was die Vorfahren ſeiner Mutter waren, und deßhalb will ich ihn belehren."

Der Freiherr nahm mit dieſen Worten ſein großes Glas, auf deſſen Deckel die Wappenſchilde ſeines Hauſes, aus Silber getrieben, angebracht waren, und trank, um Kraft zu ſeiner Belehrung zu ſammeln, einen langen tüchtigen Zug. Doch Fräulein Anna ſah an ihm vorüber den Gaſt mit beſorglichen bittenden Blicken an; er verſtand dieſen Wink und ſuchte den Oheim von dieſer Materie abzubringen.

„Es iſt wahr," fiel er ein, noch ehe jener das Glas wieder auf den Tiſch geſetzt hatte, „in Preußen

sind die Verhältnisse anders und sind seit langer Zeit anders gewesen. Aber sagen Sie selbst, kann man ein Land in Europa finden, das meinem Vaterland gliche? Ich gebe zu, daß andere Länder an Flächeninhalt, an Seelenzahl uns bei weitem überwiegen, aber nirgends trifft man auf so kleinem Raum eine so kräftige, durch innere Tugend imponirende Macht: es ist das Sparta der neuen Zeit. Und nicht ein glücklicher Boden oder ein milder Himmel bewirkten so Großes, sondern der Genius großer Männer hat ein Preußen geschaffen; weil sie es verstanden, die schlummernden Kräfte zu wecken, und dem Volke selbst zeigten, welche Stellung es einnehmen müsse, weil sie Preußen geworden sind, ist auch ein Preußen erstanden."

Der alte Herr hatte seinem Neffen ruhig zugehört, bei den letzten Worten aber zog sich sein Gesicht zu solcher Ironie zusammen, daß der Brandenburger erröthete. „Der Sohn meines Nachbars, des Generals von Willi, würde sagen, wenn er dich hörte: O Deutschland, Deutschland, da sieht man, wie dein Elend aus deiner eigenen Zersplitterung hervorgeht! sie wollen nicht mehr Griechen, sondern Platäer, Korinther, Athener, Thebaner und gar — Spartaner heißen! Ich wünsche nur," setzte er lächelnd hinzu, „daß die Spartaner nicht zum zweiten Mal einen Epaminondas im Felde finden mögen. Die Schlacht bei Leuktra war kein Meisterstück der Kriegskunst unserer modernen Spartaner."

„Unser Unglück bei Jena," sagte der junge Mann verdrießlich, „kann man weder dem Volk noch dem Könige zuschreiben, und ich glaube, wir haben uns an

Napoleon hinlänglich gerächt; wir haben nicht nur Deutschland wieder frei gemacht, sondern ihn selbst entthront."

„So? das seyd ihr gewesen?" fragte der Oheim, „Gott weiß, ich that bis jetzt sehr unrecht, daß ich dies Ereigniß der halben Million Soldaten zuschrieb, die man aus ganz Europa gegen ihn zusammenhetzte. Warst du vielleicht selbst mit dabei, Neffe? Du kannst wahrscheinlich als Augenzeuge reden?"

Der Neffe erröthete und schickte einen ängstlichen Blick nach Anna, die ihr Lächeln kaum unterdrücken konnte. „Ich war damals noch auf der Schule," antwortete er, „und es hat mich nachher oft geärgert, daß ich nicht dabei war. Ich gebe zu, daß die andern auch mitgeholfen haben, aber in allen Schlachten waren es nur die Preußen, die entschieden haben; denken Sie nur an Waterloo."

„Sey überzeugt, ich denke daran," erwiederte der alte Herr mit großem Ernst, „und denke mit Vergnügen daran. Wenn einer ein Feind jenes Mannes ist, so bin ich es; denn er hat uns und Alles unglücklich gemacht, und das alte schöne Reich umgekehrt wie einen Handschuh. Aber das mit deinen Landsleuten weißt du denn doch nicht recht. Ich glaube schwerlich, daß eure jungen Soldaten, wenn sie auch wirklich so begeistert waren, wie man sagt, so viele Stöße auf ihr Centrum ausgehalten hätten, als am achtzehnten Juni jene Engländer, die schon in allen Welttheilen gedient hatten."

„Nicht die Jahre sind es," sagte jener, „die in solchen Augenblicken Kraft geben, sondern das Selbstbewußtseyn, der Stolz einer Nation und die Begeisterung

des Soldaten für seine Sache; und die hat der Preuße vollauf."

„Ich habe in meiner Jugend auch ein paar Jahre gedient," entgegnete der Oheim; „Anno 85 bei den Kreistruppen. Damals waren die Soldaten noch nicht begeistert, darum kenne ich das Ding nicht. Nächstens wird mich aber mein Nachbar, der General, besuchen, mit diesem mußt du darüber sprechen."

„Wie dem auch sey," fuhr der Gast fort, „es freut mich innig, daß Sie über den Hauptpunkt, über den Unwillen gegen die Franzosen und im Haß gegen diesen Corsen, mit mir übereinstimmen. Bei uns zu Hause behauptet man, daß er in Süddeutschland leider noch immer als eine Art Heros angesehen, und, es ist lächerlich zu sagen, von Vielen sogar als ein Beglücker der Menschheit verehrt werde."

„Sprich nicht zu laut, Freund," erwiederte der alte Herr, „wenn du es nicht mit dieser jungen Dame hier gänzlich verderben willst. Sie ist gewaltig napoleonisch gesinnt."

„Sie werden darum nicht schlechter von mir denken," sagte Anna hocherröthend, „weil ich einen Mann nicht geradehin verdammen mag, dessen unverzeihlicher Fehler der ist, daß er ein großer Mensch war."

„Großer Mensch!" rief der Alte mit blitzenden Augen, „den Teufel auch, großer Mensch! was heißt das? Daß er den rechten Augenblick erspähte, um wie ein Dieb eine Krone zu stehlen? Daß er mit seinen Bajonetten ein treffliches Reich über den Haufen warf,

seine herrliche natürliche Form zertrümmerte, ohne etwas Besseres an die Stelle zu setzen! großer Mensch?"

„Sie sprechen so, weil" —

„Anna, Anna!" fiel er seiner Tochter in die Rede, „meinst du, ich spreche nur darum so, weil er uns elend machte? weil er dieses Thal und den Wald mir entriß, weil er diese Menschen, die mir und meinen Ahnen als ihren Herren dienten, an einen andern verschenkte? Weil die ungebetenen Gäste, die er uns schickte, das Bischen aufzehrten oder einsteckten, was mir noch geblieben war? Es ist wahr, an jenem Tage, wo man ein fremdes Siegel über das alte Wappen der Thierberge klebte, wo man mein Vieh zählte und schätzte, meine Weinberge nach dem Schuh ausmaß, meine Wälder lichtete und die erste Steuer von mir eintrieb, an jenem Tage sah ich nur mich und den Fall meines Hauses; aber ging es der ganzen Reichsritterschaft besser, mußten wir nicht sogar erleben, daß ein Mann von der Insel Corsika erklärte, es gebe keinen deutschen Kaiser und kein Deutschland mehr?"

„Gott sey es geklagt!" sagte der junge Rantow, „und uns wahrhaftig hat er es nicht besser gemacht."

„Ihr, gerade ihr seyd selbst schuld daran!" fuhr der alte Herr immer heftiger fort. „Ihr hattet euch längst losgesagt vom Reich, hattet kein Herz mehr für das Allgemeine, wolltet einen eigenen Namen haben, thatet euch viel darauf zu gut. Ihr sahet es vielleicht sogar gern, daß man uns Schaft für Schaft entzwei brach, weil man uns fürchtete, so lange die übrigen Speere ein Band umschlang. Habt ihr nicht gesehen,

wie weit es kam, als man in Sparta jeden Griechen einen Fremden nannte? Verdammt ſey dieſes Jahrhundert der Selbſtſucht und Zwietracht, verdammt dieſe Welt von Thoren, welche Eigenliebe und Herrſchſucht Größe nennt!"

„Aber, lieber Vater" — wollte das Fräulein beſänftigend einfallen, doch der alte Herr war bei ſeinen letzten Worten ſchnell aufgeſtanden, und der kleine Menſch in der Thierbergiſchen Livrée eilte auf ſeinen Wink mit zwei Kerzen herbei.

„Gute Nacht," wandte er ſich noch einmal zu ſeinem Neffen; „ſtoße dich nicht daran, wenn du mich zuweilen heftig ſiehſt; 's iſt ſo meine Natur. Schlafet wohl, Kinder!" ſetzte er ruhiger hinzu, „wenn die Gegenwart ſchlecht iſt, muß man von beſſeren Zeiten träumen." Anna küßte ihm gerührt die Hand, und die erhabene Geſtalt des alten Herrn ſchritt langſam der Thüre zu. Rantow war ſo betroffen von allem, was er gehört und geſehen, daß es ihm ſogar entging, welche komiſche Figur der Diener machte, der ſeinem Herrn zu Bette leuchtete. Die weite Staatslivrée, die er trug, hing beinahe bis zum Boden herab, und die langen bordirten Aufſchläge bedeckten völlig die Hände, welche die ſilbernen Leuchter trugen. Er war anzuſehen wie ein großer Pilgrim, der einen Calvarienberg hinan auf den Knieen rutſcht. Um ſo erhabener war der Kontraſt des Mannes, der ihm folgte; er erſchien, als er durch den altfränkiſchen Saal unter den Familiengemälden ſeiner Ahnen vorbei ſchritt, wie ein wandelndes Bild der guten alten Zeit.

Als der alte Herr das Gemach verlaſſen hatte, ſtand das Fräulein mit einer Verbeugung gegen ihren Gaſt auf und trat in ein Fenſter. Der junge Mann fühlte an ihrem Schweigen, daß er dieſen Abend Saiten berührt haben müſſe, die man anzutaſten ſonſt vielleicht ſorgfältig vermied. Sie blickte hinaus in die Nacht und Rantow trat an ihre Seite; er hatte oft erprobt, wie ſich Mißverſtändniſſe leichter löſen, wenn man ſie in einen Scherz kehrt, als wenn man mit Ernſt oder Wehmuth darüber ſpricht. Mit ſolch einem Scherz wollte er Anna verſöhnen; doch als er zu ihr ans Fenſter trat, war der Anblick, der ſich ihm darbot, ſo überraſchend, daß kein heiteres Wort über ſeine Lippen ſchlüpfen konnte. Das tiefe, ſchwärzliche und doch ſo reine Blau, das nur ein ſüdlicher Himmel im Mondlicht zeigt, hatte er noch nie geſehen. Ueber Wald und Weinberge herab goß der Mond ſeltſame Streiflichter und im Thal ſchimmerten ſeinen Glanz nur die zitternden Wellen des Neckars und die Spitze des dunkeln Kirchthurms zurück. Der falbe Schein dieſes Lichtes der Nacht hatte Anna's Züge gebleicht und in ihren ſchönen Augen ſchwamm eine Thräne. Jetzt erſt, als alles ſo ſtill und lautlos war, vernahm man aus der Ferne die gehaltenen Töne einer Flöte, und dieſe Klänge verbanden ſich ſo ſanft mit dem milden Schimmer des Mondes, daß man zu glauben verſucht war, es ſeyen ſeine Strahlen, die ſo melodiſch ſich auf die Erde niederſenkten. Ein ſeliges Lächeln zog über Anna's Geſicht; ihr glänzender Blick hing an einer Waldſpitze, die weit in das Thal vorſprang

und ihre tieferen Athemzüge ſchienen der Flöte zu antworten.

„Wie prachtvoll iſt ſelbſt die Nacht in Ihrem Thal!“ ſprach nach einer Weile der Gaſt. „Wie ſchön wölbt ſich der Himmel darüber hin, und der Mond ſcheint nur für dieſen ſtillen Winkel der Erde geſchaffen zu ſeyn.“

Anna öffnete das hohe Bogenfenſter. „Wie warm und mild es noch draußen iſt!“ ſagte ſie, indem ſie freundlich in das Thal hinabſchaute. „Kein Lüftchen weht.“

„Aber die Bäume neigen ſich doch her und hin,“ erwiederte er, „ſie rauſchen, gewiß vom Wind bewegt.“

„Kein Lüftchen weht!“ wiederholte ſie, und hielt ihr weißes Tuch hinaus. „Sehen Sie, nicht einmal dieſes leichte Tuch bewegt ſich. Und kennen Sie denn nicht die alte Sage von den Bäumen? Nicht der Nachtwind iſt es, der ihre Blätter bewegt, ſie flüſtern jetzt und erzählen ſich, und wer nur ihre Sprache verſtünde, könnte manches Geheimniß erfahren.“

„Vielleicht könnte man dann auch erfahren, wer der Flötenſpieler iſt,“ ſagte der Vetter, indem er Anna ſchärfer anſah; denn ſchon war er ſo eiferſüchtig auf ſeine ſchöne Baſe geworden, daß ihm die ſüßen Töne vom Wald her und ihr Tuch, das ſie noch immer aus dem Fenſter hielt, in Wechſelwirkung zu ſtehen ſchienen.

„Das kann ich Ihnen auch ohne die Bäume verrathen,“ erwiederte ſie lächelnd, indem ſie das Tuch zurücknahm. „Das iſt ein munterer Jägerburſche, der ſeinem Mädchen einen guten Abend ſpielt.“

Dazu iſt aber die Entfernung doch beinahe zu groß," fuhr er fort, „manche Töne werden nicht ganz deutlich."

„Im Dorf unten hört man es beſſer als hier oben," ſagte ſie gleichgültig und ſchloß das Fenſter; „überdies ſagt ja das Sprichwort: das Ohr der Liebe hört noch weiter als das des Argwohns."

„Schön geſagt!" rief der junge Mann, „doch das Auge des Argwohns ſieht weiter als das der Liebe."

„Sie haben Recht," entgegnete ſie, „aber nur bei Tag, nicht bei Nacht."

Dieſe, wie es ſchien, ganz abſichtlos geſagten Worte überraſchten den jungen Mann ſo ſehr, daß er beſchämt die Augen niederſchlug. Er warf ſich ſeine Thorheit vor, daß er nur einen Augenblick glauben konnte, es ſey ein Liebhaber dieſes argloſen Kindes, der dort im Walde muſicire.

„Und nun gute Nacht, Vetter," fuhr Anna fort, indem ſie eine Kerze ergriff. „Träumen Sie etwas recht Schönes, man ſagt ja, der erſte Traum in einem Hauſe werde wahr; Hans, leuchte dem Herrn Baron ins rechte Thurmzimmer! Und dies noch," ſetzte ſie auf Franzöſiſch hinzu, als der Diener näher trat, „vermeiden Sie mit meinem Vater über Dinge zu ſprechen, die ihn ſo tief berühren. Er iſt ſehr heftig, doch gilt ſein Zorn nie der Perſon, ſondern der Meinung. Es war meine Schuld, daß ich Sie nicht zuvor unterrichtet habe, morgen will ich nähere Inſtruktion ertheilen. — Gute Nacht!"

Sinnend über dieſes ſonderbare und doch ſo liebenswürdige Weſen folgte der Gaſt dem Diener, und

die dumpfhallenden Gänge und Wendeltreppen, das vieleckige, in wunderlichen Spitzbogen gewölbte Gemach, das alterthümliche Gardinenbette, so manche Gegenstände, die er sonst so aufmerksam betrachtet hätte, blieben diesmal ohne Eindruck auf seine Seele, die nur eifrig beschäftigt war, den Charakter und das Benehmen Anna's zu prüfen und zu mustern.

5.

Als der Gast am folgenden Morgen nach einer sorgfältigen Toilette hinab ging, um mit seinen Verwandten zu frühstücken, konnte er sich anfänglich in dem alten Gemäuer nicht zurecht finden. Ein Diener, auf welchen er stieß, führte ihn dem Saal zu, und an den Gängen und Treppen, die er durchwandern mußte, bemerkte er erst, was ihm gestern nicht aufgefallen war, daß er im entlegensten Theil dieser Burg geschlafen habe. Auf sein Befragen gestand ihm der Diener, daß sein Gemach das einzige sey, das man auf jener Seite noch bewohnen könne, und außer dem Wohnzimmer mit den gewirkten Tapeten, dem Schlafzimmer des alten Herrn, dem Saal, dem kleinen Zimmerchen in einem andern Thurm, wo Fräulein Anna wohne, sey nur noch das ungeheure Bedientenzimmer, das früher zu einer Küche gedient habe, und die Wohnung des Amtmanns einigermaßen bewohnbar; die übrigen Gemächer seyen entweder schon halb eingestürzt, oder werden zu Fruchtböden und dergleichen benützt. Der stolze Sinn des Oheims und die fröhliche Anmuth seiner Tochter standen in sonderbarem Widerspruch mit diesen öden Mauern und

verfallenen Treppen, mit dieſen ſprechenden Bildern einer vornehmen Dürftigkeit. Der junge Mann war, wenn nicht an Pracht, doch an eine gewiſſe reinliche Eleganz in ſeiner Umgebung ſelbſt an Treppen und Wänden gewöhnt, und er konnte daher nicht umhin, ſeine Verwandten, die in ſo großer augenſcheinlicher Entbehrung lebten, für ſehr unglücklich zu halten. Das romantiſche Intereſſe, das der erſte Anblick dieſer Burg für ihn gehabt hatte, verſchwand vor dieſer traurigen Wirklichkeit, und wenn er ſich dachte, wie die Mauerriſſe und Spalten, durch welche jetzt nur die warme Morgenſonne herein fiel, den Stürmen des Winters freien Durchgang laſſen mußten, war ihm Anna's Furcht vor dieſer Jahrszeit wohl erklärlich.

„Und ein ſo zartes Weſen dieſen rauhen Stürmen ausgeſetzt," ſagte er zu ſich, „ein ſo reicher und gebildeter Geiſt ohne Umgang, vielleicht ohne Lektüre, einen ganzen Winter lang in dieſen Mauern vom Schnee und Wetter gefangen gehalten, einſam bei dem ernſten, feierlichen alten Mann! Und dieſer ehrwürdige Alte, der einſt beſſere Tage geſehen, durch die Ungunſt der Zeit in unverſchuldete Dürftigkeit und Entbehrung verſetzt!" Von ſo gutmüthiger Natur war das Herz des jungen Mannes, daß er vor der Thüre des Saales halb und halb den Entſchluß faßte, um die ſchöne Anna zu freien, ſie in die Mark zu führen, oder wenn ihm das Leben in Schwaben beſſer gefallen ſollte, mit ihr in die Reſidenz zu ziehen und für den Sommer Thierberg wieder in Stand ſetzen zu laſſen.

Der Alte empfing ihn mit einem herzlichen Morgengruß und derben Händedruck, und Anna erſchien

ihm heute noch freundlicher und zutraulicher als gestern. Das Tagewerk der Knechte wurde in seiner Gegenwart angeordnet und mit Wonne sah er Anna eine Geschäftigkeit im Hauswesen entfalten, die er der feingebildeten jungen Dame nicht zugetraut hätte. Auch über ihre eigenen Geschäfte sprachen die Bewohner des Schlosses. Der Alte wollte Vormittags mit seinem Verwalter rechnen, Anna den Gast unterhalten und einen Spaziergang mit ihm ins Thal hinab machen. Nach Tisch wollte sie bei einigen Damen in der Nachbarschaft Besuche abstatten, der Alte das Stück Wald, das ihm noch eigen gehörte, mustern und Albert sollte ihn begleiten. Der Abend sollte sie alle zum Spiel vereinigen. So angenehm dem jungen Mann die Aussicht war, einen ganzen Vormittag mit der schönen Cousine zu verleben, so erschreckte ihn doch ein so langer Waldspaziergang mit dem ernsten Onkel, der alle Augenblicke die sonderbarsten, vielseitigsten Kenntnisse verrieth, und in so hohem Alter noch ein Wortgedächtniß hatte, vor welchem jenem graute. „Wie? wenn er dich den ganzen Nachmittag ausfragte, was du gelernt hast," sagte er zu sich, „wie schnöde wird es dann an den Tag kommen, welche Lehrstühle und Säle in Berlin du nicht besucht, und wie schnell wird er ahnen, welche du besucht hast." Einiger Trost für ihn war seine geläufige Zunge und ein wenig Disputirkunst, das einzige, was ihm von seinem Hofmeister übrig geblieben war. Doch wie einen zum Galgen Verdammten das Henkermahl noch erfreut, das ihm der Nachrichter zu- und anrichten muß, so richtete sich seine geängstigte Seele an der schönen Gegenwart auf. Und welcher

Himmel ging ihm erſt auf, als der Onkel, nachdem er ſchon Hut und Stock ergriffen hatte, ſich noch einmal zu ſeinem Neffen wandte. „Noch etwas!“ ſagte er zu ihm, „ſo lange Thierberg ſteht, iſt es Sitte, daß die nächſten Verwandten gleicher Linie mit Du unter ſich reden; ich denke, du wirſt mit Anna keine Ausnahme machen, weil du hundert Meilen nördlicher geboren biſt.“

Anna lächelte und ſchien es ganz in der Ordnung zu finden, aber mit freudeglühenden Wangen ſagte der junge Mann zu; dankbar blickte er dem alten Oheim nach, der ihm in dieſem Augenblick wie ein Bote der Liebe erſchien. Leider vergaß er dabei, daß dieſes Du nicht das ſüße heimliche Du der Liebe ſey, und daß ein ſo nahes Verhältniß zwar der Freundſchaft förderlich, für die entſtehende Liebe aber ein Hinderniß ſeyn könnte.

„Und du wollteſt mir geſtern Abend noch Inſtruktionen geben,“ ſagte er, indem er ſich in das Fenſter zu dem Fräulein ſetzte. „Es iſt mir angenehm, wenn du mir recht viel vom Onkel ſagſt, ich habe ihn mir durchaus anders gedacht, und daher kam nun wohl geſtern Abend mein Mißgriff.“

„Wie haſt du dir ihn denn gedacht?“ fragte Anna.

„Nun, ich ſetzte mir aus dem, was Mutter und Vater erzählten, ein Bild zuſammen, das nun freilich nicht paßt. Seit mein Vater Kammerjunker an eurem Hofe war und nachher die Mutter nach Preußen heimführte, mögen es doch etwa dreißig Jahre ſeyn. Damals war wohl Onkel etwa fünf- bis ſechsunddreißig Jahre alt, und man nannte ihn noch immer den Junker, denn der Großvater Thierberg lebte noch. Mein Vater

beſchreibt ihn nun gar komiſch, wenn er auf ihn zu ſprechen kommt. Er war hier im Schloß aufgewachſen, unter der Aufſicht ſeines Herrn Papa und ſeiner Frau Mama. Die guten Großeltern könnte ich malen. Sie müßten in den geblümten und ausgenähten Fauteuils ſitzen, aufrecht und anſtändig friſirt; die Großmama in einem blauſeidenen Reifrock, der Großpapa in einem verſchoſſenen Hofkleid. Sie ſind die regierende Familie in ihrem Land, der Amtmann und der Paſtor ihr Hofſtaat. Der Erbprinz lernte hier nicht mehr, als ſich anſtändig verbeugen, die Hand küſſen, reiten und jagen, und die Prinzeſſinnen ſollen ihn an Bildung weit übertroffen haben. Die zwei Jahre Garniſonsleben bei den Reichstruppen hatten ihn nicht gerade verfeinert, und ſo ſoll er immer zur größten Luſt der Verwandten gedient haben, wenn er um die Zeit, da man alljährlich die Remontepferde von Leipzig brachte, in die Reſidenz kam. Meine Mutter wurde damals bei Onkel Wernau erzogen und mein Vater kam täglich in das Haus. Wenn dann dein Vater im Herbſt zu Beſuch kam, verhehlte er nicht, daß er nur gekommen ſey, um die ſchönen Remontepferde zu betrachten, zog den ganzen Tag bei Bereitern und in den Ställen umher, freute ſich, mit ſeiner großen Pferdekenntniß glänzen zu können, und unterhielt Abends die glänzende Geſellſchaft bei Wernau's durch ſein ſonderbares Weſen, das zwar nie linkiſch oder unanſtändig, aber im höchſten Grad naiv, ungezwungen und komiſch war. Mein Vater ſagte oft: er war ein Bild der guten alten Zeit, nicht jener ſteifen Zeit, wo man den Hofton und die Reifröcke in jedem Winkel des

Landes affektirte, ſondern einer viel früheren. Er war das Muſter eines ſchwäbiſchen Landjunkers."

Der junge Mann hielt inne in ſeiner Beſchreibung, als er ſah, daß ſeine Zuhörerin lächelte. „Du findeſt vielleicht dieſe Züge unwahr," ſagte er, „weil ſie auf heute nicht mehr paſſen, und doch verſichere ich" —

„Mir fiel nur," erwiederte ſie, „als du dies das Bild eines ſchwäbiſchen Landjunkers nannteſt, jenes Buch ein, das beinahe mit denſelben Zügen einen Landjunker in — Pommern ſchildert. Du verſetzt nun dieſes Bild in mein Vaterland, in dieſes Schloß ſogar; ſonderbar iſt es übrigens, daß beinahe kein Zug mehr zutrifft. In dem gut gemalten Bild eines Jünglings muß man ſogar die Züge des Greiſen wieder erkennen, doch hier" —

„Das wollte ich ja eben ſagen; ich fand den Onkel ſo ganz und durchaus anders, daß ich ſelbſt nicht begreifen konnte, wie er einſt jener muntere, naive Junge habe ſeyn können."

„Ich ſpreche ungern mit Männern über Männer, ich meine, es paſſe nicht für Mädchen," nahm Anna das Wort; „über meinen Vater vollends habe ich nie — beinahe nie geſprochen," ſetzte ſie erröthend hinzu, „doch mit dir will ich eine Ausnahme machen. Ich zwar kenne den Vater nicht anders, als wie er jetzt iſt; es iſt möglich, daß er vor dreißig Jahren etwas anders war, aber bedenke, Vetter Albert, durch welche Schule er ging! Alles, alles, was ihm einſt lieb und werth war, hat dieſe furchtbare Zeit niedergewühlt. Oder meinſt du, jene Verhältniſſe, ſo ſonderbar und unnatürlich

ſie vielleicht erſcheinen, ſeyen ihm nicht theuer geweſen? Wie oft, wenn die alten Herren von der vormaligen Reichsritterſchaft im Saal waren und ſich beſprachen über die gute alte Zeit, wie oft hätte ich da weinen mögen aus Mitleid mit den Greiſen, die ſich nun ſo ſchwer in dieſe neuen Geſtaltungen finden!"

„Aber ging es ganz Europa beſſer? Denke an Spanien, Frankreich, Italien, Polen und das ganze Deutſchland," erwiederte der Gaſt.

„Ich weiß, was du ſagen willſt," fuhr ſie eifrig fort, „man ſoll über dem Unglück und der Umwühlung eines Welttheils ſo kleine Schmerzen vergeſſen; aber wahrlich, ſo weit ſind wir Menſchen noch nicht. Auf dieſen Standpunkt erhebe ſich wer kann, und ich meine, er wird auch in ſeiner Großherzigkeit wenig Troſt, weder für ſich noch für das Allgemeine finden. Und ich möchte überdies noch behaupten, daß unter allen, die überall gelitten haben, vielleicht gerade dieſe Ritterſchaft nicht am wenigſten litt. Andere Wunden, die man nur dem Vermögen ſchlägt, heilen mit der Zeit; doch wo, nicht durch Revolution, ſondern im Namen geſetzlicher Gewalt, ſo alte, lang gewöhnte Bande zerſprengt, und Formen, die auf ewig gegründet ſchienen, zertrümmert werden, das eine Stück hierhin, das andere dorthin geriſſen, — werden die theuerſten Intereſſen in innerſter Seele verwundet. Wenn ſo die alten Hauptleute und Räthe der Ritterſchaft, einige Komthure und deutſche Ritter um die Tafel ſitzen, ſo glaubt man oft Geſpenſter, Schatten aus einer andern Welt zu ſehen. Doch wenn man dann bedenkt, daß dies alles, was ſie einſt erfreute,

ſo lange vor ihnen zu Grabe ging, und dieſe Titel von der jungen Welt nicht mehr verſtanden werden, ſo kann man mit ihnen recht traurig werden.“

„Es iſt wahr,“ bemerkte der Gaſt, „und man muß gerecht ſeyn; ſie wurden von früher Jugend in der Achtung und im ritterlichen Eifer für jene alte Formen erzogen, glänzten vielleicht eben im erſten Schimmer einer neuen Amtswürde, als das Unglück hereinbrach und alles auflöste; und wie ſchwer iſt es, alten Gewohnheiten zu entſagen, alte Vorurtheile abzulegen!“

„Um ſo ſchwerer,“ ſetzte Anna hinzu, „wenn man ein Recht und geſetzliche Anſprüche darauf zu haben glaubt. Hätte man jene Bande ſanft gelöst, man würde ſich nach und nach gewöhnt haben; ſo aber war es das Werk eines Augenblicks. Vermögen, Anſehen und Würden gingen zugleich verloren, und mancher wurde gefliſſentlich gekränkt So wurde der Unmuth über die Veränderungen zur Erbitterung. Der Vater hat oft erzählt, wie ſie ihm an einem Tage alle Familienwappen von den Wänden geriſſen, das Vieh geſchätzt, Pferde weggeführt, die Braupfannen verſiegelt und für Staatseigenthum erklärt haben; die Mutter war krank, der Vater außer ſich gebracht durch höhniſche Behandlung der neuen Beamten, und um das Unglück vollkommen zu machen, legten ſie fünfundſiebenzig Franzoſen in dieſes Schloß, die nicht plündern, aber ungeſtraft ſtehlen durften, und wenn ſie weiter zogen, nur eben ſo viel neuen Gäſten Platz machten.“

„Wahrhaftig!“ rief Albert, „ein ſolches Schickſal hätte wohl auch den fröhlichſten Junker ernſt machen müſſen!“

„Wie es ging, weiß ich nicht; nur ſo viel nahm ich mir aus Geſprächen ab, daß er ſeit jener Zeit ganz verändert ſey. Er hielt ſich meiſtens zu Hauſe, las viel und ſtudirte manches. Er gilt jetzt in der Gegend für einen Mann, der viel weiß, und muß in manchen Fällen Rath geben. Doch um auf die Inſtruktionen zu kommen, die ich dir ertheilen wollte, ſo kannſt du ſie aus dem, was ich dir erzählte, ſelbſt abnehmen. Berühre nie die frühern politiſchen Verhältniſſe, wenn du ihn nicht wehmüthig machen willſt, ſprich nie von dem Kaiſer" —

„Von welchem Kaiſer?" unterbrach ſie der Vetter.

„Nun von Napoleon, wollte ich ſagen; er ſieht ihn als den Urheber aller ſeiner Leiden an, und wenn etwa der General in dieſen Tagen kommen ſollte, laß dich in keinen politiſchen Diskurs ein; ſie ſind ſchon ſo heftig aneinander gerathen."

„Wer iſt denn der General?" fragte Albert, „hat nicht dein Vater mich geſtern aufgefordert, mit ihm über die neuere Kriegszucht zu ſprechen?"

„Der General Willi iſt unſer Nachbar," erwiederte Anna, „und wohnt eine halbe Stunde von hier, den Neckar abwärts. Er gehört ſo ſehr der neueren Zeit an, als der Vater der alten, und ich kann ihm ſeine Art zu denken eben ſo wenig verargen, als meinem Vater. Er machte in den früheren Feldzügen eine ſehr ſchnelle Carriere, und der Kaiſer ſelbſt ſoll ihn im Feldzuge von 1809 beredet haben, unſern Dienſt zu verlaſſen und in die Garde zu treten. Er war mit in Rußland, wurde bei Chalons gefangen und zog ſich nachher gänzlich zurück. Hier hat er nun ein Gut gekauft, iſt ein ſehr

vermöglicher Mann und lebt im Stillen seinen Erinnerungen. Du kannst dir denken, daß ein Mann, der in solchen Verhältnissen seine schönsten Jahre lebte, wohl auch noch heute von der Sache, für welche er einst focht, eingenommen ist; er ist, was man so nennt, ein eigensinniger Napoleonist, und hat wenigstens so gut als irgend einer Grund dazu."

„Wenn er ein Franzose wäre," entgegnete Albert, „dann möchte es hingehen. Aber für einen Deutschen schickt es sich doch wahrhaftig nicht. Es war keine Sache, für welche er focht, sondern ein Phantom."

„Streiten wir nicht darüber," fiel ihm Anna ins Wort; „ich bin überzeugt, wenn du diesen liebenswürdigen edeln Mann kennen lernst, wirst du ihm seinen Enthusiasmus vergeben."

„Wie alt ist er denn?" fragte jener befangen.

„Ein guter Fünfziger," erwiederte Anna lächelnd. „Mir aber scheint er, wie gesagt, für seine Gesinnungen ein so gutes Recht zu haben, als der Vater. Wurde ja doch auch, was ihm groß und erhaben däuchte, zerstört und verhöhnt, und du weißt, daß dies nicht der Weg ist, die Menschen mit dem Neueren auszusöhnen. Die beiden Herren haben große Zuneigung zu einander gefaßt, obgleich sie in ihren Meinungen so schroff einander gegenüber stehen. Oft kömmt es unter ihnen zu so heftigem Streit, daß ich immer einmal einen wirklichen Bruch der nachbarlichen Verhältnisse voraussehe. Ich glaube, wenn mehr Damen zugegen wären, würde es nie so weit kommen, aber leider hat auch der General vor einigen Jahren seine Frau verloren. Sie war eine

treffliche Frau, und meine Mutter ſchätzte ſie ſehr; der Vater konnte es ihr aber nie vergeben, daß ſie eine Bürgerliche war, und ſeine Schweſter, die jetzt eben bei ihm iſt, pflegt immer nur auf kurze Zeit einzukehren."

Der alte Thierberg, der in dieſem Augenblick von ſeinem Amtmann zurückkam, unterbrach dieſes Geſpräch, das der junge Mann noch lange hätte fortſetzen mögen; denn Baſe Anna erſchien ihm, wenn ſie lebhaft ſprach, wenn ihre Augen während der Rede heller glänzten und ihre zarten Züge jede ihrer Empfindungen abſpiegelten, immer reizender, liebenswürdiger zu werden, und er glaubte aus dem Vergnügen, das ihr die Unterhaltung mit ihm zu gewähren ſchien, nicht mit Unrecht einen günſtigen Schluß für ſich ziehen zu dürfen.

6.

Von allen ſeinen früheren reichsfreiherrlichen Rechten war dem alten Thierberg nur die Ernennung, oder wie man es dort nannte, die Präſentation des Schulmeiſters übrig geblieben, und er verwünſchte auch dieſen letzten Reſt ehemaliger Größe und Gewalt, als er Nachmittags zwei Schulamtskandidaten mit dem Thierberger Prediger ins Schloß treten ſah. Er hieß ſeinen Neffen allein in den Wald vorausgehen und verſprach bald zu folgen. Der junge Mann wanderte langſam jenen Weg hinan, welchen ihn Anna zuerſt geführt hatte. Oft ſtand er ſtille und ſah zurück auf dieſe alterthümliche Burg, und gern verweilte ſein Auge auf jenem Thurm, in deſſen Zimmerchen Anna wohnte.

Wie liebte er dieſes klare, ruhige, natürliche Weſen, gepaart mit ſo viel Anſtand und mit ſo feiner Bildung! Er konnte ſich auf nichts Aehnliches beſinnen. Oft wollten zwar in ſeiner Erinnerung die Damen der Mark dieſem Schwabenkind den Vorrang ſtreitig machen. Es däuchte dem jungen Mann, er habe elegantere Formen geſehen, gewandter, zierlicher ſprechen gehört; er rief ſich jede einzelne Schönheit, die ihn ſonſt bezauberte, zurück, aber er bekannte, daß es gerade dieſe Unbefangenheit, dieſe Ruhe ſey, was ihm ſo überraſchend, ſo neu, ſo liebenswürdig erſchien. „Sie iſt zu verſtändig, zu ruhig, zu klar, um jemals recht lieben zu können,“ fuhr er in ſeinen Gedanken fort, „aber ſchätzen wird ſie mich, ſie wird Intereſſe an mir finden. Und gerade dieſe Klarheit, dieſe Art, über das Leben zu denken, muß ihr andere, beſſere Verhältniſſe längſt wünſchenswerth gemacht haben. Bequeme, elegante Wohnung, eine geſchmackvolle Garderobe, Wagen, Pferde, Bediente, eine ausgeſuchte Bibliothek, das ſind die Dinge, welche in einem ſolchen kalten Herzen die Liebe erſetzen; ſo unbefangen ſie iſt, ſo weiß ſie doch in ihrer Unbefangenheit die Dame recht wohl zu ſpielen, und wirklich — es muß ihr als Frau von Rantow allerliebſt ſtehen!“

Der junge Mann war unter dieſen Träumen einer ſchönen Zukunft auf einer Höhe angelangt, wo er einen Theil des reizenden Neckarthales überſchauen konnte. Vorwärts zu ſeiner Linken gewahrte er eine Waldſpitze, die weit vorſprang und ihm die Ausſicht auf den andern Theil des Thales verdeckte. Er verglich ſie mit der Lage des Schloſſes, und fand, es müſſe

dieſelbe Bergſpitze ſeyn, von welcher geſtern jene ſüßen Flötenklänge herüber tönten. Von dort aus, hatte ihm Anna geſagt, könne man einen weiten freien Blick über das ganze Thal genießen, und raſch beſchloß er, nicht erſt den Oheim abzuwarten, ſondern im Genuß einer herrlichen Ausſicht auf jener Waldecke ſeinen Gedanken nachzuhängen. Er hatte ſich die Richtung gut gemerkt, und nicht lange, ſo trat er auf dieſen reizenden Platz heraus. Das Thal ſchwenkte ſich in einem ſchönen Bogen an Thierberg vorüber um dieſe Bergecke. Rechts und bei weitem näher, als Albert gedacht hatte, lag die Burg, durch eine breite Waldſchlucht von dieſer Stelle getrennt. Man konnte mit einem guten Fernglas deutlich in die Fenſter von Thierberg ſehen, und der junge Mann ergötzte ſich eine Zeit lang an den Zügen des Paſtors und ſeines Oheims, die in eifrigem Geſpräch an der Fenſterbrüſtung ſtanden. Auch Anna's Thurmfenſter war geöffnet, aber ſtatt ihrer holden Züge ſah man nur einen kleinen Orangenbaum, den ſie an die Sonne geſtellt hatte. In der Mitte des Thales zog in kleineren Bogen der Neckar hin, viele freundliche Halbinſeln bildend, und in kleiner Entfernung entdeckte das Auge des jungen Mannes ein neues Schloß, in deſſen Fenſtern ſich die Mittagsſonne ſpiegelte. Es war in gefälligem italieniſchem Styl aufgebaut, die Säulen und der Balkon, ſchlank und zierlich, machten einen ſonderbaren Kontraſt mit den dunklen ſchweren Mauern des Thierbergs zu ſeiner Rechten, und wie dieſe Burg auf der Nordſeite des Gebirges auf einem

ſteilen Waldberg hing, ſo ruhte jenes ſchöne Luſtſchloß auf der Südſeite gegenüber an einem ſanften Rebhügel, deſſen reinlich und nett angelegten Geländer und Spaliere ſich bis an den Fluß herabzogen. Albert war in dieſen reizenden Anblick verſunken und dachte nach über dieſen Gegenſatz, welchen die beiden Schlöſſer wie Bilder der alten und neuen Zeit hervorbrachten, als feſte Männertritte hinter ihm durch das Gebüſch rauſchten und ihn aus ſeinen Betrachtungen weckten. Er wandte ſich um, und war vielleicht nicht weniger erſtaunt, als der Mann, der jetzt durch die letzten Büſche brach und vor ihm ſtand — es war ſein Gefährte vom Eilwagen. Er hatte eine Jagdtaſche übergeworfen, trug eine Büchſe unter dem Arm und zwei große Windhunde ſtürzten hinter ihm aus dem Gebüſch.

„Wie? iſt es möglich!“ rief der Jäger und blieb verwunderungsvoll ſtehen, „ich hätte mir noch eher einfallen laſſen, hier auf einen Adler, denn auf Sie zu ſtoßen!“

„Sie ſehen, ich benütze Ihren Rath,“ erwiederte der junge Mann; „ich durchſpüre jeden Winkel Ihres Landes nach ſchönen Ausſichten“ —

„Aber wie kommen Sie hieher?“ fuhr jener fort, indem er ihn aufmerkſamer betrachtete, „und Sie ſind auch nicht auf der Reiſe, wie ich ſehe; haben Sie ſich in der Nähe eingemiethet?“

Albert deutete lächelnd auf die alte Burg hinüber. „Dort — und geſtehen Sie,“ ſagte er, „ich hätte keinen ſchöneren Punkt wählen können.“

„In Thierberg?“ rief der Jäger mit ſteigendem Erſtaunen, indem er auf einen Augenblick leicht

erröthete, „wie, iſt es möglich, in Thierberg? oder ſind vielleicht gar Thierbergs die Verwandten, die“ —

„Die ich in der Stadt beſuchen wollte und hier auf ihrem Landſitz traf. Ich ſegne übrigens dieſen Geſchmack meines Oheims,“ ſetzte Albert mit einer Verbeugung hinzu, „da er mich aufs neue in die Nähe meines angenehmen Reiſegeſellſchafters führte.“

„So wären Sie vielleicht ein Rantow aus Preußen?“ fragte der Jäger aufs neue.

„Allerdings,“ antwortete der Gefragte; „aber wie folgern Sie dies? ſind Sie vielleicht mit meinem Oheim bekannt?“

„Ich beſuche ihn zuweilen,“ ſagte jener mit einem langen Seitenblick auf das alte Schloß; „ich bin gern dort. Doch beinahe hätte ich das Glück gehabt, Ihre Bekanntſchaft noch früher zu machen; ich reiste vor einem Jahr in ihre Heimath, und auf den Fall, daß mich meine Straße über Fehrbellin geführt hätte, war ich mit einem Brief an Ihre Eltern verſehen, mit einem Brief von ihrem Oheim ſelbſt. — Aber habe ich zu viel geſagt, wenn ich von den Reizen unſeres Neckarthales ſprach? Finden Sie nicht alles hier vereinigt, was man immer für das Auge wünſchen kann?“

„Ich dachte ſchon vorhin darüber nach,“ verſetzte Rantow; „wie verſchieden iſt der Charakter dieſer beiden Berge zur Seite des Thales! Hier dieſer dunkle Wald mit Schluchten und Felſenriſſen, durch welche ſich Bäche herabgießen, die alte Burg, halb Ruine, auf dieſe jäh abbrechende Wand hinausgerückt. Jenſeits

die ſanften wellenförmigen Rebhügel, mit bläulich-rother Erde und dem ſanften Grün des Weinſtocks. Und dieſe Kontraſte durch das lieblichſte Thal, durch den Fluß vereinigt, der bald hierhin, bald dorthin zu den Bergen ſich wendet. Wahrhaftig, es müßte nichts Angenehmeres ſeyn, als auf einer dieſer grünen Halbinſeln ein einſames Idyllenleben zu führen!"

„Ja," entgegnete der Jäger lächelnd, „wenn der Fluß nicht in jedem Frühjahre austräte, und Damon, die Hütte und — ſeine Daphne zu entführen drohte! Aber waren Sie ſchon unten im Thal?"

„Noch nicht, und wenn etwa Ihr Weg hinabführt, werde ich Sie gern begleiten."

Der Jäger lockte ſeinen Hunden und ſchlug dann einen Seitenpfad ein, der in die Tiefe führte. Rantow, der hinter ihm ging, bewunderte den ſchlanken Bau, den kräftigen Schritt und die gewandten Bewegungen des jungen Mannes. Er war einigemal verſucht zu fragen, wer er ſey, wo er wohne; aber es lag etwas ſo Beſtimmtes, Ueberwiegendes in ſeinem ganzen Weſen, daß er dieſe Frage immer wieder auf eine bequemere Zeit verſchob. Im Thal wandte ſich der Jäger ſtromabwärts; Kinder und Alte, die ihnen begegneten, grüßten ihn überall freundlich und zutraulich; manche blieben wohl auch ſtehen und ſchauten ihm nach. Oft ſtand er ſtille und machte den Fremden auf jeden ſchönen Punkt aufmerkſam, erzählte ihm von der Lebensart der Leute, von ihren Sitten und ländlichen Feſten.

Der Weg bog jetzt um den Berg und plötzlich ſtanden ſie dem neuen Schloß gegenüber, das Albert von

der Höhe herab geſehen hatte. „Welch herrliches Gebäude!“ rief er, „wie maleriſch liegt es in dieſen Weinbergen! Wem gehört dieſes Schloß?“

„Meinem Vater,“ erwiederte der Jäger freundlich. „Ich denke, Sie ſetzen mit mir über und verſuchen den Wein, der auf dieſen Hügeln wächſt.“

Gern folgte der junge Mann dieſer einfachen Einladung; ſie gingen ans Ufer, wo der Jäger einen Kahn losband; er ließ ſeinen Gaſt einſteigen und ruderte ihn leicht und kräftig über den Fluß. Auf reinlichen, mit feinem Kies beſtreuten Wegen, durch hohe Spaliere von Wein gingen ſie dem Schloß zu, deſſen einfach ſchöne Formen in der Nähe noch deutlicher und angenehmer hervortraten, als aus der Ferne betrachtet. Unter dem ſchattigen Portal, das vier Säulen bildeten, ſaß ein Mann, der aufmerkſam in einem Buche las. Als die jungen Männer näher kamen, ſtand er auf und ging ihnen einige Schritte entgegen. Er war groß, aufrecht und hager, und mochte etwa zwiſchen fünfzig und ſechzig Jahre alt ſeyn. Ein ſchwarzes blitzendes Auge, eine kühn gebogene Naſe, die dunkelbraune Geſichtsfarbe und eine hohe gebietende Stirne, wie ſeine ganze Haltung, gaben ihm etwas Auffallendes, Ueberraſchendes. Er trug einen einfachen militäriſchen Oberrock, ein rothes Band im Knopfloch, und noch ehe er ihm vorgeſtellt wurde, wußte der junge Rantow aus dieſem allem, daß es der General Willi ſey, vor welchem er ſtand. Ihn ſelbſt ſtellte der junge Willi als Vetter der Thierbergs und als ſeinen Reiſegefährten vor.

Der General hatte eine tiefe, aber angenehme Stimme; er antwortete: „Mein Sohn hat mir von Ihnen geſagt; Ihre Mutter kenne ich wohl, habe ſie früher in der Reſidenz geſehen. Als wir nach Schleſien marſchirten, wurde ich nach Berlin geſchickt; ich blieb vier Wochen bei der Feldpoſt dort und ritt während dieſer Zeit mehrere Mal nach Fehrbellin hinüber, Ihre Eltern zu beſuchen.“

„Wahrhaftig!“ rief der junge Mann, „ich erinnere mich, mehrere franzöſiſche und deutſche Offiziere damals in unſerem Haus geſehen zu haben; es müßte mich alles täuſchen, Herr General, oder ich kann mich noch Ihrer erinnern. Ihre Uniform war grün und ſchwarz, und einen großen grünen Buſch trugen Sie auf dem Hut. Sie ritten einen großen Rappen.“

„Ach ja, die alte Leda!“ ſagte der General, „ſie hat treu ausgehalten bis an die Bereſina; dort liegt ſie zwanzig Schritte von der Brücke im Sumpf. Es war ein gutes Thier, und in der Garde nannte man ſie **le diable noir.** — Grüne Büſche ſagen Sie? — Richtig, ich diente damals unter den ſchwarzen Jägern von Würtemberg. Ein braves Corps, bei Gott! Wie haben ſich dieſe Leute bei Linz geſchlagen!“

„War es damals, bemerkte Rantow, „als Marſchall Vandamme, den Gott verdamme, äußerte: **ces bougres là se battent comme nous?**“

„Sie haben da eine ſonderbare Ueberſetzung des Namens Vandamme, doch — ach! Sie ſind ein Preuße; gut, ich gebe zu, der General Vandamme war verhaßt, beſonders in der ſüddeutſchen Armee; er

wußte es auch recht gut; ſeine Bewunderung über die Bravour jener Soldaten hätte er vielleicht artiger, aber nie mit mehr Wahrheit ausdrücken können."

Sie waren unter dieſen Worten bis unter das Portal des Hauſes getreten; ein Buch lag dort aufgeſchlagen, der junge Willi ſah es lächelnd an und ſagte: „Zum ſechsten Mal, mein Vater?"

„Zum ſechsten Mal," erwiederte jener, indem auch durch ſeine ernſten Züge ein leichtes Lächeln ging. „Sie ſehen, Herr von Rantow, man zieht oft die Kinder nur dazu auf, daß ſie ihre Eltern nachher wieder aufziehen. So kann er es nicht recht leiden, daß ich gewiſſe Bücher oft leſe; und doch iſt es ein guter Grundſatz, nicht vielerlei Bücher, aber wenige gute öfter zu leſen."

„Sie haben Recht," erwiederte Rantow, „und darf ich wiſſen, welches Buch Sie zum ſechsten Male leſen?" Der General bot es ihm ſchweigend.

„Ah, die ſchöne Fabel von 1812!" rief Albert, „der Feldzug des Grafen Ségur! Nun, ein Gedicht wie dieſes darf man immer wieder leſen, beſonders wenn man, wie Sie, den Gegenſtand kennen gelernt hat."

„Sie nennen es Gedicht?" fragte der General, „da Sie nicht aus Erfahrung ſprechen können, iſt wohl General Gourgaud Ihr Gewährsmann? Aber ich kann Sie verſichern, in dieſem Buch iſt ſo furchtbare Wahrheit, ſo traurige Gewißheit, daß man das wenige, was Dichtung iſt, darüber vergeſſen kann. Die Figuren in dieſem Gemälde leben, man ſieht ihren ſchwankenden Marſch über die Eisfelder, man ſieht brave Kameraden im Schnee verſcheiden, man ſieht ein Rieſenwerk, jene

große kampfgeübte Armee, durch die Ungunst des Schicksals in viel tausend traurige Trümmer zerschlagen. Aber ich liebe es, unter diesen Trümmern zu wandeln, ich liebe es, an jene traurigen, über das Eis hinschwankenden Männer mich anzuschließen, denn ich habe ihr Glück und — ihr Unglück getheilt."

„Ich bewundere nur deine Geduld, Vater," erwiederte der Sohn; „du kannst diese französischen Tiraden, die, wenn man sie in nüchternes Deutsch auflöst, beinahe lächerlich erscheinen, lesen und immer wieder lesen! Ich erinnere mich aus diesem berühmten Buch einer solchen Stelle, die im Augenblick das Gefühl besticht, nachher, mich wenigstens, lächeln machte. Die Armee hat sich in größter Unordnung hinter Wilna zurückgezogen. Die Russen sind auf den Fersen. Eine Zeit lang imponirt ihnen noch die Nachhut des Heeres, aber bald löst sich auch diese auf, und die Ersten der Russen, indem sie einen Hohlweg heraufdringen, mischen sich schon mit den Letzten der Franzosen. Ségur schließt seine Periode mit den Worten: Ach! es gibt keine französische Armee mehr! — Doch es gibt noch eine, fährt er fort, Ney lebt noch; er reißt dem Nächsten das Gewehr aus der Hand, u. s. w. — Kurz, der edle Marschall thut in übertriebenem Eifer noch einige Schüsse auf den Feind und repräsentirt gleichsam in sich selbst die halbe Million Soldaten, die Napoleon gegen Rußland ins Feld führte. Ist dies nicht mehr als dichterisch, ist dies nicht lächerlich überstiegen?"

„Ich erinnere mich noch recht wohl jenes Moments, und so grausam unser Schicksal, so gedrängt unser

wußte es auch recht gut; ſeine Bewunderung über die Bravour jener Soldaten hätte er vielleicht artiger, aber nie mit mehr Wahrheit ausdrücken können."

Sie waren unter dieſen Worten bis unter das Portal des Hauſes getreten; ein Buch lag dort aufgeſchlagen, der junge Willi ſah es lächelnd an und ſagte: „Zum ſechsten Mal, mein Vater?"

„Zum ſechsten Mal," erwiederte jener, indem auch durch ſeine ernſten Züge ein leichtes Lächeln ging. „Sie ſehen, Herr von Rantow, man zieht oft die Kinder nur dazu auf, daß ſie ihre Eltern nachher wieder aufziehen. So kann er es nicht recht leiden, daß ich gewiſſe Bücher oft leſe; und doch iſt es ein guter Grundſatz, nicht vielerlei Bücher, aber wenige gute öfter zu leſen."

„Sie haben Recht," erwiederte Rantow, „und darf ich wiſſen, welches Buch Sie zum ſechsten Male leſen?" Der General bot es ihm ſchweigend.

„Ah, die ſchöne Fabel von 1812!" rief Albert, „der Feldzug des Grafen Ségur! Nun, ein Gedicht wie dieſes darf man immer wieder leſen, beſonders wenn man, wie Sie, den Gegenſtand kennen gelernt hat."

„Sie nennen es Gedicht?" fragte der General, „da Sie nicht aus Erfahrung ſprechen können, iſt wohl General Gourgaud Ihr Gewährsmann? Aber ich kann Sie verſichern, in dieſem Buch iſt ſo furchtbare Wahrheit, ſo traurige Gewißheit, daß man das wenige, was Dichtung iſt, darüber vergeſſen kann. Die Figuren in dieſem Gemälde leben, man ſieht ihren ſchwankenden Marſch über die Eisfelder, man ſieht brave Kameraden im Schnee verſcheiden, man ſieht ein Rieſenwerk, jene

große kampfgeübte Armee, durch die Ungunst des Schicksals in viel tausend traurige Trümmer zerschlagen. Aber ich liebe es, unter diesen Trümmern zu wandeln, ich liebe es, an jene traurigen, über das Eis hinschwankenden Männer mich anzuschließen, denn ich habe ihr Glück und — ihr Unglück getheilt."

„Ich bewundere nur deine Geduld, Vater," erwiederte der Sohn; „du kannst diese französischen Tiraden, die, wenn man sie in nüchternes Deutsch auflöst, beinahe lächerlich erscheinen, lesen und immer wieder lesen! Ich erinnere mich aus diesem berühmten Buch einer solchen Stelle, die im Augenblick das Gefühl besticht, nachher, mich wenigstens, lächeln machte. Die Armee hat sich in größter Unordnung hinter Wilna zurückgezogen. Die Russen sind auf den Fersen. Eine Zeit lang imponirt ihnen noch die Nachhut des Heeres, aber bald löst sich auch diese auf, und die Ersten der Russen, indem sie einen Hohlweg heraufdringen, mischen sich schon mit den Letzten der Franzosen. Ségur schließt seine Periode mit den Worten: Ach! es gibt keine französische Armee mehr! — Doch es gibt noch eine, fährt er fort, Ney lebt noch; er reißt dem Nächsten das Gewehr aus der Hand, u. s. w. — Kurz, der edle Marschall thut in übertriebenem Eifer noch einige Schüsse auf den Feind und repräsentirt gleichsam in sich selbst die halbe Million Soldaten, die Napoleon gegen Rußland ins Feld führte. Ist dies nicht mehr als dichterisch, ist dies nicht lächerlich überstiegen?"

„Ich erinnere mich noch recht wohl jenes Moments, und so grausam unser Schicksal, so gedrängt unser

Rückzug war, ſo ließ er uns doch einige Augenblicke frei, dieſem Krieger und ſeiner wahrhaft antiken Größe unſere Bewunderung zu zollen. Wenn du bedenkſt, wie es von großer Wichtigkeit war, daß er mit wenigen Tapfern jenes Defilé eine Zeit lang gegen den Feind behauptete, daß er und die Seinen allerdings in dieſem Augenblick noch die einzigen wirklichen Combattanten waren, die den Ruſſen die Spitze boten, ſo wird dich jener Ausdruck weniger befremden; ich wenigſtens danke es Ségur, daß er auch jenem erhabenen Moment einen Denkſtein ſetzte."

„Alſo iſt jene Scene wahr?" fragte Rantow.

„Gewiß! und eine ſchöne großartige Idee liegt darin, daß man weiß, wer von der großen Armee zuletzt gegen die Ruſſen ſchlug, daß es Ney war, welchen jener hohe Ruhm, der ihm ſogar aus dieſem Rückzug ſproßte, die Handgriffe des gemeinen Soldaten nicht vergeſſen ließ. Er war, wie Hannibal, der letzte beim Rückzug."

„Was ſagen Sie aber über jenen, welcher der Erſte in der Armee und der Erſte beim Rückzug war?" bemerkte Rantow. „Ich glaube, zwanzig Jahre früher hätte er jeden Schritt mit ſeinen Garden vertheidigt" —

„Und zwanzig Jahre ſpäter vielleicht auch," fiel ihm der General ins Wort, „und wäre vielleicht als Greis eines ſchönen Todes mit ſeinen Garden geſtorben. Anno 12, werden Sie aber wohl wiſſen, war er Kaiſer eines Landes, von welchem er, ohne Nachricht, ohne Hülfe, auf ſo viele hundert Meilen getrennt war. Was hielt ihn bei der Armee, nachdem unſer Unglück entſchieden

war? Glauben Sie nicht, daß er etwas Aehnliches, wie den Abfall Ihres York, geahnt hat? Mußte er nicht in Frankreich frische Mannschaft holen?"

„Warum zog er gegen Asien zu Feld, der neue Alexander," sagte Rantow spöttisch lächelnd, „wenn er ahnte, daß das Preußenvolk in seinem Rücken nur darauf laure, ihm den Todesstreich zu geben? War dies die gerühmte Klugheit des ersten Mannes des Jahrhunderts?"

„Glauben Sie, junger Mann," erwiederte der General, „der Kaiser war erhaben über einen solchen Verdacht. Er wußte, daß Ihr König ein Mann von Ehre sey, der ihn im Rücken nicht überfallen werde; er wußte auch, daß Preußen zu klug sey, um á la Don Quixote die große Armee allein anzugreifen."

„Preußen war nichts schuldig!" rief der junge Mann erröthend, „man weiß, wie Buonaparte selbst seine Friedensbündnisse gehalten hat; man war nicht schuldig, zu warten, bis es dem großen Mann gefällig sey, die Kriegserklärung anzunehmen. Der Gefesselte hat das Recht, in jedem günstigen Augenblicke seine Fesseln zu zerreißen, und sollte er auch den damit zertrümmern müssen, der sie ihm anlegte."

„Nun, Vater," setzte der junge Willi hinzu, „das ist es ja, was ich schon lange sagte, wenn ich den Aufstand des ganzen Deutschlands in Schutz nahm. Wer gab den Franzosen das Recht, uns in Ketten und Bande zu schlagen? Unsere Thorheit und ihre Macht! Wer gab uns das Recht, ihnen das Schwert zu entwinden und die Spitze gegen sie selbst zu wenden? Ihre Thorheit und unsere Macht."

„Ich gebe zu," antwortete der General mit Ruhe, „daß man im Volk, vielleicht auch unter Politikern also ſpricht und ſprechen darf. Niemals aber darf der Soldat dieſe Sprache führen, um eine ſchlechte That zu beſchönigen. Es gibt manche glänzende Verräthereien in der Geſchichte; die Zeiten, wo ſie begangen wurden, waren vielleicht mit der Gegenwart ſo ſehr beſchäftigt, daß man die Verräther geprieſen hat; aber die Nachwelt, welche die Gegenſtände in hellerem Lichte ſieht, hat immer gerecht gerichtet und manchen glänzenden Namen ins ſchwarze Regiſter geſchrieben. Auch die Sache des Kaiſers wird die Nachwelt führen. So viel iſt aber gewiß, daß zu allen Zeiten, wo es Soldaten gibt, einer, der ſeine Fahne verläßt, immer für einen Schurken gelten wird."

„Ich gebe dies zu," erwiederte Rantow, „nur ſehe ich nicht ein, wie dies den übereilten Zug nach Rußland entſchuldigen könnte."

„Meinen Sie denn, der Zuſtand Preußens ſey uns ſo unbekannt geweſen?" fragte der General, „man wußte ſo ziemlich, wie es dort ausſah. Ich war von Mainz bis Smolensk im Gefolge des Kaiſers und namentlich in deutſchen Provinzen oft an ſeiner Seite, weil ich die Gegenden kannte, und manchmal in ſeinem Namen Fragen an die Einwohner thun mußte. In den preußiſchen Stammprovinzen fiel ihm und uns allen die Haltung und das Anſehen der jungen Leute auf. Das ganze Land ſchien von Beurlaubten angefüllt, und doch waren es immer nur die jungen Männer, die hier geboren und erzogen waren. Die Haare waren ihnen militäriſch

geſchnitten, ihre Haltung war aufgerichtet, geregelt; ſie ſtanden ſelten wie faule müßige Gaffer da, wenn der Kaiſer und ſein Gefolge vorüberzog. Nein, ſie machten Front, wenn ſie ihn ſahen, die Füße ſtanden eingewurzelt, der linke Arm ſtraff angezogen und an die Seite gedrückt, das Auge hatte die regelrechte Richtung und die rechte Hand machte ihren Soldatengruß. Es waren dies keine Bauernburſche mehr, ſondern Soldaten, und der Kaiſer wußte wenigſtens, daß nicht die ganze preußiſche Armee mit ihm ziehe."

„Er ließ einen gefährlichen, beleidigten Feind in ſeinem Rücken," bemerkte Rantow.

„Ein gefährlicher Feind, Herr von Rantow, iſt etwa eine beleidigte Schlange, aber nicht eine Armee, nicht Männer von Ehrgefühl. Das preußiſche Heer hatte ſich mit der großen Armee vereinigt, und ſobald dies geſchehen war, ſtand ſie unter dem Oberbefehl des erſten Kriegers dieſer Armee; in dieſer Eigenſchaft hatten wir weder von ihnen noch von den Zurückgebliebenen etwas zu fürchten; die Untergebenen band ihr Eid an ihre Fahnen, und die Generale, die Repräſentanten dieſer Fahnen, band ihre Ehre. Wenn Sie die Sache aus dieſem natürlichen Geſichtspunkt betrachten wollen, ſo werden Sie am Betragen des Kaiſers bei Beginn jenes unglücklichen Feldzuges nichts Uebereiltes oder Unkluges finden."

„Das preußiſche Heer, das gezwungen mit ausrückte," erwiederte der junge Mann, „gehörte nicht dieſem Kaiſer der Franzoſen, ſondern ſeinem rechtmäßigen König, und in demſelben Augenblicke, als

dieſer ſie ihrer Pflichten gegen jenen erſten Krieger entband" —

„Konnten ſie gegen uns ſelbſt die Waffen richten," fiel der General ein; „da haben Sie vollkommen Recht; ſie konnten ihre Quarrés bilden, uns den Gehorſam weigern, und, im Fall des Zwanges, Feuer auf unſere Colonnen geben, ſie konnten ſich im Angeſicht der Armee mit den Ruſſen vereinigen, ſie durften dies alles thun" —

„Nun ja — das war es ja eben, was ich meinte."

„Nein, Herr, das war es nicht!" fuhr jener eifrig fort. „Nur erſt, verſtehen Sie wohl, nur dann erſt, wann ihr König ſie ihres Eides entband, konnten ſie den Gehorſam verweigern, ſie mußten es ſogar, auch auf die Gefahr hin, zu Grunde zu gehen. So lange dies nicht der Fall war, handelten ſie, wenn ſie feindlich auftraten, als Verräther an ihrer Ehre und ſogar an ihrem König; denn die Ehre des Königs, der die Befehlshaber gewählt hatte, bürgte gleichſam für ihr Betragen."

„Nun, wenn ich auch dies von den Befehlshabern zugebe," erwiederte Rantow, „ſo hat wenigſtens die Armee immerhin ihre Pflicht gethan."

„In dieſem Fall nimmermehr!" rief der General, „wenn der Chef keinen Befehl ſeines Herrn vorweiſen kann, um ſeine Schritte zu entſchuldigen, und dennoch ſeine Schuldigkeit nicht thut, oder ſogar zum Verräther wird, und zum Verräther, nicht für ſich allein, ſondern mit einem ganzen Corps, ſo hat jeder Offizier, jeder Soldat hat das Recht, ihn vor der Fronte vom Pferde zu ſchießen!"

„Ei, Vater!“ rief der junge Willi.

„Mein Gott, dies denn doch nicht!“ rief zugleich der Fremde, „einen Général en chef vom Pferd zu schießen!“

„Und wenn man es unterlassen hat,“ fuhr jener mit blitzenden Augen fort, „so hat man seine Pflicht versäumt. Aber ich kenne noch recht wohl jene schändliche Zeit und die Motive, die damals die Handlungen der Menschen lenkten; Wölfe und Tiger waren sie geworden, die menschliche Natur hatte man ausgezogen, Treue, Ehre, Glauben, alles verloren, und für Heroismus galt damals, was sonst für eine Schandthat gegolten hätte!“

„Nun, etwas Herrliches und Erhabenes, was sich damals offenbarte, werden Sie doch nicht leugnen können,“ sprach der Märker; „der allgemeine Enthusiasmus, womit das ganze Volk aufstand, war doch wirklich erhaben, ergreifend!“

„Das ganze Volk? — aufstand?“ rief der General bitter lachend, „da müßte Deutschland erst auferstehen, ehe die Deutschen aufstünden. Es war bei manchem ein schöner, aber unkluger Eifer, bei einigen Haß, bei vielen Uebermuth, bei den meisten war es Sache der Mode; und Sie vergessen, daß Oesterreich, Baiern, Würtemberg, daß Schwaben und Franken nicht, wie Sie sagen, aufstanden, und denn doch auch zu Deutschland gehörten. Und Ihre Enthusiasten selbst! vor diesen wären wir gewiß nie aus Sachsen gewichen!“

„Wenn es Ihnen auch an jenen gerühmten Eigenschaften eines alten gedienten Soldaten gebrach,

wahrhaftig, ihr Wille war schön, ihre Thaten groß, und ihre Einheit, ihre Aufopferung ersetzte vieles" —

„Einheit? Aufopferung? Wir nahmen, es war schon auf französischem Boden, einmal ein solches Individuum gefangen. Es war ein junger, schön geputzter Mann. Der Kaiser hatte von diesen Volontairs sprechen gehört, man hatte ihm ihre Kleidung, ihre Haltung überaus komisch beschrieben; er ließ daher den Gefangenen vortreten. Als dieser den Kaiser erblickte, gerieth er in augenscheinliche Verwirrung, dachte nicht mehr daran, daß er selbst Soldat geworden sey und gegen den größten Krieger zu Feld ziehe, sondern er nahm seinen Tschako am Schild, riß ihn nach gewöhnlicher bürgerlicher Weise vom Kopf, daß der schöne Federbusch elendiglich in den Koth hing, und kratzte mit dem Fuß hinten aus. Der Kaiser ließ ihn durch mich fragen, ob er unter den deutschen Freiwilligen diene? Jener aber verbeugte sich noch einmal und sagte: Ich bin vom Frankfurter Corps der Rache. Der Kaiser konnte ein Lächeln nicht unterdrücken, und als er weiter ritt, wandte er sich noch einmal um. Der Sohn der Rache stand noch immer ganz verblüfft unter einem Haufen von Franzosen, und jetzt erst schien er aus dem Traum zu erwachen, er mochte sich auf die schöne Zeile zurückwünschen. Der arme Teufel sah aus, als wäre er ein Volontaire malgré lui, als hätte er nur seinem Schatz zu Gefallen sich in dem Corps der Rache einschreiben lassen. Und dieser Rächer kehrte nicht mehr hinter den Ladentisch seines Vaters heim. Ich sah ihn sechs Tage nachher, ohne Beine, sterbend wieder, seine eigenen Landsleute hatten

ihn in unſern Reihen getödtet. Und von ſolchen Menſchen verlangen Sie Einheit, Aufopferung?“

Der Preuße hatte dem General unmuthig zugehört; es kam ihm vor, als liege in den Zügen dieſes Mannes Spott und Verachtung einer Sache, die er immer als etwas Ungeheueres, Welthiſtoriſches, Großartiges zu betrachten gewöhnt geweſen war. Der junge Willi ſah dieſe unangenehmen Gefühle, die mit der Ehrfurcht vor dem General in Rantows Bruſt zu kämpfen ſchienen. Er nahm daher ſchnell das Wort und ſagte: „Du warſt damals auf feindlicher Partei, lieber Vater, du ſahſt alles in einem andern Lichte, und ich zweifle, ob nicht eure jungen Conſcribirten ſich auf ähnliche Weiſe benommen hätten. Aber wahr bleibt es immer, und jedem unbefangenen Auge noch jetzt ſichtbar, daß damals ein erhabener, ungewöhnlicher Geiſt unter dem Volke, hauptſächlich im Norden wehte; die Mittelſtände vorzüglich haben gezeigt, daß ſie einer bewunderungswürdigen Kraftäußerung fähig ſeyen, und darauf, ſo ſchlecht auch die Zeiten ſind, kann man noch immer einige Hoffnung gründen.“

Rantow ſah den jungen Mann bei den letzten Worten befremdet an, als wüßte er ſich dieſen Satz nicht zu erklären; doch erfreut, ſeine eigenen Geſinnungen wiederholt zu hören, wandte er ſich wieder an den General. „Er hat Recht,“ ſagte er, „auf feindlicher Seite konnten Sie das rührende Bild dieſer Aufopferung nicht ſo genau kennen lernen. Aber die großen Worte unſerer Redner, die feurigen aufrufenden Lieder unſerer Sänger, die begeiſternde Aufopferung unſerer Frauen, ſie

gaben, verbunden mit dem Muth, der frommen Kraft und der gottgeweihten Hingebung unſerer Jünglinge und Männer, Scenen, die eben ſo erhaben als unvergeßlich ſind."

„Und wofür denn dies alles?" fragte der alte Soldat, „wozu ſo große Aufopferungen? was hat man damit erreicht und errungen? ließ ſich dies alles nicht vorausſehen?"

„Und was haben denn Sie, Herr General, auf jener Seite erreicht und errungen? Das iſt einmal das Schickſal alles menſchlichen Lebens und Treibens, daß man kämpft, ſich hingibt, aufopfert, um am Ende nichts oder wenig zu erreichen. Zwanzig Jahre haben Sie jenem Manne geweiht, jenem Eigenſüchtigen, der nur ſich und immer nur ſich bedachte. Jetzt liegt er auf einem öden Felſen, ſeine Genoſſen ſind zerſtreut, aufgerieben — was, was haben denn Sie gewonnen?"

„Ein Endchen rothes Band und die Erinnerung," antwortete er lächelnd, indem er mit einer Thräne im Auge auf ſeine Bruſt herabſah. Es lag etwas ſo Ergreifendes, Erhabenes in dem Weſen des Mannes, als er dieſe Worte ſprach, daß Rantow, erröthend, als hätte er eine Thorheit geſagt, ſeine Augen von ihm abwandte und betreten den Sohn anſah. Doch dieſer ſchien nicht auf das Geſpräch zu merken, er blickte unverwandt und eifrig auf ein kleines Gebüſch am Fluß, von welchem man eben das Plätſchern eines Ruders vernahm; jetzt theilten ſich die Zweige der Weiden und ein ſchöner Mädchenkopf bog ſich lächelnd daraus hervor.

7.

„Unſere ſchöne Nachbarin!“ rief der General freundlich und eilte auf ſie zu, ihr die Hand zu bieten; die jungen Männer folgten, und mittelſt ſeiner trefflichen Lorgnette entdeckte Rantow zu ſeinem nicht geringen Vergnügen, daß es Anna ſey, die hier ſo plötzlich gleich einer Najade aus dem Fluß auftauchte. Der General küßte ſie auf die Stirne und bot ihr dann den Arm, ſie grüßte ſeinen Sohn kurz und freundlich, fragte flüchtig nach des Generals Schweſter und verweilte dann mit einem Ausdruck der Verwunderung auf ihrem Gaſt. „Du hier, Vetter Albert?“ rief ſie, indem ſie ihm die Hand bot, „nun, das muß ich geſtehen, für ſo klug hätte ich dich nicht gehalten, deinen ſchönen Verſtand in Ehren, daß du ſogleich die angenehmſte Geſellſchaft in der ganzen Gegend auffinden würdeſt; welcher Zauberer hat dich denn hieher gebracht?“

„Mein Sohn,“ ſagte der General, „hatte das Glück, Ihren Vetter auf ſeiner kleinen Reiſe kennen zu lernen, und fand ihn jenſeits in Ihrem Forſt“ —

„Und lud mich ein, ihn hieher zu begleiten,“ fuhr Rantow fort, „wo ich ſchon wieder wie geſtern das Unglück hatte, zu ſtreiten und immer heftiger zu widerſprechen. Du lächelſt, Anna? aber es iſt, als brächte es hier das Klima ſo mit ſich; zu Hauſe bin ich der friedfertigſte Kerl von der Welt, habe vielleicht in zwei Jahren nicht ſo viel disputirt, als hier in zwei Tagen, und wie käme ich vollends mit Herren, wie der Herr General oder mein Onkel, in Streit?“

„Iſt es möglich?“ fragte der General, „mit Herrn von Thierberg, mit Ihrem Vater, Aennchen, kommt er in Streit? Ich dächte doch, da Sie mit mir in politiſchen Anſichten ſo gar nicht übereinſtimmen, Sie müßten von Ihres Oheims Grundſätzen eingenommen ſeyn?“

„Nun, ſo ganz unmöglich iſt eine dritte oder vierte Meinung doch auch nicht,“ bemerkte der junge Willi lächelnd; „ich bin gewiß nicht von Ihrem politiſchen Glaubensbekenntniß, und glaube, daß ſich mit der Welt jetzt etwas machen ließe, wenn ihr nicht fünfzehn Jahre früher mit Feuer und Schwert reformirt und die Menſchen eingeſchüchtert hättet; aber mit Herrn von Thierberg lebe ich deßwegen doch in ewigem Kampf, und wir beide haben unſere gegenſeitige Beſſerung längſt aufgegeben.“

„Demagogen ſtreiten gegen alle Welt,“ erwiederte ihm Anna lächelnd und doch, wie es ſchien, ein wenig unmuthig. „Sie ſind ein Incurable in dieſem Spital der Menſchheit; haben Sie je gehört, daß ein ſolcher politiſcher Ritter von la Mancha, ſolch ein irrender Weltverbeſſerer von Grund aus kurirt worden wäre?“

„Ich ſehe, Sie wollen den Krieg auf mein Land ſpielen,“ ſagte Robert, „Sie wollen, wie immer, meine Anſichten zur Zielſcheibe Ihres liebenswürdigen Witzes machen, und doch ſoll es Ihnen nicht gelingen, mich aus der Faſſung zu bringen, heute wenigſtens gewiß nicht. Sie kennen wohl die ſchönen Eigenſchaften Ihrer Fräulein Couſine noch nicht ganz, Rantow? Nehmen Sie ſich um Gotteswillen in acht, ihr zu trauen!“

„Freund," entgegnete Rantow, „in dieſem Süddeutſchland finde ich mich ſelbſt nicht mehr; es iſt alles ganz anders, man denkt, man ſpricht anders, als ich gewöhnt bin, und ſo mag ich mir ſelbſt kein Urtheil mehr zutrauen, am wenigſten über Anna."

„General!" rief Anna, „Sie führen nachher hoffentlich meine Vertheidigung gegen Ihren Herrn Sohn?"

„Nun merken Sie auf, Rantow!" ſprach der junge Willi, „daß dieſes Fräulein die ſchönſte im ganzen Neckarthal von Heidelberg bis Tübingen iſt, behaupten nicht nur alle reiſenden Studenten, ſondern auch ſie ſelbſt weiß es nur allzugut und hat ſich ganz darnach eingerichtet; ſie iſt aber dabei ſo ſpröde wie Leandra im eben angeführten Don Quixote. Nach ihren politiſchen Anſichten, denn ſie iſt gewaltig politiſch, iſt ſie ein Amphibion. Sie hält es bald mit der alten, bald mit der neuen Zeit. Sie iſt gewaltig ſtolz, daß ſie vier und ſechzig Ahnen hat, auf ihrem Stammſchloß lebt, und daß ſchon Anno 950 ein Thierberg einen Acker gekauft hat. Auf der andern Seite iſt ſie durch und durch napoleoniſch. Sie hat den erſten Lügner ſeiner Zeit, den Moniteur, öfter geleſen, als die Bibel, trägt ein Stückchen Zeug, das Montholon meinem Vater ſchickte, und das angeblich von Napoleons letztem Lager ſtammt, in einem Ring, ſingt nichts als kaiſerliche Lieder von Beranger und Delavigne, und kurz — ſie liebt eben jenen Mann mit Enthuſiasmus, der den Glanz ihrer vierundſechzig Ahnen in den Staub geworfen hat."

„Sind Sie nun zu Ende?“ fragte Anna ruhig lächelnd, indem sie ihren Ring an die Lippen zog. „Weißt du aber auch, Vetter, daß er den ärgsten Anklagepunkt, das schwärzeste Verbrechen in seinen Augen, aus Edelmuth verschwiegen hat? Nämlich das, daß ich kein sogenanntes deutsches Mädchen bin, daß ich nicht jetzt schon in meinem Kämmerlein mich im Spinnen übe, wie es einer deutschen Maid frommt, und keine Eichenkränze für die Stirne der künftigen Sieger flechte. Weißt du denn auch, wer dieser Herr ist? Das ist ein Glied eines ungeheuren unsichtbaren Bundes, der nächstens das Oberste zu unterst kehren wird; nun, bei euch soll es ja noch mehrere solche Staatsmänner geben. Aber, Herr von Willi, wie ist mir doch, ist es denn wahr, was man mir letzthin erzählte, daß unter euren geheimen Gesetzen eines ausdrücklich gegen junge Damen von Adel gerichtet sey und also laute: Wenn ein biderber deutscher Jüngling um eine Jungfrau freit, die ehemals der adelichen Kaste angehörte, und solche aus thörichtem Hochmuth ihre Hand versagt, soll ihr Name öffentlich bekannt gemacht und sie selbst für wahnsinnig erklärt werden.“

Das Pathos, womit Anna diese Worte vorbrachte, war so komisch, daß der General und Rantow unwillkürlich in Lachen ausbrachen; der junge Willi aber erröthete, und unmuthig entgegnete er: „Wie mögen Sie sich nur immer über Dinge lustig machen, die Ihnen so fern liegen, daß Sie auch nicht das Geringste davon fühlen können? Ich gebe zu, daß es Ihnen in Ihrem Stande, in Ihren Verhältnissen recht angenehm und

behaglich ſcheinen mag, weil Sie freiere Formen und natürlichere Sitten nicht kennen, keine Ahnung davon haben. Warum aber mit Spott Gefühle verfolgen, die wenigſtens in Männerbruſt mächtig und erhaben wirken, und zu allem Schönen und Guten begeiſtern?"

„Wie ungezogen!" erwiederte Anna. „Sie haben mit Spott begonnen, und meine Ahnen und den Kaiſer der Franzoſen ſchlecht behandelt, und nehmen es nun empfindlich auf, wenn man über die Herren Demagogen und ihre Träume ſcherzt! Wahrlich, wenn nicht Ihr Vater ein ſo braver Mann und mein getreueſter Anhänger wäre, Sie ſollten es entgelten müſſen. Doch zur Strafe will ich Sie über das Gedicht examiniren, das Sie mir für meinen Vater verſprochen haben." Sie nahm bei dieſen Worten Roberts Arm und ging mit ihm den Baumgang hin, und Albert Rantow hätte in dieſem Augenblick viel darum gegeben, an der Stelle des jungen Willi neben ihr gehen zu dürfen, denn nie hatte ihm ihr Auge ſo ſchön, ihre Stimme ſo klangvoll und rührend gedäucht, als in dieſem Augenblick.

„Sie iſt ein ſonderbares, aber treffliches Kind," ſagte der General, indem er ihr lächelnd nachblickte. „Wenn Sie ihm doch alle ſeine Schwärmereien aus dem Kopfe reden könnte! Aber ſo wird er nie glücklich werden; denken Sie, Rantow, er hat oft Stunden, wo es ihm lächerlich, ja thöricht erſcheint, daß er in meinem bequemen Schloß wohnt, und Nachbar Görge und Michel, die doch auch teutſche Männer ſind, nur mit einer ſchlechten Hütte ſich begnügen müſſen.

Das iſt eine ſonderbare Jugend, das nennen Sie jetzt Freiheitsſinn! Und doch iſt er ſonſt ein ſo wackerer und vernünftiger Junge.“

„Ein liebenswürdiger, trefflicher Menſch,“ bemerkte Albert, indem er oft unruhige Blicke nach jenen Bäumen ſtreifen ließ, unter welchen Willi und Anna wandelten; „ich darf Ihnen ſagen, daß ich über ſeine Gewandtheit, über die feinen geſellſchaftlichen Formen ſtaunte, die er ſo unbefangen entwickelt; er muß viel und lange in guten Cirkeln gelebt haben; und dennoch ſo ſonderbare ſpießbürgerliche Pläne!“

„Er war in London, Paris und Rom,“ ſagte der General gleichgültig, „und er lebte dort unter meinen Freunden. Ich glaube, Lafayette und Foy haben ihn mir verzogen.“

„Wie? Lafayette, Foy, hat er dieſe geſehen?“ fragte Rantow ſtaunend.

„Er war täglich in der Umgebung beider Männer, und ſie fanden an dem Jungen mehr, als ich erwarten konnte. Da hörte er nun die Amerikaner und die Herren von der linken Seite; und weil er manche der exaltirteſten Schreier als meine alten Freunde kannte, glaubte er in ſeinem jugendlichen Eifer, es müſſe alles wahr ſeyn, was ſie ſchwatzen, und fand ſich am Ende geſchickt, ſelbſt mit zu reformiren. Da iſt er nun mit allen unruhigen Köpfen in dieſem ruhigen Deutſchland bekannt. Keine Woche vergeht, ohne daß ſie einen jener deutſchen Radikalreformer, mit langen Haaren, Stutzbärtchen, Beilſtöcken und ſonderbaren Röcken in meinen Hof bringt; ſie nennen ihn Bruder, und ſind ſo wunderliche Leute,

daß ſie alle Briefe an meinen Robert mit einem deutſchen Gruß zuvor anfangen."

„Ich kenne dieſe Leute," bemerkte Albert mit wegwerfender Miene; „ſie zeigen ſich auch bei uns zu Hauſe. Aber wie kann nur ein Mann von ſo glänzenden Anlagen für ein anſtändigeres Leben und für die gute Geſellſchaft, wie Robert, mit ſo gemeinen Menſchen umgehen, die im Bier ihr höchſtes Glück finden, rauchend durch die Straßen gehen, in gemeinen Schenken umherliegen, und alles Noble, Feine gering achten?"

„Gemein, lieber Herr von Rantow, habe ich ſie noch nie gefunden," erwiederte der General lächelnd, „was ich unter gemein verſtehe; daß ſie rauchen, macht ſie höchſtens für einen Nichtraucher unangenehm, daß ſie Bier trinken, geſchieht wohl aus Armuth, denn meinen Wein haben ſie nicht verachtet, und von der bonne société denken ſie gerade wie ich; ſie langweilen ſich dort, und finden das Steife gezwungen und das Gezierte lächerlich. Sonſt fand ich ſie unterrichtet, vernünftig, und nur in ihrer Kleidung und in ihren Träumereien dachte ich mit Anna an Don Quixote und fand es komiſch, daß ſie ſich berufen glauben, die Welt zu erlöſen von allem Uebel."

Der junge Mann verbeugte ſich ſtillſchweigend gegen den General, als wolle er ihm dadurch ſeinen Beifall zu erkennen geben; bei ſich ſelbſt aber dachte er: „Ich laſſe mich aufknüpfen, wenn er nicht ſelbſt raucht, und lieber Stettiner und Joſty als Franzwein trinkt; doch einem alten Soldaten kann man es verzeihen, wenn er roh und unhöflich iſt." Er ſah ſich zugleich wieder nach

Anna um; das Gespräch schien von beiden Seiten mit großem Interesse geführt zu werden, die Gegenwart des Generals verhinderte ihn, von seiner Lorgnette Gebrauch zu machen, und doch war sie ihm nie so nöthig gewesen, als in diesem Augenblick, denn er glaubte gesehen zu haben, wie der junge Willi Anna's Hand ergriff, und — an seine Lippen führte. Der General mochte die Unruhe und Zerstreuung des jungen Mannes bemerken; er ging mit Rantow dem Baumgang zu, und als Anna sie herankommen sah, ging sie ihnen mit Willi entgegen. Des Generals Schwester, eine würdige Dame, welcher Anna's Besuch galt, kam in diesem Augenblick herzu, und da in ihrer Gegenwart nichts Politisches, das zum Streit führen konnte, abgehandelt werden durfte, so zog es die Gesellschaft vor, ihrer Einladung zu folgen, und unter der Halle des Schlosses den Wein des Generals und die schönen Früchte seiner Gärten zu kosten. Man beschloß, daß der General und sein Sohn morgen den Besuch auf Thierberg erwiedern sollten, und so schieden die beiden Willi, als ihre Gäste in den Kahn stiegen, mit Ehrfurcht von Anna, mit der Herzlichkeit alter Freunde von Rantow.

8.

Der Gast aus der Mark, obgleich er in jedem Damenkreis seiner Heimath mit jener Sicherheit aufgetreten war, welche man sich durch Erziehung und gehöriges Selbstvertrauen erwirbt, obgleich er sich in Berlin manches schwierigen Sieges hatte rühmen können, fühlte sich doch nie in seinem Leben so befangen, als an

jenem Abend, wo er mit Anna am Neckar hin nach Thierberg zurückkehrte. Tauſend Zweifel plagten und quälten ihn, und jetzt erſt, als ihm der letzte Blick, den Anna dem jungen Willi zugeworfen hatte, zu feurig für bloße Achtung, zu zögernd für gute Nachbarſchaft geſchienen hatte, jetzt erſt fühlte er, wie mächtig ſchon in ihm die Neigung zu ſeiner ſchönen Baſe geworden ſey. Zwar, wenn er ſeine eigene Geſtalt, ſein ausdrucksvolles Geſicht, ſein ſprechendes Auge, ſeine gewählte und reiche Sprache, ſeine eleganten Formen, die Sicherheit und Gewandtheit ſeines Geiſtes, kurz, wenn er alle ſeine Vorzüge mit Robert Willi's Eigenſchaften maß, ſo glaubte er ſich doch ohne Anmaßung tröſten zu können; fehlte doch jenem, wenn er ſich auch gut auszudrücken vermochte, jener unnachahmliche Tonfall der Sprache, fehlte ihm, wenn man ihm auch Anſtand und Würde nicht ſtreitig machen konnte, jene letzte Vollendung und Feinheit eines modiſchen Wundervogels (incroyabilis, Linn.), jenes unnachahmliche Genie des Geſchmacks, das angeboren ſeyn muß; es fehlt ihm, ſo ſchloß der Berliner mit heimlichem Lächeln bei ſich ſelbſt, jenes je ne sais quoi, das den Geſchöpfen Gottes das Siegel der Veredlung und Vollendung aufdrückt und auch den gewöhnlichſten Menſchen zu einem homme comme il faut macht! Aber Anna iſt hier auf dem Lande, iſt in Schwaben aufgewachſen, fuhr er fort, ſie könnte, ehe ſie mich ſah, mit Robert Willi — „Anna, eine Frage," ſprach er ängſtlich zu ihr, nachdem ſie eine geraume Weile ſtill fortgewandelt waren, „und nimm doch dieſe Frage nicht übel auf! Liebſt du dieſen

jungen Willi? Stehſt du mit ihm in einem Verhältniß?"

Das Fräulein von Thierberg erröthete leicht über dieſe Frage, und dieſe Röthe konnte eben ſo gut der Frage, als dem Gegenſtand gelten, den er berührte. „Wie kömmſt du auf dieſen Einfall, Vetter?" erwiederte ſie, „und meinſt du denn, wenn ich auch das Unglück haben ſollte, dieſen Willi zu lieben, was mir übrigens noch nie in den Sinn kam, ich würde etwa dich zum Vertrauten in meinen Herzensangelegenheiten wählen, weil ich dich ſchon ſeit zwei Tagen kenne? Mein Gott, Vetter," ſetzte ſie ſchalkhaft lächelnd hinzu, „was ſeyd ihr doch für närriſche Leute in Preußen!"

„Ich will mich ja durchaus nicht in dein Geheimniß drängen, hochedle und geſtrenge Dame," ſagte er, „aber meinſt du denn, dein langes und, wie es ſchien, intereſſantes Geſpräch mit ihm ſollte mir nicht aufgefallen ſeyn? Meinſt du, ich glaube, ihr habt nur von Verſen geſprochen?"

„Wenn ich nun ſagte, wir haben nur von Verſen geſprochen," entgegnete ſie eifrig, „ſo müßteſt du es doch glauben. Leuten, die gerne Arges denken, fällt alles auf. Diesmal übrigens hat ſich dein Scharfſinn nicht betrogen; das übrige Geſpräch drehte ſich auch noch um etwas anderes als Verſe, um ein Geheimniß, ein gar wichtiges Geheimniß."

„Alſo doch?" — rief der junge Mann, mit ungläubiger Miene. „Siehſt du, alſo doch?"

„Doch," antwortete ſie lächelnd, „und weil du ſo artig biſt, will ich dich auch mit ins Geheimniß ziehen,

vielleicht kannſt du behülflich ſeyn; er rieth mir ſelbſt, es dir zu entdecken.“

„Wie?“ entgegnete er bitter, „meinſt du, ich ſey nur deßhalb nach Schwaben gekommen, um Herrn von Willi's Liebesboten an meine Baſe zu machen? Da kennſt du mich wahrhaftig ſchlecht; eher ſage ich deinem Vater die ganze Geſchichte, und ich glaube nicht, daß er ſich einen ſolchen Tugendbündler, einen ſolchen Weltverbeſſerer und Demagogen zum Schwiegerſohn wählen wird.“

Anna war verwundert ſtehen geblieben, als ſie dieſen heftigen Ausbruch ſeiner Leidenſchaft vernahm. „Habe die Gnade und höre zuvor, um was man dich bitten wird,“ ſagte ſie, und wie es ſchien, nicht ohne Empfindlichkeit; „ſo viel weiß ich aber, daß, wäre ich ein junger Herr, und überdies ein Berliner, ich mich gegen Damen ganz anders betragen würde.“ Beſtürzt wollte Albert etwas zur Entſchuldigung erwiedern, aber mit freundlicherer Miene und gütigeren Blicken fuhr ſie fort: „Du weißt und haſt es heute ſelbſt gehört, wie ſehr der General ſeinen Napoleon liebt und verehrt; nun iſt nächſtens ſein Geburtstag, der zufällig auf einen berühmten Schlachttag des Kaiſers fällt, und da will ihn ſein Sohn mit etwas Napoleoniſchem erfreuen. Er hat ſich durch einen Bekannten in Berlin eine Kopie jenes berühmten Bildes von David verſchafft, das Buonaparte zu Pferd noch als Conſul vorſtellt. Es iſt kein übler Gedanke, denn ſo nimmt er ſich am beſten aus, er iſt noch jung, mager, und das intereſſante feurige Geſicht unter dem Hut mit der dreifarbigen

Feder, iſt maleriſcher, eignet ſich mehr für die Darſtellung eines Helden, als wie er nachher abgebildet wird. Und dieſes Bild des Kaiſers iſt unſer Geheimniß."

„Aber was ſoll ich dabei thun?" fragte Albert, der wieder freier athmete, da kein anderes gefürchtetes Geſtändniß ihn bedrohte.

„Höre weiter; dieſes Bild wird in dieſen Tagen ankommen, und zwar nicht bei Generals, ſondern bei uns; in meinem eigenen Zimmer wird es bis am Vorabend des Geburtstages bleiben, und dann müſſen wir beide dafür ſorgen, daß der General, während das Bild hinübergeſchafft wird, nicht zu Hauſe, oder wenigſtens ſo beſchäftigt ſey, daß er nichts bemerkt. Während der Nacht wird dann das Bild im Salon aufgehängt und bekränzt, und wenn dann Morgens der gute Willi zum Frühſtück in den Salon tritt, iſt es ſein Held, der ihn an dieſem feierlichen Tage zuerſt begrüßt!"

„Gut ausgedacht," erwiederte Rantow lächelnd, „und wenn es nur nicht dieſer Held wäre, wollte ich noch ſo gern meine Hülfe anbieten; doch — auch ſo werde ich mitſpielen; haſt ja du mich darum gebeten!" Sein Ton war ſo zärtlich, als er dies ſagte, daß ihn Anna überraſcht anſah; er bemerkte es und fuhr, indem er ihren Arm näher an ſeine Bruſt zog, fort: „Du kannſt ja ganz über mich gebieten, Anna, — ach! daß du immer über mich gebieten möchteſt! Wie freut es mich, daß du nicht ſchon liebſt, nicht ſchon verſagt biſt! Darf ich bei dem Onkel um dich werben?"

In Anna ſchien es zu kämpfen, ob ſie bei dieſen Worten wie über eine Thorheit lächeln, oder erzürnt

weinen ſolle, wenigſtens wechſelte auf ſonderbare Weiſe die Farbe ihres ſchönen Geſichtes mit Röthe und Bläſſe. Sie zog ihren Arm ſchnell aus ſeiner Hand und ſagte: „So viel kann ich dir ſagen, Vetter, daß uns hier in Schwaben nichts unerträglicher iſt, als Empfindſamkeit und Koketterie, und daß wir diejenigen für Thoren halten, die nach zwei Tagen ſchon Bündniſſe für die Ewigkeit ſchließen wollen.“

„Anna!“ fiel ihr der junge Mann mit bittender Geberde ins Wort, „glaubſt du nicht an die Allgewalt der Liebe? Wenn auch ihre Dauer unſterblich iſt, ſo iſt doch ihr Anfang des Werk eines Augenblicks, und ich“ —

„Kein Wort mehr, Albert!“ rief ſie unmuthig, „wenn ich nicht alles dem Vater ſagen und ihn um Schutz gegen deine Thorheit anrufen ſoll! Das wäre dir wohl bequem,“ fuhr ſie gefaßter und lächelnd fort, „um deine Langeweile in Thierberg zu vertreiben, einen kleinen Roman zu ſpielen? Spiele ihn in Gottes Namen, wenn du nichts beſſeres zu thun weißt, mich wirſt du vielleicht trefflich damit unterhalten, nur verlange nicht, daß ich die zweite Rolle darin übernehme.“

„O Anna!“ ſprach er ſeufzend, „verdiene ich dieſen Spott? Ich meine es ſo redlich, ſo treu! Das Loos, das ich dir bieten kann, iſt nicht glänzend, aber es iſt doch ſo, daß du vielleicht zufrieden, glücklich ſeyn könnteſt.“

„Werde nur nicht tragiſch,“ erwiederte ſie; „alles höre ich lieber, als ſolches Pathos. Spott verdienſt du auf jeden Fall, und zum mindeſten kann er dich heilen. Komm, ſey vernünftig; begleite mich recht artig und wie

es ſich ziemt nach Hauſe. Aber ſey überzeugt, wenn noch ein einziges Wort dieſer Art über deine Lippen kömmt, ſo beſchäme ich dich vor dem nächſten beſten Bauer und rufe ihn heran; und wenn du im Schloß oben dieſe Thorheiten fortſetzeſt, ſo werde ich nie mehr mit dir allein ſeyn.“ Der Ton, womit ſie dies ausſprach, klang zwar beſtimmt, muthig und befehlend, doch ſchien ihr ſchalkhaftes Auge und ihr lächelnder Mund dem ſtrengen Befehl zu widerſprechen, und Rantow, den dieſe widerſprechenden Zeichen verwirrten, begnügte ſich zu ſchweigen, zu ſeufzen, mit Blicken zu ſprechen, und einen erneuerten Kampf auf einen glücklicheren Moment zu verſchieben. Mit großer Beſonnenheit und Ruhe knüpfte ſie ein Geſpräch über den General an, und ſo gelangten ſie, weniger verſtimmt, als man hätte denken ſollen, nach Thierberg. Der Alte ließ ſich ihre Ausflüge erzählen, und ſchien nicht unzufrieden, daß Albert dieſe neue Bekanntſchaft gemacht habe. „Es ſind wackere Leute, dieſe Willi's, und das ganze Thal hat ihnen Wohlthaten zu danken. Es ſoll wenige hohe Offiziere von der Bildung und den ausgezeichneten Kenntniſſen des Generals geben, und den jungen habe ich ſelbſt ſchon auf dem Korn gehabt und gefunden, daß er tiefe, gründliche Kenntniſſe hat und mit Eifer Studien treibt, die man heutzutage unter der jüngern Generation ſelten findet. Ein kluges, gewandtes, feuriges Bürſchchen; aber, aber — dieſe verſchrobenen überſpannten Anſichten. Ich glaube, er würde mich in meinem eigenen Hauſe anfallen, wollte ich ſagen, daß das Bauernpack immer Bauernpack bleibe, und wenn man ſie auch noch ſo frei

von Laſten, noch ſo gelahrt machte, daß die Bürgerlichen bei ihrem Leiſt bleiben, und nicht an der erhabenen Figur des Staates künſteln und pinſeln und meiſeln ſollen. Aber das kommt nur daher, weil der alte Thor unter ſeinem Stand geheirathet hat, da will nun der Junge den Fehler gut machen, indem er die Vettern und Baſen und das ganze Verwandtſchaftsgeſindel ſeiner hochſeligen Frau Mutter, ſpießbürgerlichen Angedenkens, recht hoch ſtellt."

„Aber, Vater," bemerkte Anna, „daß er es aus dieſem Grunde thut, kannſt du doch nicht behaupten. Ich gebe zu, er ſtellt uns alle insgeſammt etwas tief und die andern an unſere Seite, aber er iſt ein Enthuſiaſt und hat von Freiheit und Volksleben Begriffe, die ſich nie ausführen laſſen."

„Lehre mich die Menſchen nicht kennen, Kind!" ſagte der Alte lächelnd. „Eitelkeit iſt der Grundtext in jedem, die Variationen mögen heißen, wie ſie wollen; aber was ſagſt du zu dem Vater, Neffe?"

„Bei uns würde man ihn ſteinigen, wollte er öffentlich ausſprechen, was ich heute habe hören müſſen. Ja, in einer Geſellſchaft von Preußen ſollte er einmal ſolch ein Wort ſagen, ich glaube, man würde weder ſein Alter noch ſeinen Stand berückſichtigen. Sein ganzes Geſpräch iſt ein Triumphgeſang der Vergangenheit und ein Fluch der Gegenwart; ich glaube, er hält es für die größte Sünde, daß wir das ſchmähliche Joch abgeſchüttelt und die übrigen, vielleicht gegen ihren Willen, mitbefreit haben. Eine Schande, daß ein deutſcher Mann etwas ſolches nur denken kann. Aber bei der nächſten

Gelegenheit will ich ihm ſagen, wie ſehr ich von Grund des Herzens ſeinen Kaiſer und alle Franzoſen haſſe!"

„Das hat er von mir ſchon oft gehört," erwiederte Herr von Thierberg, „mehr denn zwanzigmal; ich haſſe ſie alle, alleſammt wie die Hölle!"

„Alle, Vater, alle?" fragte Anna mit Bedeutung.

„Nein, du haſt Recht, Kind! Einen nehme ich aus, den ich täglich loben und preiſen möchte. Hätte er nicht ſo verzweifelt gut franzöſiſch geſprochen, ich hätte geglaubt, er ſey ein Engel vom Himmel. Leider war und blieb er nur ein Franzoſe."

„Und wer iſt denn dieſer Eine, den Sie ſo feierlich ausnehmen?" fragte Albert.

„Siehe, das iſt eine wunderliche Geſchichte," fuhr der Oheim fort; „doch ich will ſie dir erzählen, es iſt ein ſchönes Stück. Ich machte im Jahr 1800 eine Reiſe nach Italien mit meiner ſeligen Frau. Ehe wir uns deſſen verſahen, brach der Krieg aus, und da wir vernahmen, daß Moreau gegen Deutſchland ziehe, beſchloß ich, meine Frau bei einer befreundeten Familie in Rom zurückzulaſſen und allein, um deſto ſchneller reiſen zu können, nach Schwaben heimzukehren. Ich wählte, theils weil ich dort am wenigſten auf Franzoſen zu ſtoßen hoffte, theils weil einer meiner Vettern die Beſatzung in der kleinen Feſtung Bard kommandirte, theils der Neuheit der Gegend wegen die Straße über den großen Bernhard, der bald nachher durch den Uebergang des Conſuls Buonaparte ſo berühmt wurde. Dort am Fuß des Berges, auf der Schweizerſeite, überfielen mich fünf zerlumpte Kerls von der franzöſiſchen Armee, die

ich hier freilich nicht vermuthen konnte. Ich zeige ihnen meinen Paß, aber es half nichts; sie rissen mich und meinen Reitknecht, den alten Hans, den du noch hier siehst, vom Pferd, zogen uns Rock und Stiefeln aus, nahmen mir Uhr und Börse, und eben wollten sie auch meinen Mantelsack untersuchen, als eine schreckliche Stimme hinter uns Halt gebot.

„Die Räuber sahen sich um und ließen wie vom Donner gerührt die Arme sinken, denn es war ein französischer Offizier, der hinter uns zu Pferd hielt, und sie hielten, man muß selbst dem Teufel Gerechtigkeit widerfahren lassen, strenge Mannszucht. — Wer sind Sie, mein Herr? fragte er, nachdem er abgestiegen war. Ich erzählte ihm kurz meine Verhältnisse und den Zweck meiner Reise; er nahm meinen Paß, sah ihn durch und fragte mich, ob ich solchen den Soldaten gezeigt habe. Als ich es bejahte, wandte er sich an die Bursche, die noch immer kerzengerade und verlegen dastanden: Seyd ihr Soldaten? seyd ihr Franzosen? rief er zürnend und sah, trotz seinem schlechten Oberrock, sehr vornehm aus; auf der Stelle kleidet ihr diesen Herrn und seinen Diener an, ordnet sein Gepäck, und geht dann wohin ihr beordert seyd. Noch nie bin ich so schnell bedient worden; ein junger Kerl wollte mir gegen meinen Willen die Stiefeln anziehen, und bat mich mit Thränen im Auge, es zu erlauben. Solchen Gehorsam habe ich nie in der Reichsarmee gesehen. Ich sagte es auch dem Offizier, der sich, nachdem wir fertig waren, zu mir ins Gras setzte und für seine Landsleute Vergebung und Entschuldigung erbat; ich sagte ihm, daß dieser ganze

Vorfall durch jenen ſchönen Anblick von Disciplin aufgewogen werde. Ehe ich mich deſſen verſah, waren wir in ein tiefes Geſpräch über die Zeitereigniſſe und namentlich über das Schickſal des Adels verwickelt. Ich ſtritt lebhaft für unſern alten Reichsadel, aber kurz und beſtimmt, und ſo artig als möglich, wußte er meine beſten Gründe zu widerlegen. Ich merkte wohl aus allem, und er geſtand es auch offen, daß er ein ci-devant ſey. Er geſtand auch zu, daß eine Republik in neueren Zeiten etwas Schwieriges, beinahe Unnatürliches ſey, daß Inſtitute wie der Adel nützlich, ja gewiſſermaßen nothwendig ſeyen, behauptete aber, daß der Adel überall von neuem geboren werden, und nur aus kriegeriſchem Verdienſt und Ruhm hervorgehen müſſe.

„Wie?“ fiel ihm Rantow ins Wort, „ſo allgemein dachte man ſchon damals in jener Armee an das, was nachher jener ſogenannte Kaiſer wirklich ausführte? Das iſt wunderbar!“ — „Auch mir ſind nachmals,“ erzählte der alte Thierberg, „da Napoleon die Ehrenlegion und Dotationen ſchuf, oft die Worte meines guten Kapitäns eingefallen. Dieſen gewann ich in einer Stunde, die wir zuſammen ſprachen, ſo lieb, als wäre er kein Franzoſe, als wären wir langjährige Freunde. Endlich mahnte ihn die Feldmuſik eines ferne heranziehenden Regiments zum Aufbruch. Ich ſchenkte ihm meine ſilberne Feldflaſche, die er erſt nach langem Streit und endlich lachend annahm; mir gab er dafür eine kleine Ausgabe des Tacitus und eine von den bunten Federn auf ſeinem Hut, womit ſich damals die republikaniſchen Offiziere ſchmückten. Die Bajonette

des Regiments blitzten über den nächsten Hügel herab, und die Musiker begannen eben ihr allons, enfans, als er aufs Pferd stieg; er gab mir noch einige Verhaltungsregeln, drückte mir lächelnd die Hand, und unter dem marchons, ça ira! setzte er den Berg hinan. Noch heute steht dieser liebenswürdige, interessante junge Mann vor meinen Augen, wie er den Fuß der Alpe hinanritt, der Wind in seinem Mantel, in seinen Federn wehte, und er grüßend noch einmal sein geistreiches Gesicht nach mir umwandte. Damals, aber nur einen Augenblick lang, und ich weiß heute noch nicht warum, schlug mein Herz für diese Franzosen, und so lange ich die Musik hören konnte, sang ich das allons, enfans und das marchons, ça ira mit. Nachher freilich schämte ich mich meiner Schwäche, haßte dieses Volk nach wie vor, und nur mein Retter in der Noth, mein Kapitän steht in meinem dankbaren Gedächtniß."

„Allerdings ein wunderbarer Fall," sagte Rantow, als der Alte nicht ohne tiefe Rührung geendet hatte; „artige und honette Leute gab es zwar immer unter diesen Truppen, aber die gute Disciplin war ungleich seltener. Ich hätte mögen den Schrecken jener fünf Soldaten sehen."

„Nun, Hans," sagte Anna zu dem Diener, der aufmerksam und gespannt zuhorchte, „du hast sie ja gesehen?"

„Ich sag' Ihnen, gnädiges Fräulein, wie aus Stein gemeiselt standen sie vor dem Kapitän und schämten sich, und Augen hat er auf sie dargemacht, wie der Lindwurm auf den Ritter Sanct Georg. Als die

Franzoſen nachher zu uns herauskamen, bin ich oft halbe Tage lang an der Landſtraße von Heidelberg geſtanden und habe ſie Regiment für Regiment defiliren laſſen, aber der Kapitän war nie dabei, der iſt wohl ſchon lange todt."

„Ehre und Segen mit ſeinem Andenken, wo er auch ſeyn möge," ſprach der alte Thierberg. „Iſt er geſtorben, ſo hat er doch alles, was nachher in der Welt Ungerechtes und Frevelhaftes geſchah, nicht mehr mitmachen müſſen. Vielleicht hat er ſich auch vom Dienſt zurückgezogen, als der Dictator ſich zum Kaiſer machte, denn mein braver Kapitän, der ſo nobel dachte, kann kein Freund des übermüthigen Corſen geweſen ſeyn."

Anna lächelte, aber ſie mochte das Lieblingsthema ihres alten Vaters, die Geſchichte „vom beſten Franzoſen" nicht durch eine Apologie jenes großen Sohnes einer kleinen Inſel ſtören.

9.

Man hatte ſich heute früher getrennt als geſtern, und Albert, den der Schlaf noch nicht beſuchen wollte, ſtand unter dem Bogenfenſter ſeines alterthümlichen Zimmers und ſchaute in das Thal hinab. Er dachte nach über alle Worte ſeiner ſchönen Couſine, er fand ſo viel Stoff, ſie anzuklagen und ſich zu bedauern, daß er das erſte Mal in ſeinem Leben im Ernſte ſich ſelbſt ſehr ſchwermüthig erſchien. Dieſes eine Mal, nach ſo vielen flatterhaften und flüchtigen Geſchichten, war er ſich recht klar und deutlich bewußt, ernſtlich zu lieben; niemals zuvor hatte er einem Gedanken an ein häusliches Verhältniß,

an das Glück der Ehe Raum gegeben, und nur erst diesem fröhlichen unbefangenen Geschöpf war es gelungen, seine Ansichten über seine Zukunft ernster, seine Gefühle würdiger zu machen. Er wunderte sich, gerade da zurückgewiesen zu werden, wo er es wirklich redlich meinte, es befremdete ihn, gerade in jenen Augen als flüchtig und kokett zu erscheinen, die ihn so unwiderstehlich angezogen, gefesselt hatten; er schämte sich, daß bei diesem natürlichen Kind seine sonst überall anerkannten Vorzüge ohne Wirkung bleiben sollten; er sah darin ein böses Vorzeichen, denn seine bisherige Erfahrung hatte ihn gelehrt, daß die Ueberraschung, daß der erste Eindruck entscheiden müsse.

Aus diesen Gedanken weckte ihn eine Flöte, die wie am gestrigen Abend süße Töne vom Wald herüberhauchte. Aufs neue erwachte in ihm der Gedanke, daß diese Serenade wohl Anna gelten könne. Er sah schärfer nach dem Wald hinüber, und, er irrte sich nicht, es war jene Waldecke, die er heute besucht hatte, woher die Töne kamen. Schnell warf er seinen Mantel über, eilte hinab, und bat den alten Hans, ihm das Thor zu öffnen; er gab vor, auf einem Platz im Wald, unweit des Schlosses, ein Taschenbuch zurückgelassen zu haben, dem der Nachtthau schaden könnte. Die Flötenklänge, die immer weicher und schmelzender wurden, dienten ihm zu Führern nach jener Waldecke; immer eifriger drang er durch das Gebüsch, denn er hatte einen Blick nach der Burg hinübergeworfen und gesehen, daß ein weißes Tuch von Anna's Fenster wehte. Schon sah er die Umrisse des Flötenspielers, schon rief er: „halt, Freund Musikus,

ich werde die zweite Stimme ſpielen!“ da ſchlug dicht neben ihm ein Hund an, und als er erſchreckt auf die Seite ſprang, ſtürzte er über die Wurzeln einer alten Eiche unſanft zur Erde.

Als er ſich nach einer Weile wieder aufgerichtet hatte und auf den Platz zutrat, wo der Mann mit der Flöte geſeſſen hatte, fand er weder von ihm noch von dem Hund eine Spur, wohl aber hörte er tief unten am Berg die Büſche rauſchen und das Geſträuch knacken. Beſchämt wandte er ſich ab und ſah nach dem Schloß hinüber. Ein heller Schein war an Anna's Fenſter, aber es war kein Tuch, wie er geglaubt hatte, ſondern der Mond, der in den Gläſern ſich ſpiegelte. Er warf ſich ſeine Unbeſonnenheit, ſeine Haſt und Eile, ſein Mißtrauen, ſeine Eiferſucht vor. Er ſuchte für das Entweichen des Flötenſpielers die gewöhnlichen und proſaiſchen Gründe auf, er wollte Anna unſchuldig finden, und dennoch wurde er nicht ruhig.

So ſtand er in dem Anblick der vom Mondlicht übergoſſenen Burg da, als er plötzlich mit einem Schrei des Schreckens auffuhr, denn eine kalte Hand rührte an die ſeinige; er ſah ſich um, und eine dunkle Geſtalt ſtand vor ihm. Ehe er nur fragen, ſich nur faſſen konnte, fühlte er, daß man ein Papier in ſeine Hand gedrückt habe, und zugleich ſtürzte ſich dieſes geheimnißvolle Weſen in den Wald, doch war es nicht ſo ätheriſcher Natur, daß es nicht im Forteilen das Geſträuch zerknickt und Zweige abgeſtoßen hätte. Albert wurde es ganz unheimlich an dieſem Ort. Sein aufgeregtes Blut, die tiefe Stille der Nacht, das ſchaurige Dunkel der Buchen'

und gegenüber die altergraue Burg, ihre Fenſter vom Monde ſo ſonderbar beleuchtet, daß er geheimnißvolle Schatten in den hohen Gemächern hin- und herſchleichen ſah — es war ihm ſo bange, daß er ſchnell ſeinen Weg zurückeilte, daß er im Wald laut auftrat, nur um ſich ſelbſt in dieſer unheimlichen Stille zu hören.

Die Laterne des alten Hans warf ihm ein tröſtliches Licht aus dem Thore entgegen. Eilends ließ er den Alten mit der Lampe voran nach ſeinem Zimmer gehen, er entrollte das Papier und erſchrack vor einem fremden Unglück, denn die wenigen Zeilen lauteten:

„Dein Brief traf mich erſt heute, die Antwort ein andermal. S., Z., N. und noch drei andere wurden heute frühe verhaftet und nach der Feſtung geführt. Ich weiß nicht, ob Du Dich ſchuldig fühlſt, aber vernünftig wäre es, wenn Du Dich auf die Beine machteſt. In Deiner Lage kann es nicht ſchaden. Ich ſchicke dieſe Zeilen an den gewöhnlichen Platz; Gott gebe, daß ſie Dich treffen. Was Du auch thun wirſt, Robert, ſey diskret und nenne mich nie.“

Wer der unglückliche Flötenſpieler geweſen ſey, ſah jetzt Albert deutlich; doch zu großmüthig, um aus dieſer Verwechslung einen Vortheil ziehen zu wollen, faßte er raſch den Entſchluß, den jungen Willi zu retten. Aber fremd und unbekannt in dieſer Gegend, däuchte es ihm unmöglich, dies allein auszuführen. Er ſchickte ſchnell den alten Hans nach dem Thurm, wo Anna wohnte, er ließ ſie dringend bitten, ihm nur auf zwei Minuten in einer ſehr wichtigen Sache Gehör zu geben. Er folgte dem Alten bis an die Thüre des Saales, und

dort blieb er in dem großen weiten Gemach allein, um seine Cousine zu erwarten. Zu jeder andern Zeit hätte der Anblick, der sich ihm hier darbot, mächtig auf seine Seele wirken müssen. Ein ungewisses Licht schimmerte durch die Fenster und fiel auf die Gemälde seiner Ahnen. Ihre Gestalten schienen lebendiger hervorzutreten, ihre Gesichter waren bleicher als sonst, und die ausgestreckte Hand einer längst verstorbenen Frau von Thierberg schien sich zu bewegen. Dazu rauschten die Bäume und murmelte der Fluß auf so eigene Weise, daß man glauben konnte, dieses Geräusch gehe von den Gewändern der Verstorbenen aus.

In diesen Augenblicken aber hatte er nur ein Ohr für die immer leiser schallenden Tritte des alten Dieners; sein Auge hing erwartungsvoll an der Thüre, sein Herz pochte unruhig einer Gewißheit entgegen, die keine erfreuliche seyn konnte.

Bald tönten die Schritte wieder den Corridor herauf; er strengte sein Ohr an, ob er nicht auch den leichten Tritt seiner Base vernehme, die Thüre öffnete sich, und sie erschien mit Hans und ihrem Mädchen, er sah ihrer Kleidung und ihren Augen an, daß sie noch nicht geschlummert hatte. Noch ehe sie ihn fragen konnte, reichte er ihr schnell das Billet und sagte französisch in wenigen Worten, wie er es erhalten habe. Eine hohe Röthe flammte über das schöne Gesicht, so lange er sprach, sie wagte es nicht, die zarten Augenlieder aufzuschlagen; doch kaum hatte sie einen Blick auf die Zeilen geworfen, so erbleichte sie, sah ihn mit großen Augen erschrocken an und zitterte so heftig, daß sie sich an dem Tisch halten mußte.

„Ich muß ſogleich hinübereilen,“ ſagte er näher tretend, „und nur darum habe ich dich rufen laſſen, daß du mir ein Mittel angebeſt, wie ich durch den Fluß komme. Ich möchte bei den Domeſtiken nicht gern Aufſehen erregen.“

„Zu Pferd, ſchnell zu Pferd,“ rief ſie haſtig, indem ſie bebend ſeine Hand ergriff; „ſchwimm hinüber, und dann ſchnell nach Neckareck.“

„Aber bei Nacht?“ erwiederte er zaudernd, „ich kenne die Stellen nicht, wo man durchkommen kann, der Fluß iſt tief und reißend.“

„Führe mir des Vaters Pferd heraus, Hans!“ wandte ſie ſich an den erſchrockenen Diener; „ſchnell, du begleiteſt mich, ich will ſelbſt hinüber!“

„Führe es heraus, Alter, aber für mich!“ fiel Rantow unmuthig ein, „wie magſt du mich ſo verkennen, Anna? Du wirſt mir den Weg zu einer Stelle zeigen, wo ich durch den Neckar kommen kann.“

„Nein, ſo geht es nicht!“ ſagte ſie beinahe weinend und ſank auf einen Stuhl nieder; „du wirſt nicht hinüberkommen. Führe ihn durch's Dorf hinab, Hans, mach' unſern Kahn los und ſchiffe den Vetter hinüber. Du mußt zu Fuß hinüber, Albert; in einer halben Stunde kannſt du dort ſeyn. O Gott! ich habe es ja ſchon lange geahnt, daß es ſo kommen würde! Sag' ihm, er ſoll nicht zögern, ich wolle ihn überall lieber wiſſen, als in einem Kerker!“

Der junge Mann drückte ihr ſchweigend die Hand und winkte dem Alten, zu gehen. Nie zuvor hätte er ſich für fähig gehalten, ſo ſchönen Hoffnungen ſo ſchnell zu entſagen; aber der Gedanke an die ſchöne kummervolle

Anna, die er bis jetzt nur lächelnd geſehen hatte, ſpornte ihn zu immer ſchnelleren Schritten, und ſo mächtig iſt in einem Herzen, das die Selbſtſucht noch nicht ganz umſponnen hat, das Gefühl, in einem entſcheidenden Moment Hülfe oder Rettung zu geben, daß er in dieſem Augenblick in dem jungen Willi nur einen Unglücklichen, und nicht Anna's Geliebten ſah.

Am Ufer ſchloß der Alte ſchnell den Kahn los und bat den Gaſt, ſich ruhig niederzuſetzen; aber dennoch konnte Albert dieſem Gebot nicht völlig Folge leiſten, denn als ſie ungefähr die Mitte des Neckars erreicht hatten, hörte man deutlich den Hufſchlag von Pferden und das Rollen eines Wagens von der Landſtraße her, die ſich jenſeits dem Ufer näherte. Er richtete ſich auf, trotz dem Schelten des Alten und dem unruhigen Schaukeln des Kahns, und ſah im Schein einiger Laternen einen Wagen mit vier Pferden, von einigen, wie es ſchien, bewaffneten Reitern begleitet, vorüberfahren. „Iſt dies eine Hauptſtraße?“ fragte er den alten Hans, „kann dies vielleicht ein Poſtwagen ſeyn, der dort fährt?“

„Hab hier noch nie einen geſehen,“ erwiederte jener mürriſch; „und um einen Poſtwagen zu ſehen, möchte ich kein kaltes Bad im Neckar wagen.“

„Schnell! wo geht man nach Neckareck, nach dem Gut des Generals?“ fragte Albert, welcher beſorgte, er möchte zu ſpät gekommen ſeyn. „Spute dich, Alter!“

„So laſſen Sie mich doch den Kahn erſt wieder anſchließen!“ ſagte Hans, „doch, wenn Sie Eile haben, nur hier links immer die Straße fort, ſie führt gerade auf das Schloß zu; ich will ſchon nachkommen.“

Der junge Rantow lief mehr als er ging; der Alte keuchte mühsam hinter ihm her, aber so oft er ihn erreicht hatte, lief jener wieder schneller, als würde er verfolgt. Endlich sah er das Schloß mit seinen weißen Säulen durch die Nacht schimmern; es fiel ihm ängstlich auf, daß viele Fenster erleuchtet waren, und als er näher kam, sah er deutlich Menschen an den Fenstern hin und herlaufen. Der Schrecken dieser Nacht und die ungewöhnlich schnelle Bewegung hatten seine Kräfte beinahe erschöpft; aber dieser beunruhigende Anblick trieb ihn zu noch rascherem Laufen, in wenigen Minuten langte er an dem Schloß an, aber er mußte sich an die Pforte lehnen und nach Athem suchen, ehe er eintrat.

Der erste, dem er an der erleuchteten Treppe begegnete, war der Gardist, ein alter französischer Kriegsgefährte des Generals, der jetzt mehr den Haushofmeister als den Diener spielte. Er schien bleicher als sonst, und schlich trübselig die Treppe herab. „Wo ist Euer junger Herr?“ rief Albert hastig, „führt mich schnell zu ihm.“

„Sacre bleu!“ antwortete der Gardist erstaunt, als er den jungen Mann erkannte, „weiß es Fräulein Anna schon? o la pauvre enfant!“

„Wo ist Robert?“ rief Rantow dringender.

„Il est prisonnier!“ erwiederte er traurig, „auf die Festung gebracht comme ennemi de la patrie, comme démocrate; vier dragons de la gensd'armerie haben ihn eskortirt, o, mein armer Monsieur Robert!“

„Führet mich zum General!“ sagte Rantow, als er diese Nachricht hörte.

„Monsieur le Général est sorti.“

„Wohin?“ rief der junge Mann, unwillig darüber, daß er jedes Wort dem alten Soldaten abfragen mußte.

„Mit seinem Sohn à la capitale, zu fragen, was Monsieur de Willi verschuldet.“

Als Rantow sah, daß hier nichts mehr zu thun sey, suchte er einen andern Bedienten auf und ließ sich die näheren Umstände der Verhaftung erzählen. Er hörte, daß spät Abends, in Roberts Abwesenheit, ein Commissär angekommen sey, der nach einer kurzen Rücksprache mit dem General die Papiere des jungen Willi untersucht und theilweise versiegelt habe. Darauf sey Robert nach Hause gekommen und habe sich gutwillig darein ergeben, dem Commissär zu folgen; er habe seinem Vater das Wort darauf gegeben, daß man ihn unschuldig finden werde; das Letztere hatte der General einem Bedienten befohlen, am nächsten Morgen dem Herrn von Thierberg und seiner Familie zu sagen; er habe sich dann zu Pferd gesetzt und sey, nur von einem Bedienten begleitet, vom Schloß weggeritten. Der junge Willi selbst hatte weder nach Thierberg noch sonst wohin Aufträge zurückgelassen.

So viel erfuhr Albert, und diese Nachrichten waren nicht dazu geeignet, ihn auf dem Rückweg freudiger zu stimmen. Er konnte auf den Trost, welchen Robert seinem Vater gegeben, keine große Hoffnung bauen, und vor allem war ihm vor dem Augenblick bange, wo er die schmerzliche Kunde der trauernden Anna bringen sollte.

10.

Es waren ſeit jener traurigen Nacht mehrere Wochen verſtrichen; ſie däuchten der armen Anna eben ſo viele Monate. Das Laub der Bäume fing ſchon an ſich zu bräunen, der Herbſt mit ſeinem fröhlichen Gefolge war in das Thal eingezogen, Geſang und Jubel ſchallte von den Rebhügeln, ſchallte antwortend aus dem Fluß herauf, welcher Kähne, mit Trauben ſchwer belaſtet, abwärts trug. Als würde einem verwegenen, in dieſen Bergen eingedrungenen Feind ein Gefecht geliefert, ſo krachte Büchſen- und Piſtolenfeuer aus den Weinbergen, doch nicht das Wuthgeſchrei zurückgeworfener Colonnen, ſondern das Jauchzen einer freudeberauſchten Menge ſtieg auf, wenn die Gewehre recht laut knallten, oder wenn die vorſpringenden Ecken der Bergreihen die tiefere Stimme eines Pfundböllers zehnfach nachriefen.

Mit verſchiedenen Empfindungen ſahen die Bewohner des Schloſſes Thierberg dieſem fröhlichen Treiben von einer alterthümlichen Terraſſe des Schloſſes zu. Der junge Rantow blickte unverwandt und mit glänzenden Augen auf dieſes Schauſpiel, das ihm eben ſo neu als anziehend erſchien. Er hatte in ſeiner Heimath, im Kreiſe vertrauter Freunde oft bemerkt, wie der Wein, dieſe Himmelsgabe, die Wangen freundlicher färbte, die Zungen löste, und zu traulichem Geſpräch, wohl auch zum Geſang, ſelbſt die Ernſteren fortriß; doch nie hatte er gedacht, daß eine noch rauſchendere Freude, ein höherer Jubel mit der Bereitung des fröhlichen Trankes ſich verbinden könnte. Wie poetiſch däuchte ihm dieſes lebhafte Gemälde! Welch friſche, natürliche Bilder

zeigte ihm sein Opernglas. Diese Gruppen hatte der Zufall geordnet, und doch schienen sie ihm reizender, als was die Kunst je erfunden. „Siehe," sagte er zu Anna, die den schönen Kopf auf den Arm gestützt, ihm gegenübersaß, und zuweilen einen ernsten Blick über das Thal hingleiten ließ, „siehe, dort gegenüber jenen Alten mit den silbergrauen Haaren; wie viele solche Herbste mag er schon gesehen haben! Wahrlich, ich könnte an der Gruppe um ihn her seine Lebensgeschichte studiren. Der blonde Knabe, der ihm eben die große Traube brachte, ist wohl sein Enkel; den jungen Burschen, der mit der Pritsche die Mädchen neckt und durch seine Scherze von der Arbeit abhält, indem er sie anzutreiben scheint, halte ich für seinen jüngern Sohn; siehe, jenes Mädchen hat seinen Schlag derb erwiedert, sie ist wohl das Liebchen des muntern Burschen, denn sie lachen alle und verspotten ihn. Dieser gebräunte breite Mann von vierzig, der so eben den ungeheuern mit Trauben gefüllten Korb auf seine Schultern hob, ist wohl der ältere Sohn und des blonden Knaben Vater. So hast du die vier Altersstufen, die sie wohl alle ohne viele Aenderung durchlaufen mögen."

„Gewiß, ohne viele Aenderung und ohne viel Vergnügen," bemerkte der alte Herr von Thierberg, der gleichgültig hinblickte; „das ewige Einerlei seit vielen hundert Jahren. Der Kleine dort wird jetzt bald in die Schule getrieben und von seinem Schulmeister täglich geprügelt, gerade wie vor Zeiten sein Großvater. Der junge Bursche wird bald Soldat, oder auf ein paar Jahre Knecht in der Stadt. Kömmt er dann nach Hause

und der Vater iſt todt, ſo bekommt er ſein kleines Stückchen Erbe und glaubt heirathen zu müſſen; und hat er vier Kinder, ſo werden ſie, wenn auch er einſt ſtirbt, das armſelige Erbe unter ſich theilen und gerade viermal ärmer ſeyn, als er. So treibt es ſich herauf und herab; zu dem Pulver, das ſie heute verſchießen, haben ſie ein ganzes Jahr geſpart, um doch auch einen Tag zu haben, an welchem ſie ſich betäuben können; und das nennen ſie luſtig ſeyn! das nennen die Städter ein Feſt, ein maleriſches Volksvergnügen!"

„Nein! Sie ſehen es zu düſter an, Oheim!" entgegnete der Gaſt. „Mir ſcheint, ich geſtehe es, eine wundervolle Poeſie in dieſem Treiben zu liegen. Dieſe Menſchen ſind ſo behende, ſo lebendig, ſo regſam. Stellen Sie einmal meine Märker hierher, wie unbeholfen und ungeſchickt ſie ſich benehmen würden! Ich ſchäme mich heute noch der Unerfahrenheit, die ich letzthin zeigte; ich nahm in einem Ihrer Weinberge einem hübſchen Mädchen das gebogene Meſſer ab und verſprach, ſie zu unterſtützen; als ich die erſte Traube abgeſchnitten hatte und ſie in das Körbchen legte, betrachtete das Mädchen nur den Stiel der Traube und ſagte lächelnd: Er hat wohl noch nicht oft Trauben geſchnitten? und ſiehe, ich hatte, ſtatt ſchief zu ſchneiden, gerade geſchnitten. Nein! mir ſcheint dieſe Weinleſe ein fortdauernder Feſttag der Natur, eine liebliche verkörperte Poeſie."

„Poeſie?" erwiederte Anna, indem ſie einen trüben, wehmüthigen Blick auf die Berge gegenüber warf, „eine Poeſie, die mir das Herz durchſchneidet. Mir erſcheint dieſes fröhliche Treiben wie ein Bild des Lebens.

Unter langem Jammer und Ungemach ein Tag der Freude, der durch seine hellen freundlichen Strahlen das öde Dunkel umher nur noch deutlicher zeigt, aber nicht aufhellt! O kennteſt du erſt das Leben dieſer Armen näher! Wenn du ſie beim erſten Erwachen des Frühlings ſehen könnteſt! Jeder Winter verwüſtet ihre ſteilen Gärten; der Schnee löst ſie auf und reißt ihre beſte, fruchtbarſte Erde mit ſich hinab. Aber raſtlos zieht Jung und Alt heraus. Die Erde, die ihnen das Waſſer nahm, tragen ſie wieder hinauf und legen ſie ſorglich um ihre Reben her. Vom früheſten Morgen, in der Gluth des Mittags, bis am ſpäten Abend ſteigen ſie, ſchwer beladen, die ſteilen engen Treppen hinan. Welche Freude, wenn dann der Weinſtock ſchön ſteht, aber wie bitter iſt zugleich ihre Sorge; denn der kleinſte Froſt kann ihre zarte Pflanze vernichten. Und fällt nun der böſe Thau oder eine kalte Nacht, wie ſchauerlich iſt dann ihr Geſchäft anzuſehen. Alle, ſelbſt die kleinſten Kinder, ſtrömen noch vor Tag in den Weinberg. Dort legen ſie alte Stücke von Kleidern und Tüchern neben die Rebſtöcke, und brennen ſie an, daß der qualmende Rauch die zarte Pflanze ſchützen möchte. Wie arme Seelen ins Fegfeuer verbannt, ſchleichen ſie um die kleinen zuckenden Feuer und durch die Schleier, die der Rauch um ſie zieht. Die Kleinen rennen umher, ſie können noch nicht berechnen, welches Unglück ſie ſehen, aber die Männer und Weiber wiſſen es wohl; es iſt eine kühle Morgenſtunde, die das Werk langer mühſamer Wochen zerſtört und ſie ohne Rettung noch tiefer in die Armuth ſenkt."

„Wahrhaftig, du biſt krank, Anna!“ ſagte der alte Herr, indem er lächelnd zu ihr trat, und, doch nicht ohne leiſe Beſorglichkeit, ſeine Hand auf ihre ſchöne Stirne legte; „du warſt ja doch ſonſt ſo fröhlich im Herbſt, gabſt ſolchen böſen Gedanken niemals Raum und freuteſt dich mit den Fröhlichen. Biſt du krank?“

Anna erröthete und ſuchte fröhlicher zu ſcheinen, als ſie es war. „Krank bin ich nicht, lieber Vater,“ erwiederte ſie, „aber ich bin doch alt genug, um ſogenannte Herbſtgedanken haben zu dürfen. Man kann doch nicht immer fröhlich ſeyn und — mein Gott!“ rief ſie, indem ſie erröthend aufſprang — „iſt er es nicht? — ſeht dort!“ —

„Willi?“ rief Rantow verwundert und wandte ſich nach der Seite, wohin Anna deutete.

„Wer denn?“ ſagte der Alte, indem er bald ſeine zitternde und verwirrte Tochter, bald ſeinen Gaſt anſah. „Wie kömmſt du nur auf Willi? Wer ſoll denn kommen? So ſprechet doch!“

Aber in dieſem Augenblick trat auch ſchon der, dem Anna's Ausruf gegolten hatte, herein, es war der alte Gardiſt. Er war noch nicht ganz auf die Terraſſe getreten, als ſchon Anna, jede andere Rückſicht vergeſſend, zu ihm hinflog, ſeine Hand ergriff und eine Frage ausſprechen wollte, zu welcher ihr der Athem fehlte. Der alte Soldat zog lächelnd ſeine Hand zurück, grüßte mit militäriſchem Anſtand und berichtete, in Form eines militäriſchen Rapports, daß der General noch dieſen Abend zu Hauſe eintreffen und —

„Iſt er frei?“ unterbrach ihn Anna.

— und ſeinen Sohn mitbringen werde, der auf ſein Ehrenwort und die Caution, die der Herr General geſtellt habe, aus der Haft entlaſſen worden ſey.

In Anna's Augen drängten ſich Thränen, ſie zitterte heftig und ſetzte ſich nieder; der alte Thierberg, durch dieſen Anblick überraſcht, preßte die Lippen zuſammen und blickte ſeine Tochter unwillig an, und Albert, der in den Zügen ſeines Oheims las, daß jener ein Geheimniß ahne, deſſen Theilnehmer er bis jetzt allein geweſen war, fühlte ſich befangen; er fürchtete für Anna, und erſt in dieſem Augenblick wurde es ihm deutlich, daß es für ihn ſelbſt beſſer geweſen wäre, ſich nie in dieſe Angelegenheit zu miſchen. „Ich laſſe dem Herrn General danken und Glück wünſchen," ſagte nach einer peinlichen Pauſe Herr von Thierberg zu dem Grenadier und winkte ihm, zu gehen. „Wünſche nur," fuhr er fort, indem er auf der Terraſſe mit heftigen Schritten auf und abging, „wünſche nur, daß die paar Wochen Gefängniß eine gute Wirkung auf den Herrn Weltſtürmer gehabt haben mögen! Ein paar Monate hätten nicht ſchaden können, wäre es auch nur geweſen, um das heiße Blut abzukühlen und die vorſchnelle Zunge zu feſſeln. Aber das alles iſt das Erbtheil ſeiner hochweiſen Frau Mama! Ein junger Mann von unbeflecktem Adel hätte ſich ſo weit nicht verirrt; aber das gewinnt man bei ſolchen Heirathen; weil ſie ſah, daß man in unſerem Cirkel ihre Abkunft nicht vergeſſen habe, hat ſie ihrem Sohn ſolche tolle republikaniſche Ideen eingeprägt und ihn zu einem Thoren, wo nicht zu einem verderblichen Menſchen gemacht." Dieſe und andere Worte ſtieß er ſchnell und

heftig aus, und plötzlich blieb er vor seiner Tochter stehen, sah sie mit grimmigen Blicken an und sagte dann: „Ich glaube jetzt in der That, daß du kränker bist, als ich dachte; geh' auf dein Zimmer! — Ich werde mit dem Vetter diesen Abend allein speisen; geh'!"

Das arme Kind ging hinweg, ohne ein Wort zu sagen; sie mochte die Natur ihres Vaters kennen und wissen, daß jeder Widerspruch seinen Zorn steigere, sie mochte auch fühlen, was in diesem Augenblick in seiner Seele vorgehe, wo sie zu wenig Macht über sich besaß, um ihr Geheimniß zu verbergen.

Als sie weggegangen war, schritt der Alte wieder eine Zeit lang schweigend hin und her, dann trat er zu seinem Neffen und fragte mit bewegter Stimme: „Was sagst du zu dem Auftritt, den wir da gesehen haben? Meinst du wirklich, es wäre möglich?"

„Ich kann Sie nicht verstehen, lieber Oheim."

„Nicht verstehen, Junge? so soll ich es denn selbst in den Mund nehmen? Wisse — ich habe entdeckt, daß Anna den — den von drüben — nun, daß sie den Sohn des Generals liebt. Zum Teufel, Junge, du erwiederst nichts? wie magst du so — so gleichgültig aussehen, wenn von der Ehre deiner Familie die Rede ist? rede!"

„Ich kann nichts hierin sehen," entgegnete der junge Mann trotzig, „was etwa der Thierberg'schen Ehre zu nahe treten könnte. Der alte Willi ist von Adel, ist ein berühmter General, ist reich" —

„Also abkaufen sollen wir uns unsere Ehre lassen, abhandeln? — Bursche, wenn du nicht mein Neffe wärest — Gott strafe mich! aber ich kenne mich selbst

nicht, wenn ich in Wuth bin. — Reich? Siehe für so schlecht und niederträchtig halte ich mein Kind selbst nicht, daß es daran gedacht haben sollte. Sieh dich um, so weit du sehen kannst, war einst alles — alles mein; ich habe nichts mehr, als diese verfallenen Thürme und eine Hufe Landes, wie der gemeinste Bauer, aber auch dieses soll diese Nacht noch hinfahren, in den Schuldthurm soll man mich werfen, mich auspfänden, mein altes Wappen entzweischlagen, wenn ich je zugebe" —

„Oheim!" fiel ihm der Neffe erbleichend ins Wort, „bedenken Sie sich zuvor, ehe Sie einen solchen Frevel aussprechen! Was kann dieser junge Mann dafür, daß sein Vater reich ist? beträgt er sich denn aufgeblasen? macht er Ansprüche auf seinen Reichthum? Ich sagte es ja vorhin nur so in der Uebereilung."

„Nein, das thun sie nicht, die Willi's," antwortete nach einer Pause der Alte; „das ist noch ihre gute Seite. Aber das macht ihn nicht besser. Seine Grundsätze sind es, die ich hasse; er ist mein bitterster Feind!"

„Wie wäre dies möglich?" erwiederte Rantow beruhigend, „wie könnte er Ihr persönlicher Feind seyn!"

„Was persönlicher Feind!" rief Thierberg heftiger, „solche Feindschaft kenne ich nicht, und mein Feind müßte ein anderer seyn, als dieser Knabe; aber ein Todfeind bin ich all diesem Wesen, diesen Neuerungen, diesem Deutschthum, Bürgerthum, Kosmopolitismus, und welche Namen sie dem Unsinn geben mögen, und dessen treuester Anhänger eben dieser junge Mensch da ist. Das ganze erste Viertel des neunzehnten Jahrhunderts hatte den verdammten Geschmack dieses Unwesens,

und man wird ſehen, wohin es im jetzigen kommt, wenn dieſe Menſchen und ihre Geſinnungen um ſich greifen; aber, ſo wahr Gott lebt! man ſoll von dem letzten Thierberg nicht ſagen können, daß er in ſeinen alten Tagen einem dieſer Weltverbeſſerer die Hand zur Unterſtützung gereicht hätte."

„Aber, Oheim!" fiel Albert ein, dem es in dieſem entſcheidenden Augenblicke keine Sünde däuchte, gegen ſeine eigene Ueberzeugung zu ſprechen, „gibt es denn in dieſem Jahrhunderte auch nur eine Familie, die nicht, wenn man ſie einzeln durchginge, die verſchiedenſten Geſinnungen in ſich ſchlöſſe? Wird denn der einzelne Mann dadurch ſchlechter, daß er eine andere Meinung hat, als wir? Iſt nicht Proteſtant und Katholik in den Augen der Vernünftigen gleich viel werth? Denkt nicht der General ſelbſt ganz verſchieden von ſeinem Sohn?"

„Laß mir den Glauben aus dem Spiel, Neffe," entgegnete jener; „darüber zu richten geht weder dich noch mich an. Aber dieſer General vollends, der meinen Todfeind als Schutzpatron anbetet, und dieſen Buonaparte für den heiligen Georg hält, der den Lindwurm des veralteten Jahrhunderts tödtete; dieſen in meiner Familie! Es würde mich tödten!"

„Aber wiſſen Sie denn, ob auch der junge Willi Ihre Tochter liebt? Hat denn Anna irgend etwas geſtanden?"

Der Alte ſah ſeinen Neffen bei dieſer Frage lange und erſchrocken an; dann fuhr er nach einigem Nachſinnen gefaßter fort: „Nein, einer ſolchen Schmach halte ich ſie nicht fähig! Meinſt du, meine Tochter werde ſich

in einen solchen — Menschen verlieben, ohne daß er sie zuvor mit tausend Künsten dazu verlockte? Nein, dazu ist sie mir noch immer zu gut; aber — ich will mir Gewißheit verschaffen!"

Er sprach es, und noch ehe ihn Rantow aufhalten konnte, eilte der alte Mann hinweg, um seine Tochter zu Rede zu stellen. Düster schaute ihm der Gast aus der Mark nach. „Wahrlich, wenn die Aktien so stehen, werde ich weder Brautführer noch Hochzeitgast in Thierberg seyn," sprach er, „der Alte müßte sich denn durch ein Wunder in einen Demogogen, oder der Demagoge in einen rechtgläubigen Verehrer der alten Reichsritterschaft verwandeln."

11.

Es hatte dem General Willi nicht geringe Mühe gekostet, von seinem Sohn das Unglück einer längeren Gefangenschaft abzuwenden. Sein Ansehen war zwar in der Hauptstadt jenes Landes, welchem sein Gut angehörte, durch den Wechsel der Verhältnisse und Meinungen nicht gesunken; man verehrte in ihm einen Mann von hohem Verdienst, militärischer Umsicht und Tapferkeit, und es gab manche, die ihn wegen seiner treuen und ausdauernden Anhänglichkeit an jenen Mann, der einst das Schicksal Europa's in der Rechten getragen, bewunderten; es gab viele, die ihm, wenn sie auch diese Bewunderung nicht theilten, doch wegen der Beharrlichkeit und Charakterstärke, die er in den Tagen des Unglücks entfaltet hatte, wohlwollten. Dennoch mußte er sein ganzes Ansehen aufbieten und manche Thüre öffnen, um seinem Sohn, auf dem der Verdacht

mit Verdächtigen in Verbindung zu ſtehen laſtete, nützen zu können.

Der General war ein Mann von zu großem Rechtsgefühl, als daß er, wenn er ſeinen Sohn ſchuldig glaubte, dieſe Schritte für ihn gethan hätte. Aber es genügte ihm an der einfachen Verſicherung ſeines Sohnes. „Ich theile," hatte er ihm geſagt, als er verhaftet wurde, „ich theile im Allgemeinen die Geſinnungen jener Männer, die man jetzt zur Unterſuchung zieht, aber — ich theile weder ihre Pläne, noch die Anſichten, die ſie über die Mittel zum Zweck haben. Ich habe nur gedacht, nie gehandelt, habe mir ſelbſt gelebt, nicht mit andern, und Beſchuldigungen, welche andere treffen mögen, werden nie auf mich kommen." So war es denn gelungen, den jungen Willi auf ſo lange frei zu machen, als nicht ſtärkere Beweiſe, die gegen ihn vorgebracht würden, ſeine Anweſenheit vor den Gerichten nothwendig machten, eine Schonung, die er nur der Fürſprache ſeines Vaters und dem Vertrauen verdankte, das man in die Bürgſchaft des Generals Willi ſetzte.

Sie konnten ſich beide wohl denken, welches Aufſehen dieſer Vorfall in der Umgegend von Neckareck gemacht haben mußte; hätten ſie in einer Stadt gewohnt, ſo würden ſie ſich wohl damit begnügt haben, ihren Bekannten von ihrer Rückkunft Nachricht zu geben; aber die Sitte auf dem Lande fordert größere Aufmerkſamkeit für gute Nachbarn; man mußte fünf oder ſechs Familien im Umkreis von drei Stunden beſuchen, mußte ihre Neugierde über dieſen Vorfall umſtändlich befriedigen; kurz, man mußte ſich zeigen, wie man ſich etwa nach

einer überſtandenen Krankheit bei den Bekannten wieder zeigt und für ihre Theilnahme Dank ſagt. Als aber der General mit ſeinem Sohn am dritten Tag nach ihrer Rückkehr nach Thierberg aufbrachen, war es noch ein anderer Grund, als Höflichkeit gegen gute Nachbarn, was ſie dorthin zog. Der junge Willi mochte in den einſamen Wochen ſeiner Gefangenſchaft Zeit gefunden haben, über ſein Leben und Treiben nachzudenken, er mochte gefunden haben, daß ihn jene politiſchen Träume, welchen er nachgehängt hatte, nicht befriedigen könnten, daß es ein höheres, reineres Intereſſe gebe, wodurch ſein Leben Bedeutung und Gehalt, ſeine Seele Ruhe und Zufriedenheit gewänne.

Der General lächelte, als ihm Robert ſein Verhältniß zu Anna entdeckte und die Wünſche auszuſprechen wagte, die ſich mit dem Gedanken an die Geliebte verbanden. Er lächelte und geſtand ſeinem Sohn, daß er längſt dieſes Verhältniß geahnet, daß er gewünſcht habe, das unruhige Treiben des jungen Mannes möchte eine feſtere Richtung annehmen. „Ich kenne dich,“ ſagte er ihm, „wäreſt du zu jener Zeit jung geweſen, wo wir in Europa umherzogen, um Krieg zu führen, ſo hätte deine Phantaſie mit aller Kraft die großartigen Bilder des Krieges ergriffen, ich hätte dir den erſten Raum geöffnet, du ſelbſt hätteſt dann deine Laufbahn gemacht. Daß du in dieſen ſtillen Feiertagen des Jahrhunderts nicht dienen willſt, kann ich dir nicht übel nehmen. Des Umherſchweifens in der Welt biſt du ſatt, das Leben in den Salons genügt dir nicht, ſo bleibe bei mir; beſorge an meiner Statt meine Güter, ich kann

dabei nur gewinnen; ich gewinne Zeit für mich und meine Erinnerungen, gewinne dich, und —" setzte er mit einem freundlichen Händedruck hinzu, „wenn du anders deiner Sache gewiß bist, gewinne ich Anna."

Sie besprachen dieses Kapitel auch auf dem Weg nach Thierberg wieder, und Robert gab seinem Vater Vollmacht, bei dem Alten um Anna für ihn zu werben. Sie verhehlten sich nicht, daß eine nicht unbedeutende Schwierigkeit im Charakter des alten Thierberg liegen könne; ihre Gesinnungen hatten so oft die seinigen beinahe feindlich durchkreuzt, man hatte sich wegen Meinungen so oft gezankt, man war oft unzufrieden, beinahe verstimmt auseinander gegangen; aber sie trösteten sich damit, daß er doch nie persönliche Abneigung gezeigt habe, und die Vortheile, die für Thierberg aus dieser Verbindung hervorgingen, erschienen so bedeutend, daß der General, als sie über die Zugbrücke ritten, sich schon im Geiste als Vater der schönen Anna zu sehen glaubte, und vertrauensvoll auf das Thierbergische Wappen über dem alten Portal zeigte. „Muth gewinnt, führen sie als Symbol im Wappen," flüsterte er seinem Sohn zu, „das fügt sich trefflich, denn weißt du noch, was der Wahlspruch deiner Ahnen war?"

„Der Will' ist stark!" rief der junge Willi freudig erröthend. „Muth gewinnt — und der Will' ist stark!"

Im Schloßhof empfing Rantow die Angekommenen; er entschuldigte seinen Oheim mit einem kleinen gichtischen Anfall, der ihn verhindere, die steile Treppe

herabzusteigen und seinen Gästen entgegen zu gehen. Er sagte dies schnell und nicht ohne einige Verlegenheit, die er hinter einem Schwall von Glückwünschen für Robert Willi zu verbergen suchte. Nach den Verhältnissen, die gegenwärtig in den alten Mauern von Thierberg herrschten, konnte nicht leicht etwas störender wirken, als dieser Besuch. Man hatte zwar den Vetter aus der Mark nicht mit in das Geheimniß gezogen; der Vater schien es zu bereuen, daß er sich nur so weit gegen seinen Neffen ausgesprochen habe, und Anna hatte mit ihm seit einigen Tagen nie mehr über Willi gesprochen, sey es auf ein Verbot ihres Vaters, sey es aus Argwohn, er möchte dem Alten ihr Geheimniß verrathen haben. Seit jenem Abend jedoch, wo die Rückkehr Roberts angekündigt worden war, herrschte eine Spannung, die um so drükkender wurde, da die ganze Gesellschaft zwar aus dreierlei Parteien, aber — nur aus drei Personen bestand.

Anna sprach wenig, hielt sich meist auf ihrem Zimmer auf, wohin Albert noch niemals eingeladen worden war; der Alte war mürrisch, aufbrausender als sonst gegen seine Diener, gegen seinen Gast herzlich, wie zuvor, aber ernster und einsylbiger, gegen seine Tochter kalt und gleichgültig. Er trank, trotz der bittenden Blicke, die Anna zuweilen nach ihm hinzusenden wagte, mehr Wein, als gewöhnlich, schimpfte dann auf die ganze Welt, verschlief den Nachmittag und ließ sich Abends den Amtmann holen, um ein Spiel mit ihm zu machen. Dann setzte sich Anna mit ihrer Arbeit in ein Fenster, ließ sich von dem Vetter etwas vorlesen, aber Thränen, die hin und wieder auf ihre Hand herabfielen,

zeigten dem jungen Mann, wie wenig ihr Geiſt mit dem beſchäftigt ſey, was er eben las. Der Anfall von Gicht, der über den Alten kam, machte die Sache wo möglich noch ſchlimmer; man ſah, wie er alle Kraft aufbot, ſeine Schmerzen zu unterdrücken, nur um der natürlichen Hülfe ſeiner Tochter weniger zu bedürfen, und wenn Fälle eintraten, wo er dieſe Hülfe nicht abweiſen konnte, wenn das ſchöne Kind bleich und mit Thränen im Auge vor ihm kniete, um ſeine Beine in warme Tücher zu hüllen, da wandte er ſich ab, pfiff irgend ein altes Liedchen, nannte ſich einen Mann, der bald in die Grube fahren müſſe, und fand es ſchön, daß doch ein Enkel der Thierberge zugegen ſeyn werde, wenn man den letzten dieſes Namens beiſetze.

Rantow wußte zwar, daß ſein Oheim das Gaſtrecht gegen ſeine Nachbarn nicht verletzen werde, aber dieſe letzten Tage fielen ihm ſchwer auf die Seele, als er die Fremden die Treppe hinanführte, und er ſah voraus, daß die beiden Willi's gewiß nichts dazu beitragen würden, die Verſtimmung aufzulöſen.

Der Empfang war übrigens herzlicher, als er ſich gedacht hatte; es gibt eine gewiſſe höfliche Freundlichkeit, die man ſich angewöhnen kann, ohne ſich deſſen bewußt zu werden. Beſonders auffallend erſcheint dieſe Eigenſchaft, wenn ſich Männer begrüßen, von welchen wir wiſſen, daß ſie keiner Heuchelei fähig ſind, und die dennoch, ſey es durch Meinungen, ſey es durch Verhältniſſe, ſich feindlich gegenüberſtehen. So ſchien es auch der alte Thierberg nicht über ſich vermögen zu können, ſein gewohntes: „Ah! ſchön, ſchön! Freut mich,

Platz genommen!“ diesmal mit einem kälteren und förmlicheren Gruß zu vertauschen, und die fünfhundertjährige Gastfreundschaft dieser Burg schien die unwillkommenen Gäste in ihre schützenden Arme zu schließen. Ein Blick von Anna hatte dem jungen Willi gesagt, was hier vorgegangen sey; er fand sie blaß, ihre Stimme nicht so fest wie sonst, es lag Kummer um den holden Mund und ihre Augen schienen weicher geworden zu seyn. Er pries im Stillen ihren richtigen Takt, daß sie mehr zu dem General sprach, als zu ihm, denn er hätte, von diesem Anblick ergriffen, nicht Fassung genug gehabt, Gleichgültiges mit ihr zu reden. Rantow, der einen ganz andern Auftritt erwartet hatte, wunderte sich, daß auch in diesem „ehrlichen Schwaben,“ wo ihm sonst alles so offen und ehrlich däuchte, vier Menschen, die sich so nahe standen, ein so falsches Spiel unter sich spielen könnten, ihre Gedanken, ihre Leidenschaften unter einer so ruhigen Hülle zu verdecken wüßten. Er sah staunend bald den jungen Willi und den alten Thierberg an, die ganz ruhig und abgemessen sich über die Ereignisse der letzten Wochen besprachen; bald hörte er auf das Gespräch zwischen dem General und der Geliebten seines Sohnes, die dasselbe Thema, nur mit Veränderungen, abhandelten, wobei übrigens Anna eine solche Ruhe an den Tag legte, daß sie nie hastig fragte, von nichts mehr, als schicklich, ergriffen war. Der General wandte sich im Gespräch und ging mit ihr langsam im Saal auf und ab; er stellte sich endlich, wie zufällig, in einen tiefen Fensterbogen, und Albert entging es nicht, daß er sich dort schnell zu dem schönen Mädchen

herabbückte, ihr etwas zuflüſterte, was eine tiefe Röthe auf ihre Wangen jagte; ſie ſchien erſchrocken, ſie faßte ſeine Hand, ſie ſprach leiſe heftig zu ihm, aber er lächelte, ſchien ſie zu beruhigen, zu tröſten, und ſo ſtolz und zuverſichtlich war ſeine Stirne, waren ſeine Züge, als müßte er in dieſem Augenblick ſeine Diviſion ins Feuer führen, um den ſchwankenden Sieg zu entſcheiden.

Der Gaſt aus der Mark ahnete, daß dort in jenem Fenſterbogen ein Entſchluß gefaßt oder mitgetheilt worden ſey, der auf Anna's Schickſal ſich beziehe, und das Herz pochte ihm, wenn er an den eiſernen Trotz ſeines Oheims dachte. Die Diener hatten indeſſen Wein herbeigebracht, man ſetzte ſich in eines der weiten Fenſter, und wenn nur die Gemüther der fünf Menſchen, die um den kleinen Tiſch ſaßen, weniger befangen waren, der ſchöne Tag, der Anblick des herrlichen Thales, das vor ihnen lag, hätte ſie zu immer höherer Freude ſtimmen müſſen.

Der General, dem es peinlich ſeyn mochte, daß das Geſpräch nach und nach zu ſtocken anfing, bat Anna um ein Lied, und ein Wink ihres Vaters bekräftigte dieſe Bitte. Man brachte ihre Guitarre herbei, der junge Willi ſtimmte die Saiten, aber waren es die Worte des Generals, war es der Anblick ihres Vaters, war es die lang erſehnte Nähe des Geliebten, was ſie verwirrte: ſie erröthete und geſtand, daß ſie in dieſem Augenblick kein paſſendes Lied zu ſingen wüßte. Man ſchlug vor, man verwarf, bis Rantow beifiel, wie man einſt in Berlin eine berühmte ſchöne Sängerin von einer ähnlichen Verlegenheit befreite; er ſchnitt kleine Zettel und ließ jeden ein Lied aufſchreiben; dann faltete er die

Papiere geſchickt und zierlich zuſammen, ſchüttelte ſie als Looſe durcheinander und ließ die Sängerin eines wählen.

Sie wählte, ſie eröffnete das Loos und erröthete ſichtbar, indem ſie den General beſorgt anblickte. „Das hat niemand anders als Sie geſchrieben,“ ſagte ſie; „warum denn gerade dieſes Lied? Es iſt nicht immer politiſch, ein politiſches Lied zu ſingen!“

„Wenn es nun aber mein Lieblingslied iſt?“ erwiederte Willi, „ich appellire an Ihren Vater; ſtand nicht die Wahl durchaus frei?“

„Gewiß!“ antwortete der Alte, „du ſingſt, Anna! und wenn das Lied Politik enthalten ſollte — nun, erdichtete Politik kann man ja immer noch ertragen.“

Sie nickte ſchweigend Gehorſam zu; aber von jenem Augenblick an, wo ſie mit einem kurzen, aber kräftigen Vorſpiel den Geſang anhob, ſchien auf ihren lieblichen Zügen eine Art von Begeiſterung aufzugehen; eine zarte Röthe ſpielte auf ihren Wangen, ihre Augen glänzten, und um den ſchönen Mund, der die Töne ſo voll und rund hervorſtrömen ließ, ſpielte anfangs ein Lächeln, das mehr und mehr in Wehmuth überging. Es war eine franzöſiſche Ode, aus welcher ſie einige Stellen vortrug; die Melodie, bald heiter, ermunternd, bald erhaben und triumphirend, bald ernſt und getragen, ſchmiegte ſich an das wechſelnde Versmaß und den Gedankengang der Strophen, und ſo ſüß war ihre Stimme, ſo ausdrucksvoll ihr Vortrag, ſo hinreißend ihr ganzes Weſen, das mit dem Geſang ſich zu verſchmelzen ſchien, daß die Männer, wenn ſie gleich über den Gegenſtand die verſchiedenſten Geſinnungen hegten, doch von dem

Strom der Töne mit fortgeriſſen wurden. Wie erhaben war ihr Vortrag, als ſie ſang:

Cachez ce lambeau tricolore!
C'est sa voix! il aborde, et la France est à lui.

Ernſt, beinahe traurig, doch nicht ohne Triumph, fuhr ſie fort:

Il la joue, il la perd; l'Europe est satisfaite
Et l'aigle qui, tombant aux pieds du Léopard,
Change en grand capitaine un héros de hasard,
Illustre aussi vingt rois, dont la gloire muette
N'eût jamais retenti chez la postérité;
Et d'une part dans sa défaite,
Il fait à chacun d'eux une immortalité. *

Als ſie geendet hatte, legte ſie die Guitarre nieder und ging, während die Männer noch in verlegener Stille ſaßen, ſchnell hinweg.

„Il la joue, il la perd," ſprach der alte Thierberg lachend, „eine große Wahrheit! und dieſer Dichter, wer er auch ſeyn mag, konnte jenen Mann nicht beſſer ſchildern; ſeine ganze Größe beſtand ja nur darin, daß er das rouge et noir ſo hoch als möglich ſpielte, und der alte Satz, daß der kaltblütigſte Spieler endlich gewinnt, beſtätigte ſich an ihm. Der Leopard hat doch die Bank geſprengt, und Wellington wird es eben darum keinen Kummer machen, wenn man ihn héros de hasard nennt."

„Wie lächerlich ſind ſolche Hyperbeln!" rief Rantow, „als ob zwanzig Könige ihren Nachruhm, ihre

* Sept Messéniennes nouvelles par *C. M. Delavigne*. 1re. le Depart.

Unſterblichkeit dieſem Sommerkönig zu verdanken hätten! Was uns betrifft wenigſtens, ſo wird man eingeſtehen müſſen, daß der Ruhm der preußiſchen Waffen älter iſt, als der des ſogenannten Siegers von Italien, und nicht erſt von der großen Nation geadelt werden mußte."

„Und dennoch," erwiederte der General mit großer Ruhe, „dennoch wird man einſt nicht ſagen, es war Buonaparte, der zur Zeit dieſes oder jenes Königs lebte — man wird ſagen: Herr von Rantow, Sie waren Zeitgenoſſe Napoleons. Doch was den Obergeneral des engliſchen Heeres in der Bataille von Mont St. Jean betrifft, ſo möchte es die Frage ſeyn, ob ihm der Titel héros de hasard ſehr angenehm iſt; ſo viel iſt wenigſtens gewiß, daß er jene Schlacht nicht gewonnen, ſondern nur — nicht verloren hat."

„Es iſt ein Glück für die Welt," bemerkte Thierberg lächelnd, „daß man Ihren Satz umkehren kann, und daß er dann noch höhere Wahrheit enthält; Ihr Herr und Meiſter hat jene Schlacht zwar nicht gewonnen, aber deſto gewiſſer verloren."

„Er hat ſie verloren," antwortete der General; „was die Welt damit verlor, will ich nicht ausſprechen, aber jene Strophe, womit Anna ihren Geſang ſchloß, drückt aus, wer noch am Abend jenes unglücklichen Tages, als Cäſar und ſein Glück von der Uebermacht zerſchmettert wurden, als meine braven Kameraden auf Mont St. Jean den letzten Athem aushauchten — der Größere war."

„Der Größere! und dies können Sie noch fragen, General?" entgegnete heftig der junge Mann aus der

Mark. „Als die Strahlen der Abendröthe über jenes denkwürdige Feld ſtreiften, beleuchtend die Schande Frankreichs und ſein verwirrtes Heer, als blutend, aber unbeſiegt, das engliſche Heer jene Hügel deckte, und Deutſchlands Völker ſtolzen Schrittes in die Ebene herabſtiegen, um den Kampf ſiegend zu entſcheiden — denken Sie ſich, ich bitte, jenen erhabenen Moment, und ſagen Sie mir, wer da der Größere war?"

„Der Gott des Zufalls," erwiederte der General. „Mächtiger war er wenigſtens als jener alte Held, der auch noch an ſeinem letzten Schlachttage zeigte, welche mächtige Kluft zwiſchen dem Genie und roher, wohlgenährter, thieriſcher Kraft befeſtigt ſey. Er iſt gefallen, nicht, weil ihm England oder Deutſchland gewachſen war, ſondern, weil er früher oder ſpäter fallen mußte, weil er einen Vertilgungskrieg gegen ſich ſelbſt führte, der ſeine Kräfte aufrieb, oder können Sie mir beweiſen, daß an jenem Tage von Waterloo das Genie des engliſchen Feldherrn oder gar Ihres Blücher ihn beſiegte?"

„Seyen wir gerecht," nahm der junge Willi das Wort, „geben wir zu, daß ihm keiner ſeiner militäriſchen Gegner gewachſen war, ſo beweist dies noch immer nicht für jene innere Größe, für jene moraliſche Erhabenheit, welche die Mitwelt mit ſich fortreißt, ihr Jahrhundert bildet und Segen noch auf die ſpäte Nachwelt bringt. Napoleon war ein großer Soldat, — aber kein großer Menſch."

„Sohn!" erwiederte der General, „wie kannſt du in irgend einem Fach des Wiſſens groß, größer als ſonſt ein Mann des Jahrhunderts werden, ohne ein großer Menſch zu ſeyn? Die Maſchine iſt es nicht, nicht

dieſer Körper iſt es, was ſie groß macht, es iſt der Geiſt. Jene veralteten Formen Europa's, von klugen Männern vor tauſend Jahren ausgedacht, ſtürzten zuſammen, weil es Formen waren, die der Geiſt verlaſſen hatte; ſie brachen ein vor den Blitzen ſeines Genies, ſie hatten das Schickſal jener Leichname, die, in Grüfte eingeſchloſſen, in ihren fürſtlichen Leichenprunk gehüllt, Jahrhunderte überdauern, weil ſie die Kerkerluft ihres Grabes nicht vermodern läßt. Berühre ſie mit lebendiger Hand, hauche ſie an mit freiem Odem und — ſie zerfallen in Aſche!"

„Dies beweist nicht gegen mich," ſagte Willi.

„Und wo iſt denn das große und feſte Reich, das der große Mann gründete?" unterbrach ihn Thierberg. „Sie vergleichen unſere ſchönen alten Inſtitutionen, Gott möge es Ihnen verzeihen, mit einem Leichnam, aber was war denn jener corſiſche Kaiſerthron, was ſein Staatsgebäude, als ein Kartenhaus?"

„Ich habe nie geſagt, daß Napoleon der Mann war, einen großen Staat zu gründen," antwortete der alte Willi; „Frankreich war unter ihm ein Lager, deſſen erſte Poſten die Rheinbundſtaaten bildeten. Er hätte vielleicht ein Ende genommen, das ſeiner oder Frankreichs unwürdig geweſen wäre, wenn er einige Jahre in beſtändiger Ruhe und Frieden regiert hätte."

„So war alſo das Ende, welches er nahm, ſeiner würdig?" fragte Rantow lächelnd.

„Nicht der Platz, auf welchem wir ſtehen," verſetzte der General nicht ohne Wehmuth, „nicht der Raum, ſey er groß oder klein, gibt uns Würde oder Schmach. Wir ſind es, die uns und unſern Poſten adeln oder

ſchänden. Die Welt hat gelacht und gehöhnt, als man den größten Geiſt des Jahrhunderts auf eine öde Inſel verbannte. Dort, an der höchſten Felſenſpitze, haben ſie den alten Adler angeſchloſſen, wo er nur in die Sonne, auf den weiten Ocean und in einige treue Herzen ſah. Aber man hat nicht bedacht, wie vielen Stoff zum Lachen man der Nachwelt gebe; es war nicht Strafe, was ihn dorthin verbannte; wer in Europa konnte ihn ſtrafen? Es war Furcht. So mußte es kommen, daß man in ihm noch immer den Gefürchteten ſah; und manche Herzen, die ſich von ihm abgewendet hatten, fingen an, ihn wieder zu lieben; pflegt doch das Unglück die Menſchen zu verſöhnen, und — es war ja nichts an ſeine Stelle getreten, was ihn hätte vergeſſen machen können."

„Glauben Sie etwa, Herr Nachbar," ſagte Thierberg, „es hätte wieder ein ſolcher Attila auftreten müſſen, nur um die Zeitungsſchreiber zu unterhalten? Vergeſſen wird man wohl jenen Namen noch lange nicht, aber — man wird ihn verdammen."

„Mancher hat ein perſönliches Recht dazu, und ich kann ihn darum nur beklagen, nicht entſchuldigen, daß ſein Gang über die Erde nicht die gebahnte Straße ging. Aber man wird auch mit andern Gefühlen ſich ſeiner erinnern. Die Großen der Erde ſcheinen zwar nicht viel von ihm gelernt zu haben, deſto mehr vielleicht die Kleinen. Er hat ſich ſeine Bahn ſo erhaben aufgeriſſen, als Alexander, er hat ſie verfolgt wie Cäſar, man hat ihm gedankt wie dem Hannibal, auf jenem Felſen hat er gelebt wie Seneca und ſeine letzten Tage waren eines Sokrates würdig."

„In dieſem Punkt werden wir nimmer einig," erwiederte der alte Thierberg; „was mich betrifft, ſo kömmt es mir vor, als habe er ſeine Laufbahn eröffnet, wie ein Aventurier, habe ſie verfolgt wie ein Räuber, habe mit ſeinem Raub verfahren wie ein verzweifelter Spieler und habe geendet wie ein — Komödiant!"

„Wir ſind noch nicht ſeine Nachwelt," bemerkte Robert Willi. „Erſt wenn alle Parteien, die perſönliches Intereſſe ausſprachen, von der Erde verſchwunden ſind, dann erſt wird man mit klarem Auge richten. Mein Held iſt er nicht, aber in ſeinen italieniſchen Feldzügen erſcheint er wie ein Weſen höherer Art, und dies wenigſtens werden auch Sie zugeben, Herr von Thierberg."

„Es iſt möglich!" verſetzte der Alte, „er hat damals mein Staunen, meine Bewunderung erregt; aber wie ſchnell wurde ich von meiner Vorliebe geheilt! Wenn er damals den Bourbons den Thron zurückgegeben hätte — die Macht hatte er dazu — ſo wäre er mir wie ein Engel erſchienen."

„Dies war wegen ſeiner Armee, die anders dachte, unmöglich," antwortete der General.

„Sie erinnern ſich," fuhr der Alte fort, „daß ich Ihnen öfter von einem franzöſiſchen Kapitän erzählte, der mich in der Schweiz aus großer Verlegenheit rettete — der einzige Franzoſe, den ich achte und für den ich noch jetzt alles thun könnte. Mit dieſem ſprach ich damals auch über dieſen Punkt. Ich ſagte ihm, daß Frankreich ohne Rettung verloren gehe, wenn es in der ewigen, ſich immer von neuem gebärenden Revolution

fortfahre. Nur ein König an der Spitze könnte es retten. — Er gab es zu; er ſagte mir, daß die Bourbons eine große Partei in Paris hätten und daß mein Gedanke vielleicht erfüllt würde. Ich fragte ihn, wie der Conſul Buonaparte, der damals an der Spitze ſtand, darüber dächte. Er äußert ſich nicht, erwiederte mir der Kapitän, aber wenn ich ihn recht verſtehe, ſetzte er lächelnd hinzu, ſo wird Frankreich bald nur einen Meiſter haben. Ich deutete dies Wort meines neuen Freundes damals auf die Zurückkunft der Bourbons, leider iſt es an Buonaparte ſelbſt in Erfüllung gegangen."

Der junge Willi war ſchon zu Anfang dieſer Rede aufgeſtanden; er hatte Anna's Vater die Geſchichte von ſeinem Kapitän ſchon einige Dutzend Mal erzählen gehört und ſein Blut wallte in dieſem Augenblick noch zu unruhig, als daß er ſie von neuem anhören mochte; er ging mit zögernden Schritten im Saal auf und nieder; als aber der alte Thierberg im Geſpräch mit dem General auf die jetzigen Verhältniſſe Frankreichs einging, ein Punkt, über den ſie niemals in Streit geriethen, geſellte ſich auch Rantow zu dem jungen Willi. Er ließ ſich von ihm die Geſchichte der letzten Wochen noch einmal wiederholen, führte ihn unbemerkt in das nächſte Zimmer und dann auf die breite Hausflur. Dort hielt er plötzlich inne und flüſterte dem erſtaunten jungen Mann ins Ohr: „Sie dürfen vor mir kein Geheimniß mehr haben; Anna hat mir alles entdeckt, und auf meinen Beiſtand können Sie ſich verlaſſen." Noch einen Augenblick zweifelte Robert, weil ihm dieſe Nachricht zu neu und unerwartet kam, als aber Rantow ins

Einzelne einging und ihm erzählte, was in jener Schrekkensnacht vorgefallen sey, als er ihm entdeckte, wie ungünstig gegenwärtig die Verhältnisse seyen, da stand jener nicht länger an, die Hülfe, die ihm geboten wurde, anzunehmen; er bat Albert, ihm, wenn es möglich wäre, Gelegenheit zu verschaffen, mit Anna zu sprechen.

Der Gast aus der Mark dachte einige Augenblicke nach, ob er dies möglich machen könnte. Anna hatte ihn zwar selbst nie auf ihr Boudoir im Thurm eingeladen, aber er hoffte in solcher Begleitung nicht unwillkommen zu seyn; das einzige, was ihn hätte abhalten können, war die Furcht vor dem Zorn seines Oheims, im Fall diese Zusammenkunft entdeckt wurde; aber die Lust, wo er nicht selbst die Rolle übernehmen konnte, wenigstens die Intrigue zu unterstützen, siegte über jede Bedenklichkeit; er winkte dem jungen Willi, ihm zu folgen. Der Gang nach Anna's Thurm war ihm bekannt. Nach der Lage ihrer Fenster mußte ihr Gemach noch zwei Stockwerke höher liegen, als der Saal. Sie stiegen eine enge steile Treppe von Holz hinan, die unter jedem Tritte, so behutsam sie auch stiegen, ächzte. Zum nicht geringen Schrecken begegnete ihnen auf dem ersten Stock der alte Hans, der sie verwundert ansah. Albert winkte seinem Gefährten, nur immer voranzugehen, er selbst nahm, ohne in seiner Bestürzung zu bedenken, ob es klug seyn möchte, den alten Diener auf die Seite: „Hans," sagte er, „wenn du deinem Herrn ein Wort" — „O!" erwiederte jener schlau lächelnd, „da hat es gute Wege, so wenig als in jener Nacht, da Sie mich beinahe in den Neckar warfen; ich bin so still wie

ein todter Hund.“ Beruhigt folgte Rantow dem Liebhaber; sie hatten bald das Ende der Treppe erreicht und standen nun auf einer Art von Vorsaal; die Reinlichkeit und Zierlichkeit, die hier herrschte, ließ ahnen, daß man sich nicht mehr weit von Anna's Gemach befinde. Zwei Thüren gingen auf diesen Vorplatz; sie wählten auf gutes Glück die nächste, pochten an — keine Antwort. Sie pochten wieder; jetzt that sich die zweite Thüre auf, und Anna erschien auf der Schwelle.

Sie erröthete, als sie die beiden jungen Männer sah, doch, als habe dieser Besuch nichts Auffallendes an sich, lud sie dieselben durch einen freundlichen Wink ein, näher zu treten. „Ihr kommt wohl, um die schöne Aussicht von meinem Thurm zu betrachten?“ sagte sie, „jetzt erst fällt mir bei, daß du nie hier warst, Albert, aber so ganz bin ich schon an diesen herrlichen Anblick gewöhnt, daß es mir nicht einmal einfiel, dich hieher einzuladen.“

12.

Das Gemach war klein, die Geräthe gehörten einer früheren Zeit an, aber dennoch war alles so freundlich und geschmackvoll geordnet, daß Rantow, nachdem er die Aussicht geprüft, die nächsten Umgebungen gemustert und alles recht genau angesehen hatte, dieses Zimmer für das schönste im Schloß erklärte. Nur eine breite Kiste, von schlechtem Holz zusammengezimmert, die auf einer Kommode stand, schien ihm nicht mit den übrigen Geräthschaften zu harmoniren. So ungern er die beiden Liebenden, die, anscheinend in die Aussicht auf das Thal hinab vertieft, eifrig zusammenflüsterten, stören

mochte, ſo war doch ſeine Neugierde, zu wiſſen, was der geheimnißvolle Schrank verberge, zu groß, als daß er nicht ſeine Baſe darüber befragt hätte.

„Bald hätte ich das Beſte vergeſſen!“ rief ſie aus, „das Bild für Ihren Vater iſt heute angekommen, Robert; ich habe es hieher geſtellt, weil mein Vater nie hieher kömmt, und weil ich es doch auch betrachten wollte.“ Sie rückte unter dieſen Worten den Deckel des Schranks, Willi half ihn herabnehmen, und das Bild eines Reiters, der auf einem wilden Pferd eine Anhöhe hinanſprengt, wurde ſichtbar.

„Buonaparte!“ rief Rantow, als ihm die kühnen geiſtvollen Züge aus der Leinwand entgegenſprangen.

„Erkennſt du ihn?“ fragte Anna lächelnd. „Das war der Sieger von Italien!“

„Ich hätte nicht geglaubt, daß die Kopie ſo gut gelingen könnte,“ bemerkte Willi; „aber wahrlich, David war ein großer Maler. Wie edel iſt dieſe Geſtalt gehalten, wie glücklich der Einfall, dieſen hochſtrebenden Mann nicht in der gebietenden Stellung eines Obergenerals, ſondern in einer Kraftäußerung aufzufaſſen, die einen mächtigen Willen und doch eine ſo erhabene Ruhe in ſich ſchließt.“

„Ich kenne das Original,“ ſagte Rantow, „es iſt in der Gallerie zu Berlin aufgeſtellt, und ich finde dieſe Kopie trefflich; für Liebhaber des Gegenſtandes, worunter ich nicht gehöre, gewinnt dieſes um ſo höheres Intereſſe, als die Idee dazu von Napoleon ſelbſt ausging. Man ſagt, David habe ihn malen wollen als Helden, den Degen in der Hand, auf dem Schlachtfelde;

Buonaparte aber erwiederte die merkwürdigen Worte: Nein! mit dem Degen gewinnt man keine Schlachten; ich will ruhig gemalt ſeyn — auf einem wilden Pferde.“

„Dank dir für dieſe Anekdote,“ erwiederte Anna, „ſie macht mir das Bild um ſo lieber, und nicht wahr, Robert,“ ſetzte ſie hinzu, „auch dein Vater ſoll durch ſeine Originalität nur noch mehr erfreut werden.“

„Anna!“ unterbrach die Beſchauenden eine dumpfe wohlbekannte Stimme. Sie ſahen ſich um, der alte Thierberg, auf ſeinen Diener geſtützt, ſtand mit hochrothem zürnendem Geſicht und zitternd vor ihnen; der General, welcher ſeitwärts ſtand, ſchien verlegen und ängſtlich. Aber ſo ſchnell war dieſer Schreck, ſo groß die Furcht Anna's vor ihrem Vater, und ſo furchtbar ſein Anblick, daß ſie zu ſchwanken anfing, und hätte der General ſie nicht unterſtützt, ſie wäre in die Knie geſunken.

„Sind das die gerühmten Sitten Ihres Herrn Sohnes?“ wandte ſich der Alte bitter lachend zu dem General, indem er bald den Sohn, bald den Vater anſah, „heißt das, wie Sie mir vorzumalen ſuchten, ſich in den zarteſten Grenzen des Anſtandes halten? Herr! wie kommen Sie dazu, mit meiner Tochter allein auf ihrem Zimmer zu ſeyn?“

„Onkel!“ — rief Rantow, um ihn zu belehren.

„Schweig, Burſche!“ antwortete ihm der zürnende Alte, indem er immer den jungen Willi mit glühenden Blicken anſah.

„Ich denke,“ erwiederte dieſer ruhig und mit ſtolzer Faſſung, „die Erziehung Ihrer Tochter und Anna's Sitten müßten Ihnen Bürge ſeyn, daß ein Mann, ſelbſt

wenn er allein käme, ſie beſuchen dürfte, vorausgeſetzt, ſie will ihn empfangen, und über den letztern Punkt ſteht nach allen Geſetzen der guten Sitte der jungen Dame ſelbſt, nicht aber Ihnen, Herr von Thierberg, die Entſcheidung zu."

Dieſe Worte ſchienen ſeinen Eifer noch mehr zu entflammen, er athmete tief auf, aber in dieſem Augenblick trat ſein Neffe muthig dazwiſchen und redete ihn auf eine Weiſe an, die, wie ihn ſein kurzer Aufenthalt bei den Thierbergs gelehrt hatte, die Wirkung nicht verfehlen konnte. „Herr von Thierberg!" rief er beſtimmt und mit ernſter Miene, „Sie haben mir vorhin zu ſchweigen geboten, ich werde aber nicht ſchweigen, wenn man meiner Ehre zu nahe tritt. Ich bin es geweſen, der Herrn von Willi hieher führte, ich bin es geweſen, der ihn hier unterhielt, und er hat mich hieher begleitet, weil ich ihn darum gebeten habe."

„Du warſt zugegen?" fragte der Oheim mit etwas gemilderter Stimme. „Aber was Teufel geht dich das Zimmer meiner Tochter an? Was hatteſt du hier zu ſuchen?"

Mit einer theatraliſchen Wendung und ſprechender Miene wandte ſich der Neffe gegen die Hinterwand des Zimmers, deutete mit dem ausgeſtreckten Arm hin und ſprach: „Hier ſteht, was ich ſuchte."

Der Alte trat mit ſchnelleren Schritten, als ſeine Krankheit erlaubte, näher. Er betrachtete das Bild und blieb mit einem Ausruf des Erſtaunens ſtehen; ſeine trotzige Miene klärte ſich auf, ſeine Stirne entfaltete ſich, ſein blitzendes Auge ſchimmerte nur noch von Rührung und Freude. „Gott im Himmel!" rief er aus, indem

er das Mützchen abnahm, das er beſtändig trug. „Wer hat mir das gethan, woher, woher habt ihr ihn? Wer hat ihn meinen Gedanken nachgebildet, wer hat mir dieſe Züge, dieſe Augen hier, hier aus meinem Herzen herausgeſtohlen?“

Die Männer ſahen ſich ſtaunend an, betreten richtete ſich Anna auf und trat näher, denn ſie beſorgte, ihr alter Vater rede irre. „Wer hat dies Bild hieher geſtellt?“ fragte er nach einer Pauſe, indem er ſich umwandte, und alle ſahen Thränen in ſeinen Augen glänzen.

„Ich, mein Vater,“ ſagte Anna zögernd.

„O du gutes Kind,“ fuhr er fort, indem er ſie in ſeine Arme ſchloß, „wie unrecht habe ich dir vorhin gethan! Als ich in dieſes Zimmer trat, glaubte ich, du habeſt mich tief gekränkt, und doch haſt du mich ſo unendlich erfreut! — Kennſt du ihn, Hans?“ wandte er ſich an ſeinen Diener, „kennſt du ihn nicht wieder?“

„Gott ſtraf' mich — er iſt's!“ erwiederte der alte Reitknecht. „Solche ſchreckliche Augen machte er gegen die fünf Buſchklepper, die uns auszogen; o das war ein braver Herr!“

Die, welche den Herrn und ſeinen Diener ſo ſprechen hörten, konnten ſich von ihrem Staunen kaum erholen, ſie ſahen ſich lächelnd an, als ahneten ſie eine ſonderbare Fügung des Geſchicks, als ſey ein ſchweres Gewitter ſegnend über ihnen hinweggezogen. Der General aber, der bald Anna, bald das Bild mit blitzenden Augen betrachtet hatte, trat näher heran und fragte den alten Thierberg, wen er denn in dieſem Bilde wieder erkenne?

„Das iſt derſelbe treffliche Kapitän," antwortete er, „der mich am Fuß des St. Bernhard aus der Gewalt ruchloſer Soldaten errettete; wie? es iſt derſelbe, von welchem ich Ihnen ſo oft erzählte; das Muſter eines braven Mannes, eines gebildeten und klugen Soldaten."

„Nun, ſo bitte ich Sie," fuhr der General mit inniger Rührung fort, indem auch ihm eine Thräne im Auge ſchwamm, „ich bitte Sie im Namen dieſes Mannes, den ich auch kannte, Sie mögen ihm vergeben, wenn er nachher anders handelte, als Sie damals dachten!"

„Wie? Sie haben ihn gekannt?" rief der Alte dringend, indem er die Hand des Generals faßte, „wer war er, wie heißt er, lebt er noch?"

„Er iſt todt — ſeinen Namen kannte die Welt — dieſer Mann hier iſt" —

„Nun?" drängte der Alte den General, dem die Stimme zu brechen ſchien. „Wer? doch nicht" —

„Dieſer Mann," rief der General mit einem feurigen Blick auf das Gemälde, „dieſer Mann war — Napoleon Buonaparte, Kaiſer der Franzoſen!"

Der Alte ſetzte ſeine Mütze auf; er drückte die Augen zu, und in ſeinem Geſicht kämpfte Unmuth und Rührung. Doch als er nach einer Weile das Bild wieder anſah, ſchien er es nicht über ſich zu vermögen, dem ſtolzen Reiter gram zu werden. „Du alſo," ſprach er zu ihm, „du warſt dieſer kühne Mann? Das war alſo deine Meinung? du haſt mir mein Kleid, meinen Hut und meine Börſe zurückgegeben, um mir nachher mein Alles zu rauben?"

„Vater,“ ſagte Anna ſchmeichelnd, „wie glücklich waren Sie aber dennoch! Der erſte Mann des Jahrhunderts hat ſo traulich zu Ihnen geſprochen.“

„Ja, das haben wir,“ erwiederte der Alte lächelnd und nicht ohne Stolz, „recht freundlich haben wir uns unterhalten, ich und er, und er ſchien Gefallen an mir zu finden. Ich habe nicht gehört, daß der erſte Conſul ſich je gegen einen ſo offen ausgeſprochen hätte, wie damals gegen mich. Frankreich wird nicht mehr lange ohne König ſeyn, waren ſeine eigenen Worte; du haſt es erfüllt, kleiner Schelm! — Ha! und gerade ſo ſah er aus, ſo warf er noch einmal den ſtolzen Kopf herüber, als er ſein Roß den Berg hinantrieb und die Feldmuſik des Regimentes herüberklang. General Willi, — es war doch ein großer Geiſt!“

„Gewiß!“ ſagte der General freudig gerührt, indem er dem Alten die Hand drückte. „Aber, wie kam nur dies Bild hieher zu Ihnen, Anna?“

„Darf ich es verſchweigen, Robert?“ antwortete ſie, „nein, er hat es ja doch ſchon geſehen. Ihr Sohn wollte Sie an Ihrem Geburtstag damit überraſchen, und ich erlaubte, daß das Bild einſtweilen hier aufgeſtellt würde.“

Der alte Thierberg hatte aufmerkſam zugehört, er ſchien überraſcht und ging auf den jungen Willi zu, dem er ſeine Hand bot. „Junger Mann,“ ſagte er, „ich habe Ihnen vorhin bitter unrecht gethan, ich ſehe jetzt, daß Sie ein ſchönerer Zweck auf dieſes Zimmer führte, als ich anfangs dachte; werden Sie mir meine übereilten Worte, meine Hitze vergeben?“

Robert erröthete. „Gewiß, Herr von Thierberg," antwortete er, „und wenn Sie noch zehnmal heftiger geweſen wären, ſo konnten Sie mich zwar kränken, aber niemals beleidigen; es iſt hier nichts zu vergeben."

„Wirklich?" erwiederte der alte Herr ſehr freundlich, „und wenn ich fragen darf — wo haben Sie das Bild gekauft? Könnte man ſich nicht auch ein Exemplar verſchaffen? Ich möchte doch den grand capitaine, meinen Kapitän in meinem Zimmer haben."

„Wie ich meinen Vater kenne," ſagte der junge Mann, „ſo wird er dieſes Bild vielleicht noch lieber in Ihrem Hauſe, als in dem ſeinigen ſehen. Ich bitte, erlauben Sie, daß ich es hier aufhänge."

„Sie machen mir ein großes Geſchenk, lieber Robert," ſagte Thierberg; „wohin iſt es mit unſern Geſinnungen gekommen? Ich glaube, wir denken im Grunde gleich über dieſen Buonaparte, und doch ſind Sie es, der mir ihn anbietet, und mir macht es Freude, ihn anzunehmen. Ich habe wenige Bilder, aber einige alte gute; ſuchen Sie ſich etwas aus, nehmen Sie dafür aus meinem Schloß, was Sie wollen."

„Halt!" rief der General, „bei dieſem Handel bin ich auch betheiligt; ich kenne den unglücklichen Geſchmack meines Sohnes und weiß, wie wenig er auf alte Bilder hält; wollen Sie ihm nicht ein jüngeres dafür geben? Thierberg, vor dieſem Bilde, daß nun auch für Sie von Bedeutung iſt, wiederhole ich meine Werbung: Ihre Anna um dieſen Napoleon."

Der alte Herr war betreten, er warf verlegene Blicke auf die Umſtehenden, endlich haftete ſein Auge

auf Davids Gemälde. „Du haſt viel verſchuldet,“ ſprach er, „Europa's alte Ordnung haſt du umgeworfen, und nun nach deinem Tode willſt du dich in meine Haushaltung miſchen?“

„Herr Baron!“ ſagte der alte Hans mit gerührter Stimme, „nehmen Sie einem alten Diener nicht ungnädig auf, aber wiſſen Sie noch, was Sie zu dem braven Kapitän ſagten, und was Sie mir oft erzählt haben? Monſieur, haben Sie geſagt, wenn Sie einſt durch Schwaben kommen, ſo vergeſſen Sie nicht, auf Thierberg einzuſprechen, daß Sie mich nicht zu Ihrem ewigen Schuldner machen.“

Herr von Thierberg aber ſtrich ſich nachdenklich mit der Hand über die Stirne, warf noch einen zögernden Blick auf das Bild und führte dann Anna zu Robert Willi. „Nimm ſie hin!“ ſagte er feſt und ernſt. „Ich habe es nicht thun wollen, aber vielleicht war es gut, daß dies alles ſo kommen mußte; nimm ſie hin!“

Mit großer Rührung umarmte der General den alten Mann, und indem Robert überraſcht und ſelig ſeine Braut, wir wiſſen nicht ob zum erſten Mal, an ſeine Lippen drückte, ſchüttelte der Gaſt aus der Mark, um nicht ganz theilnahmlos zu erſcheinen, dem alten Diener herzlich die Hand. Albert hat nachher erzählt, daß er in jenem feierlichen Augenblick, trotz ſeines innern Widerſtrebens, gut napoleoniſch geſinnt geweſen ſey, und zum erſten Mal in ſeinem Leben jene Macht und Ueberlegenheit gefühlt und anerkannt habe, die jener große Geiſt auf die Gemüther zu üben pflegte.

Er erzählte auch, daß der alte Thierberg jenen sonderbaren Tausch niemals bereut habe. Er fand in seinem Schwiegersohne Eigenschaften, die er ihm nie zugetraut hatte, und als er ihn bei der Verwaltung der Güter seines Vaters mit Rath und That unterstützte, lebte er im Glücke seiner Kinder die Tage seiner eigenen Jugend wieder.

Von der Hochzeit des jungen Paares sprach der Gast aus der Mark nicht gern, man sah ihm an, daß er lieber selbst mit der liebenswürdigen Anna vor den Altar getreten wäre. Einen Zug aber aus diesem glänzenden Tag pflegte er bei Wiederholung dieser Geschichte nie zu vergessen, vielleicht nur um jene schwärmerischen Anhänger Napoleons und seinen neubekehrten Oheim ins Komische zu ziehen. Der alte Gardist des Generals, erzählte er, habe alle Domestiken und einige junge Burschen zum Vivatschreien abgerichtet und die schöne Braut mit ins Geheimniß gezogen; er habe seine Leute unter die Thüren des großen Saales im Schlosse Thierberg gestellt, und als nun mancher Toast ausgebracht war, sey auch Anna mit ihrem Kelchglas aufgestanden, und habe mit ihrer süßen Stimme „dem Bild des Kaisers" die Ehre eines Toastes gegeben. Da wurde der Jubel rauschend, die Gäste stießen an, Hans und der Gardist schwangen zum Zeichen ihre Mützen, und wohl aus fünfzig Kehlen schallte ein jauchzendes: „Vive l'Empereur!"

Die

letzten Ritter von Marienburg.

1.

„Guten Morgen, Neffe der Muſen!“ rief mit munterem Ton der junge Rempen einem Bekannten zu, dem er am Markt begegnete, „Ihre Augen leuchten, Ihre Mienen drücken eine gewiſſe Behaglichkeit aus, und ich wollte wetten, Sie haben heute ſchon gedichtet.“

„Wie man will, beſter Stallmeiſter,“ entgegnete jener, „in Reimen zwar nicht, aber an meinem neuen Roman habe ich ein paar Kapitel geſchrieben.“

„Wie, an einem neuen Roman? das iſt göttlich, auf Ehre! Aber bitte Sie, warum ſo geheim mit ſolchen Dingen, ſo verſchloſſen gegen die nächſten Bekannten und Freunde? Sonſt ließen Sie doch hin und wieder ein Wörtchen fallen über Anordnung und Charaktere, laſen mir und andern einige Strophen; wie kömmt es denn, daß dies alles nun vorüber iſt?“

„War es euch denn wirklich intereſſant?“ fragte der Dichter nicht ohne wohlgefälliges Lächeln, „ich muß geſtehen, mir ſelbſt kommt, wenn ich etwas niedergeſchrieben habe, alles ſo leer, ſo gemein, ſo langweilig vor, daß ich mich ennuyirte, wenn ich es nur in den Reviſionsbogen wieder durchlas, da dachte ich denn, es könnte euch auch ſo gehen“ —

„Uns? gewiß, es machte uns immer Vergnügen!“

„Gut, laſſen Sie uns dort bei dem Italiener eintreten und etwas trinken, dabei will ich Ihnen den Plan meines neuen“ —

„Wie!“ rief der Freund des Dichters lachend, „ſo frühe ſchon am Tage in die Reſtauration? Sind wir denn Leute aus einer neumodiſchen Novelle, daß wir gleich anfangs, des Tages nämlich, in einem Wirthshaus ſitzen müſſen, als ob es außer der Kirche und der Weinſtube kein öffentliches Leben mehr geben könnte!“

„Wie kommen Sie nur auf dieſe Vergleichung?“ entgegnete jener. „Wie oft waren wir Morgens bei Primaveſi!“

„Es ging mir nur ſo durch den Kopf,“ ſprach der Stallmeiſter; „geſtehen Sie ſelbſt, ſeit Tieck mit Marlow und Green im Wirthshaus zuſammen kam, glauben Sie alle, es könne keinen ſchicklicheren Ort geben, um eine Novelle anzufangen; erinnern Sie ſich nur an die Almanache des letzten Jahres; doch Sie ſelbſt ſind ja ſolch ein Stück von einem Poeten, und wenn Sie durchaus heute mit dem Italiener anfangen wollen, ſo mögen Sie Ihren Willen haben.“

„Sie werden erwartet, Herr Doktor Zundler,“ ſagte der Italiener, als die beiden Männer in den Keller traten; „der Buchhändler Kaper ſitzt ſchon ſeit einer Viertelſtunde im Eckſtübchen und fragte oft nach Ihnen.“

Der Stallmeiſter machte Miene ſich entfernen zu wollen, Doktor Zundler aber faßte haſtig ſeine Hand. „Bleiben Sie immer!“ rief er, „kommen Sie mit zu dem Buchhändler; er wird wohl von meinem neuen Roman

gehört haben und mir Verlag anbieten; da können Sie einmal sehen, wie unsereiner Geschäfte macht, habe ich ja selbst schon oft Ihren Pferdeeinkäufen beigewohnt."

Der Stallmeister folgte; in einer Ecke sah er einen kleinen bleichen Mann, der hastig an einem Rippchen zehrte, und so oft er einen Biß gethan, Lippen und Finger ableckte; er erinnerte sich, diese Figur hie und da durch die Straßen schleichen gesehen zu haben und hatte den Mann immer für einen Krämer gehalten; jetzt wurde ihm dieser als Buchhändler Kaper vorgestellt. Zur Verwunderung des Stallmeisters sprach er nicht zuerst den Dichter, sondern ihn selbst an: „Herr Stallmeister," sprach er, „schon lange habe ich mich gesehnt, Ihre werthe Bekanntschaft zu machen. Wenn Sie oft an meinem Gewölbe vorbeiritten, ritten, ich darf sagen, wie ein Gott, da sagte ich immer zu meinem Buchhalter, und auf Ehre, es ist wahr, Winkelmann, sagte ich (Sie kennen ihn ja, Herr Doktor), Winkelmann, es fehlt uns schon lange an einem tüchtigen Pferde- und Bereiterbuch. Der Pferdealmanach erscheint schon lange nicht mehr, und was letzthin der Herr Baptist bei den Kunstreitern geschrieben, ist auch mehr für Dilettanten, obgleich die Vignette schön ist; Sie haben ja den Menschen persönlich gesehen, Herr Doktor? nun, sagte ich, ein solches Buch zu schreiben, wäre der Herr Stallmeister von Rempen ganz der Mann. Etwa für's Erste achtzehn bis zwanzig Bogen, statt der Kupfer nehmen wir Lithographien" —

„Bemühen Sie sich nicht," erwiederte der junge Rempen, mit Mühe das Lachen unterdrückend. „Ich bin

zum Büchermachen verdorben; es geht mir nicht von der Hand, und überdies, Herr Kaper, bei unſerem Metier, gerade bei unſerem, muß der Jüngere ſich beſcheiden. Da kömmt es auf Erfahrung an."

„Und ich dächte, Sie hätten Verlag genug," ſagte der Doktor, wie es ſchien, etwas ärgerlich, von dem Buchhändler nicht gleich beachtet worden zu ſeyn.

„O ja, Herr Doktor, Verlag genug, was man ſo verlegene Bücher nennt; ich könnte Deutſchland in allen Monaten, die ein r haben, mit Krebſen verſehen, Sie wiſſen ja ſelbſt."

„Ich will nicht hoffen," rief der Dichter hoch erröthend, „daß Sie damit etwa mein griechiſches Epos meinen" —

„Mit nichten, gewiß nicht, wir haben doch hundert etwa abgeſetzt und die Koſten ſo ziemlich gedeckt, und der Herr Doktor werden mir nicht übel nehmen, wenn ich ſage, es war eine frühe Arbeit, eine Jugendarbeit; hat doch auch Schiller nicht gleich mit dem Tell angefangen, ſondern zuerſt die Räuber geſchrieben, und überdies noch die erſte Ausgabe bei Schwan und Götz, wo Franz Moor noch in den Thurm kömmt, die gar nicht ſo gut iſt, als die zweite; aber ſeit man ihre vortreffliche Novelle in der Amathuſia für 1827, ſeit man Ihre Recenſionen und Kritiken und die Sonette vor vier Wochen geleſen hat, läßt ſich Großes erwarten."

Der Dichter ſchien beruhigt. „Ich habe Sie immer für einen Mann von geſundem Urtheil gehalten, Herr Kaper," ſprach er mit gütigem Lächeln; „haben Sie vielleicht ſchon von meinem neuen Roman gehört?"

„Ich habe, ich habe," erwiederte der Buchhändler mit ſchlauer Miene; „und wo, rathen Sie, wo ich davon gehört habe? Sie errathen nicht? Warum kommen denn der Herr Doktor ſo gern in mein Gewölbe? Etwa wegen meiner Leihbibliothek, auf welche Sie immer zu ſchimpfen belieben, oder wegen des vis-à-vis?"

„Wie?" rief der junge Mann und drückte die Hand des Buchhändlers, „hätte etwa Eliſe" —

„Eliſe Wicklow, meinen Sie?" fragte der Stallmeiſter, etwas näher rückend.

„Ja, meine Herren, Fräulein Wicklow," fuhr Herr Kaper vertraulich flüſternd fort; „doch nicht zu laut, wenn ich bitten darf; denn ſo eben hat ſich der Oberjuſtizreferendär Palvi dorthin gepflanzt in ſeine tägliche Ecke" —

„Welcher iſt es?" fragte der Stallmeiſter, ſich umkehrend, „ich hörte mancherlei von dieſem Menſchen, ſonderbares Gerede von den Einen und hohes Lob von andern; der junge Mann, der ſo düſter in ſein Glas ſieht, iſt Palvi?"

„Es iſt nicht viel an ihm," bemerkte der Dichter. „Auf der Univerſität — ich war noch ein Jahr mit ihm in Göttingen — war er ſo eine Art von Poetaſter; einmal las ich ein paar gute Gedanken von ihm, die er zu einem Feſt gemacht hatte; hier treibt er ein elendes wüſtes Leben und kömmt ſelten in gute Geſellſchaft."

„Aber gerade wegen Fräulein Wicklow dürfen wir vor ihm nicht zu laut werden," flüſterte der Buchhändler. „Ich weiß, er kam, als er noch auf Schulen war, zuweilen hinüber ins Haus, und wie mir meine Tochter ſagte, ſoll einmal ein Verhältniß zwiſchen den beiden Leutchen" —

„Wie?“ rief der Stallmeiſter geſpannt.

„Poſſen!“ entgegnete der Dichter, indem er auf ſeinen eleganten Anzug einen Blick herabwarf, „er ſieht aus wie ein Landſtreicher; bringen Sie mir Eliſe auch nicht in Gedanken mit dieſem Menſchen zuſammen. Ich weiß, ſie liebt die Poeſie; alles Erhabene, Schöne gefällt ihr, und ſagen Sie aufrichtig, hat ſie von meinem Roman geſprochen?“

„Sie hat, und wie! Sie iſt ein beleſenes Frauenzimmer, das muß man ihr laſſen; keine in der ganzen Stadt iſt ſo delikat in der Auswahl ihrer Lektüre. So kommt es, daß ſie immer in einer Art von Verbindung mit mir ſteht, und wenn ich etwas neues habe, bringe ich es gleich hinüber, denn ich ſelbſt habe es in meinen alten Tagen gern, wenn ein ſo ſchönes Kind lieber Herr Kaper zu mir ſagt und gütig und freundlich iſt. Es war letzten Sonntag, daß ich ihr den Roman, die letzten Ritter von Marienburg brachte, noch unaufgeſchnitten, ich hatte ihn ſelbſt noch nicht geleſen. Sie hatte eine kindiſche Freude und ſprach recht freundlich und viel. Und wie wir ſo plaudern, komme ich auch auf Ihre Novelle, welche ſie ungemein lobte und Styl und Erfindung pries. Und ſo ſagte Sie denn, ob ich auch ſchon gehört, daß Sie einen neuen Roman ſchreiben?“

„Ja,“ fiel der Dichter feurig ein, „und einen Roman ſchreibe, Kaper, wie Deutſchland, Europa noch keinen beſitzt!“

„Hiſtoriſch doch?“ fragte der Buchhändler zweifelhaft.

„Hiſtoriſch, rein geſchichtlich, aber dies unter uns!“

„Hiſtoriſch! das möchte ich auch rathen," ſprach der Verleger, eine große Priſe nehmend. „Das iſt gegenwärtig die Hauptſache. Wenn man es ſo bedenkt, es iſt doch eine ſonderbare Sache um den deutſchen Buchhandel. Ich war Commis in Leipzig, als Wilhelm Meiſter zuerſt erſchien. Werther und Siegwart waren Mode geweſen, hatten Nachahmung gefunden lange Zeit. Aber mein Prinzipal ſagte: Er wird ſehen, Kaper (damals ſprach man noch per Er mit den Subjecten), Er wird ſehen, über kurz oder lang geſchieht eine Veränderung. So war's auch; wir gaben anfänglich nicht viel um den Wilhelm Meiſter, es ſchien uns ein gar konfuſes Buch; aber ſiehe da, man ſchrieb allenthalben nach dieſem Muſter, und mancher hat ſich ein ſchönes Stück Geld damit gemacht. Wieder eine Weile, ich hatte meine eigene Handlung etablirt, lag mir oft das Wort meines alten Principals im Sinn: Alles im Buchhandel iſt nur Mode; wer eine neue angibt, iſt Meiſter; wie ich mich noch auf etwas neues beſinne und einen Menſchen ſuche, der etwas Tüchtiges ſchreiben thäte, — da haben wir's, kömmt Fouqué mit den Helden und Altdeutſchen, und alles machte nach. Und jetzt hat der Walter Scott wieder eine neue Mode gemacht; ich möchte mir die Haare ausraufen, daß ich keine Taſchenausgabe machte, und nichts bleibt übrig, als etwa deutſche hiſtoriſche Romane, die gehen noch."

„Fürwahr!" bemerkte der Stallmeiſter lächelnd, „ſo habe ich bisher ohne Brille geleſen, und der deutſche Parnaß iſt in ganz andern Händen, als ich dachte. Nicht um das Intereſſe des Landes ſcheint

es ſich zu handeln, ſondern um das Intereſſe der Verkäufer?“

„Iſt alles ſo ganz genau verknüpft,“ antwortete Herr Kaper mit großer Ruhe, „hängt alles ſo feſt zuſammen, daß es ſich um den Namen nicht handelt! Deutſche Literatur! was iſt ſie denn anders, als was man alljährlich zweimal in Leipzig kauft und verkauft? Je weniger Krebſe, deſto beſſer das Buch, pflegen wir zu ſagen im Buchhandel.“

„Aber der Ruhm?“ fragte der junge Rempen.

„Der Ruhm? Herr, was nützt mich Ruhm ohne Geld? gebe ich eine Sammlung gelehrter Reiſen mit Kupfern heraus, die mich ſchwer Geld koſten, ſo hat zwar meine Firma den Ruhm, das Buch verlegt zu haben, — aber wer kauft's, wer nimmt's, wer lieſt das Ding? Sechs Bibliotheken und ein paar Bücherſammler, das iſt alles, und wer geprellt iſt, bin ich. Nein, Herr von Rempen! eine vergriffene Auflage von einem Roman, eine Meſſe von höchſtens dreißig Krebſen, das iſt Ruhm, der echte, nämlich Ruhm mit Geld.“

„Das iſt alſo ungefähr wie Thee mit Rum, es ſchmeckt beſſer,“ erwiederte der Stallmeiſter; „aber ich meinte den ſchriftſtelleriſchen Ruhm.“

„I nun, das iſt etwas anderes,“ antwortete er, „den haben die Herren neben dem Honorar umſonſt. Und den weiß man ſich zu machen, ſehen Sie“ —

2.

Doch die Forſchungen des Herrn Kaper wurden auf eine unangenehme Weiſe durch einen Lärm

unterbrochen, der im Laden des Italieners entstand. Neugierig sah man nach der Thüre, welche durch ein Glasfenster einen Ueberblick über den unteren Theil des Gewölbes gewährte. Ein ältlicher und zwei jüngere Herren schienen in heftigem Streit begriffen; jeder sprach, jeder focht mit den Händen; der eine stürzte endlich mit hochgeröthetem Gesicht aus dem Laden, die beiden andern, noch keuchend vom Wortkampf, traten in das Gewölbe, wo die Freunde saßen.

„Herr Rath! was ist mit Ihnen vorgefallen?“ rief Dr. Zundler beim Anblick des älteren Mannes, der, ein gedrucktes Blatt in der Hand zerknitternd, athemlos auf einen Stuhl sank. „Haben Sie denn nicht gelesen, Dr. Zundler?“ antwortete für den älteren der jüngere Mann, der unmuthig und dröhnenden Schrittes im Zimmer auf und ab ging, „nicht gelesen, wie wir blamirt sind, nicht gelesen, daß man uns alle zusammen hier eine poetische Badegesellschaft, eine Bänkelsängerbande nennt?“

„Tod und Teufel!“ fuhr der Doktor auf. „Wer wagt es, diese Sprache zu führen? wer wagt, die ersten Geister der Nation auf diese Art zu benennen? Ich will nicht von mir sagen; was habe ich viel gethan, um auf einigen Ruhm Anspruch machen zu können? aber was für andere Männer finden sich hier! Sind es nicht — die schönsten Zierden der Nation? So jung Sie sind, Professor, sind denn nicht alle Blätter voll Ihres Lobes wegen Ihrer Trauerspiele? und unser Rath“ —

„Aber büßen sollen sie es mir, büßen!“ rief der letztere, „so wahr ich lebe, und, Zundler, Sie müssen

mithelfen und alle, die ins Freitagskränzchen kommen. Hab' ich es mir darum ſauer werden laſſen zwanzig Jahre lang, daß man jetzt über mich herfällt, und wegen nichts, als wegen der Recenſion über den dummen Roman: die letzten Ritter von Marienburg, ſonſt wegen nichts!"

„Die letzten Ritter von Marienburg?" fragte der Buchhändler, der als Mann vom Fach mitſprechen zu müſſen glaubte, „mich gehorſamſt zu empfehlen, Herr Rath, aber iſt es nicht bei Wenz in Leipzig erſchienen, drei Bände Octav, Preis vier Thaler netto?"

„Und ich will nun einmal dieſe Schule nicht aufkommen laſſen," fuhr der Erboste fort, ohne auf Herrn Kaper zu hören; „woher kömmt es, daß man keine Verſe mehr leſen will, daß man die Lyrik verachtet, ſey ſie auch noch ſo duftig und gefeilt, daß man über die tiefſinnigſten Sonette weggeht wie über Lückenbüßer, woher, als von dieſen Neuerungen?"

„Aber ſo zeigen Sie doch, ich bitte," flüſterte der Doctor, das zerknitterte Papier faſſend; „iſt es denn wirklich ſo arg, ſo niederſchlagend?"

„Leſen Sie immer," erwiederte der Rath gefaßter, „leſen Sie meinetwegen laut, es iſt doch in jedermanns Händen; die Herren ſind ja ohnedies Zeugen meines Schmerzes geweſen, und mögen auch Zeuge ſeyn, wie man Redacteur und Mitarbeiter eines der geleſenſten Blätter behandelt!"

Der junge Mann entrollte das Blatt. „Wie? in den Blättern für literariſche Unterhaltung? Nein, das hätte ich mir nicht träumen laſſen; die waren ja

ſonſt immer ſo nachbarlich, ſo freundlich mit uns! Iſt es die Kritik, die anfängt: Ehe wir noch dieſes Buch?"

„Eben dieſe, nur zu!"

„Die letzten Ritter von Marienburg, hiſtoriſcher Roman von Hüon. Drei Bände Octav. Leipzig, Friedrich Wenz.

„Ehe wir noch dieſes Buch in die Hände bekamen, laſen wir in den Blättern für belletriſtiſches Vergnügen eine Kritik, welche uns beinahe den Muth benahm, dieſen dreibändigen hiſtoriſchen Roman nur zu durchblättern. Man kann zwar gewöhnlich auf das Urtheil dieſer Blätter nicht viel halten. Es ſind ſo wenige Männer von Gehalt dabei beſchäftigt, daß der wiſſenſchaftlich Gebildete von dieſen Urtheilen ſich nie beſtimmen laſſen kann; doch machte dieſe Kritik eine Ausnahme. Es iſt nämlich eine Seltenheit, daß die Blätter für belletriſtiſches Vergnügen etwas durchaus tadeln; ſelten iſt ihnen etwas ſchlecht genug; aber diesmal hieben ſie ſo unbarmherzig und greulich ein, daß wir im erſten Augenblick, auf die kritiſche Ehrlichkeit ſolcher Leute trauend, glaubten, dieſer Roman müſſe die tiefſte Saite der Schlechtigkeit berührt haben. Doch zu einer guten Stunde entſchloſſen wir uns, nachzuſehen, wie tief man es dermalen in der deutſchen Literatur gebracht habe. Wir laſen. Aber welch ein Geiſt wehte uns aus dieſen Blättern an! Welch mächtiges, erhabenes Gebäude ſtieg vor unſern Blicken auf; ein Gebäude in ſo hohem erhabenen Styl, wie die Marienburg ſelbſt; wir fühlten uns fortgeriſſen, verſetzt in ihre Hallen; der letzte Großkomthur und ſeine Ritter traten uns lebend entgegen und noch einmal ertönte jene

alte Veſte vom Waffenſpiel und den kräftigen Stimmen ihrer tapfern Bewohner. Wir wollen den Dichter nicht tadeln, daß ein Hauch von Melancholie über ſeinem Gemälde ſchwebt, der keine laute Freude, kein behagliches Vergnügen geſtattet. Wo ein ſo großartiges Schickſal waltet, wo ein ganzes großes Geſchlecht untergeht, da muß ja wohl auch die zarte Liebe, die nur einen Frühling blühte, mit zu Grabe gehen. In dieſem außerordentlichen Buche iſt ein Geiſt unter uns getreten, ſo originell, ſo groß, ſo frei, daß er keine Vergleichung zuläßt. Er nennt ſich Hüon, zwar ein angenommener Name, aber gut gewählt, denn der Verfaſſer ſcheint uns nicht minder würdig, von Oberon mit Horn und Becher beſchenkt zu werden, als jener tapfere Paladin Karls des Großen. Mit Vergnügen müſſen einen ſolchen Jünger Meiſter wie Goethe und Tieck willkommen heißen, und unſere Zeit darf ſich glücklich preiſen, einen Mann wie dieſen geboren zu haben.

„Aber mit tiefer Indignation müſſen wir hiebei einer Clique von Menſchen gedenken, die dieſe edle Blume ſchon in ihrem Keim in den Staub drücken wollten. Freilich iſt er euch zu groß, zu erhaben, ihr kleinen belletriſtiſchen Seelen; möge immer dieſe poetiſche Badegeſellſchaft in ihrem lauen Verſewaſſer auf- und niedertauchen, nur beſpritze ſie nicht mit ihrem Schlammwaſſer den Wanderer, der am Ufer geht und ſich verachtend abwendet. Ein Glück iſt es übrigens, daß man anfängt, in der guten Geſellſchaft auf reinere Melodien zu horchen, daß man dieſe Bänkelſänger dem Straßenpöbel überläßt. 190.“

Für den Stallmeiſter, war es ein intereſſantes Schauſpiel, die Geſichter der Zuhörer zu muſtern, während der Dichter mit ſchnarrendem Tone dieſe Kritik ablas. Der Buchhändler, der im zunächſt ſaß, verſteckte ſchlecht ſeine Neugierde und eine gewiſſe Behaglichkeit hinter einer unmuthigen Miene. Vielleicht hatte ihm der Hofrath einmal ein Verlagswerk ſchlecht recenſirt, oder der Theaterdichter hatte ihm nichts zum Verlegen gegeben, oder irgend einer der „Badegeſellſchaft" hatte ihn beleidigt; er dachte, wie ſo viele kleine Seelen im ähnlichen Falle: „Gottlob, es iſt dafür geſorgt, daß die Recenſenten ſich immer ſelbſt wieder recenſiren." Der Rath hatte den Mund auf ſeinen Stockknopf gepreßt und ſeine Augen irrten auf dem Boden; der Theaterdichter zwang ſich zu einer Art von vornehmer Ruhe, die ihm vorhin völlig gefehlt hatte; ſein Oh! oder Ei! das er hin und wieder mit einem kurzen Lachen herauspreßte, klang unnatürlich. Am merkwürdigſten war dem jungen Rempen ein ſtiller Zuhörer, der ſcheinbar ohne Theilnahme in der Ecke ſaß, der Referendär Palvi. Als der Doktor zu leſen anhub, lauſchte er mit niedergeſchlagenen Augen, dann ergoß ſich eine brennende Röthe über ſeine Stirne und Wangen; ſie verſchwand eben ſo ſchnell, als der glänzende Blick ſeiner großen Augen, den er auf den Leſenden warf, und wer dieſen Blick, dieſes flüchtige Erröthen nicht geſehen, konnte vor und nachher glauben, er ſchenke weder dieſen Literatoren noch der Urſache ihres Aufbrauſens einige Aufmerkſamkeit.

„Nun, was ſagen Sie dazu?" fragte der Theaterdichter, nachdem Dr. Zundler geendet hatte. „Sie ſind

ja auch mit gemeint, denn zahlreiche Stanzen, Sonette, Triolette und Kritiken finden ſich von Ihrer Arbeit in den Blättern für's belletriſtiſche Vergnügen."

„Schweigen kann man nicht!" rief der Doktor entrüſtet. „Ja, wir ſtehen alle für einen, und alle, die ins Freitagskränzchen kommen, müſſen beleidigt ſeyn, müſſen ſich rächen. Ich habe in Berlin einen Bekannten, in den Geſellſchafter laß' ich es rücken durch die dritte Hand, oder vielleicht nimmt es Dr. Saphir in die Schnellpoſt auf, ich kenn' ihn noch von Wien."

„In meinen Theaterkritiken mache ich Ausfälle," fuhr der Theaterdichter fort; „ah! wenn nur Marienburg nicht preußiſch wäre, ich wollte mich rächen, wollte, oh! aber ſo könnte man alles für Anzüglichkeit nehmen. Und gegen die Blätter für literariſche Unterhaltung kann ich nicht ſchimpfen, ich habe noch drei Trauerſpiele dort liegen, die noch nicht recenſirt ſind. Aber wo ein Loch offen iſt, will ich einen Ausfall machen!"

„Ich will untergehen," ſagte der Rath pathetiſch, indem er ſeinen Wein bezahlte und den Hut ergriff, „fallen will ich oder ſiegreich hervorſchreiten aus dieſem Kampf. Die ganze Lyrik iſt in mir beleidigt, auch alle Romantiker, denn wir haben auch Romanzen gemacht, und dieſe Hermaphroditen von Geſchichte und Dichtung, dieſe Novellen-Proſaiker, die Scott-Tieckianer, dieſe — genug, ich werde ſie ſtürzen! und damit guten Morgen!"

Als dieſer Rath nach ſeinem dixi mit vorgeſchobenen Knien aus dem Zimmer ging, war er zwar nicht anzuſehen wie ein Ritter, der zum Turnier ſchreitet, der Profeſſor aber und der Doktor Zundler folgten ihm in

ſchweigender Majeſtät; ſie ſchienen als ſeine Knappen oder Pagen Schild und Lanze dem neuen Orlando furioſo nachzutragen.

3.

Bei dem Stallmeiſter hatte dieſe Scene, nachdem das Komiſche, was ſie enthielt, bald verflogen war, einen ſtörenden unangenehmen Eindruck hinterlaſſen. Er hatte ſich mit der ſchönen Literatur von jeher gerade nur ſo viel befaßt, als ihm nöthig ſchien, um nicht für ungebildet zu gelten; und auch hier war er mehr ſeiner Neigung, als dem herrſchenden Geſchmacke gefolgt. Er wußte wohl, daß man ihn bemitleiden würde, wollte er öffentlich geſtehen, daß er Smollets Peregrine Pickle für den beſten Roman und einige ſangbare Lieder von Kleiſt für die angenehmſten Gedichte halte; er behielt dieſes Geheimniß für ſich, brummte, wenn er Morgens ausritt, ſein Liedchen, ohne zu wiſſen, welcher Klaſſe der Lyrik es angehöre, und las, wenn er ſich einmal ein literariſches Feſt bereiten wollte, ausgeſuchte Scenen im Peregrine Pickle. Ein paar Almanache, ein paar ſchöngeiſtige Zeitſchriften durchflog er, um, wenn er darüber befragt wurde, nicht erröthen zu müſſen. So kam es, daß er vor Schriftſtellern oder Leuten, „die etwas drucken ließen,“ große Ehrfurcht hatte; denn ſeine Seele war zu ehrlich, um ohne Gründe von Menſchen ſchlecht zu denken, deren Beſchäftigung ihm ſo fremd war, als der Hippogriph ſeinen Ställen. Um ſo verletzender wirkte auf ihn der Anblick dieſer erbosten Literatoren. „Man tadelt es an Schauſpielern,“ ſprach er zu ſich, „daß ſie außerhalb

des Theaters oft roh und ungebildet ſich zeigen, daß ſie Tadel, auch den gerechten, nicht ertragen wollen, und öffentlich darüber ſchimpfen und ſchelten. Aber zeigten ſich denn dieſe Leute beſſer? Iſt es nicht an ſich ſchon fatal, ſeinen Unmuth über eine Beſchimpfung zu äußern? Muß man das Wirthshaus zum Schauplatz ſeiner Wuth machen und ſich ſo weit vergeſſen, daß man wie ein Betrunkener ſich geberdet? Und wie ſchön ließen dieſe Leute ſich in die Karten ſehen! Alſo weil ſie beleidigt ſind (vielleicht mit Recht), wollen ſie wieder beleidigen, wollen ihre Privatſache zu einer öffentlichen machen? Das ſind alſo die Leiter der Bildung, das die feinfühlenden Dichter, die, wie Freund Zundler ſagt, Inſtrumente ſind, die nie einen Mißton von ſich geben?"

Nicht ohne Kummer dachte er dabei an ein Weſen, das ihm vor Allen theuer war. Der Buchhändler hatte nicht mit Unrecht geäußert, daß Eliſe Wicklow ein ſehr beleſenes Frauenzimmer ſey. Nach Rempens Anſichten über die Stellung und den Werth der Frauen ſchien ſie ihm beinahe zu gelehrt, in Stunden des Unmuths nannte er es wohl gar überbildet. Er hatte es niemand, kaum ſich ſelbſt geſtanden, daß ſie ſeine ſtillen Huldigungen nicht unbemerkt ließ, daß ſie ihm manchen gütigen Blick ſchenkte, aus dem er vieles deuten konnte. Er war zu beſcheiden, um zu glauben, daß dieſes liebenswürdige Geſchöpf ihn lieben könnte, und dennoch verletzte ihn ihr ungleiches, zweifelhaftes Betragen. Es war eine gewiſſe Koketterie des Geiſtes, die das liebenswürdige Mädchen in ſeinen Augen entſtellte. Wenn er zuweilen in freundlichem Geplauder mit ihr war, wenn ſie ſo traulich, ſo

natürlich ihm von ihrem Hausweſen, ihren Blumen, ihren Vergnügungen erzählte, wenn er ſich ganz ſelig fühlte, daß ſie ſo lange, ſo gern zu ihm ſpreche, ſo führte gewiß ein feindlicher Dämon einen jener Literatoren oder Dichter herbei, deren dieſe gute Stadt zwei Dutzende zählte, und Eliſe war wie ausgetauſcht. Ihre ſchönen Augen ſchimmerten dann vor Vergnügen, ihr ſchlanker Hals bog ſich vor, und ohne auf eine Frage des guten Stallmeiſters zu achten, ohne ſeine Antwort abzuwarten, befand man ſich mit Blitzesſchnelle in einem kritiſchen oder literariſchen Geplänkel, wo Rempen zwar die ungemeine Beleſenheit, das ſchnelle Urtheil, den glänzenden Witz ſeiner Dame bewundern, ſie ſelbſt aber bedauern mußte, daß ſie dieſer Art von Geſpräch, dieſem geſuchten Vergnügen ſichtbarer entgegen kam, als es ſich für ein Mädchen von achtzehn Jahren ſchickte.

„Und an dieſes Volk, an dieſen literariſchen Pöbel wirft ſie ihre glänzendſten Gedanken, ihre zarteſten Empfindungen, wirft ſie Blicke und Worte weg, die einen andern als dieſe gedruckten Seelen überglücklich machen würden. Und fühlen ſie es denn? Sind ſie dadurch geehrt, entzückt? Nur mit ihnen ſpricht ſie über das, was ſie geleſen, als ob ſonſt niemand leſen könnte; nur ihnen zeigt ſie, was ſie gefühlt, als ob gerade dieſe Versmacher und Recenſenten die gefühlvollſten Leute wären, und ein ſo ſchönes liebenswürdiges Weſen zu würdigen verſtänden. Nein, dieſe Thoren ſehen es überdies noch als einen ſchuldigen Tribut, als eine geringe Anerkennung ihrer eminenten Verdienſte an, wenn die Krone aller Mädchen mit ihnen ſchwatzt wie

mit ihresgleichen, während andere wackere Leute in der Ferne ſtehen. Und dieſe Menſchen, die ſich heute ſo niedrig geberdeten, bilden ihren Hofſtaat, dies ſind die genialen Männer, mit welchen ſie ſo gern ſpricht!“

Dieſe Gedanken beſchäftigten ihn den ganzen Tag. Sein Stallperſonale konnte ſich heute gar nicht in ihn finden. Der gutmüthige, milde Herr war zu einem rauhen mürriſchen Gebieter geworden. Die Stallknechte klagten es ſich beim Füttern; acht Pferde hatte er hinausgejagt durch Dick und Dünn, und jedes hatte einen andern Fehler gehabt; die Bereiter hatte er zum erſten Mal ſtreng getadelt, und als es Abend wurde, war man im Stall darüber einig, dem Stallmeiſter von Rempen müſſe etwas Außerordentliches begegnet ſeyn, vielleicht ſey er ſogar in Ungnade gefallen. Man bedauerte ihn, denn ſein leutſeliges Weſen hatte ihn zum Liebling ſeiner Untergebenen gemacht.

Und wahrlich! der Abend dieſes Tages war nicht dazu gemacht, dieſe düſteren Gedanken zu zerſtreuen. Der Geheimerath von Rempen, ſein Oheim, gab alle vierzehn Tage einen großen Klubb, in welchem er, das Unmögliche möglich zu machen, die getrennteſten Extreme zu vereinigen ſuchte; dieſer Klubb hatte ſich früher in drei verſchiedene Abtheilungen getrennt. Es war in jener Stadt eine literariſche Societät, deren Mitglied der alte Rempen war; ſie verſammelte ſich, um zu leſen, zu recenſiren, gelehrt zu ſprechen; an einem andern Tage war großer, umwechſelnder Singthee, an einem dritten Abend Tanzunterhaltung. „Tria juncta in uno, drei Köpfe unter einem Hut,“ ſagte der alte Rempen und

lud ſie alle zuſammen ein. Der bunteſte Wechſel ſchien ihm die intereſſanteſte Unterhaltung, und darum preßte er wie ein Seelenverkäufer Literatoren, Soldaten, Juſtizleute, leſe-, geſang- und tanzluſtige Damen und packte ſie in ſeinen Salon zuſammen, zu Thee und Butterbrod, in der feſten Ueberzeugung, die wahre Springwurzel der Unterhaltung gefunden zu haben. Für ſeinen Neffen aber vereinigten ſich Himmel und Fegfeuer in dieſem Klubb. Er hörte Eliſen ſingen; ſeine nahe Verwandtſchaft zu dem alten Rempen, der keinen Sohn hatte, machte es ihm möglich, wie ein Kind des Hauſes, nicht wie ein Gaſt aufzutreten, und mit Eliſen ungeſtört zu tanzen und zu plaudern. Aber ſeine Höllenqualen begannen, wenn er den Oheim, umgeben von einem Kreiſe älterer und jüngerer Herren, mit wichtiger Miene etwas erklären ſah, wenn er endlich ein Buch aus der Taſche zog, durchblätterte, es im Kreiſe umher zeigte und die Herren vor Freude ſtöhnten: „Ah — etwas Neues, ſchon geleſen? göttlich — vorleſen! bitte, vorleſen! — Profeſſor am beſten leſen, in den Saal und leſen.“ — „Leſen, vorleſen!“ tönte es dann von dem Munde älterer Damen und jener Herren, die nicht tanzen wollten, und Eliſe — nahm mit einer kurzen Verbeugung Abſchied, drängte ſich in den literariſchen Kreis, wurde als Königin des guten Geſchmacks begrüßt, hatte gewöhnlich das Buch ſchon geleſen, ſtimmte für die Vorleſung und war für den armen Stallmeiſter auf den ganzen Abend verloren.

Mit dieſen trüben Erinnerungen gelangte er an das Haus ſeines Oheims. Er war eben im Begriff einzutreten, als das Geſpräch zweier Männer, die ſich

dieſem Hauſe näherten, ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich zog. So viel der matte Schein einer fernen Laterne errathen ließ, war der eine ein ältlicher, dürftig gekleideter Mann, der andere jünger, höher und feſtlich gekleidet.

„Brüderchen,“ ſprach der ältere mit einem Accent, der nicht dieſer Gegend angehörte, „Brüderchen, bleib mir aus dem fatalen Haus! So oft Ihr wieder heraus kommt, ſeyd Ihr zwei, drei Tage ein geſchlagener Mann. Laß die Burſche dort oben in Gott's Namen auf Stelzen gehen und Unſinn ſchwatzen, bleibt aber nur Ihr hinweg, 's iſt noch Euer Tod!“

„Ich muß ſie ſehen, Alter!“ ſprach der jüngere, „ich muß ſie hören. Es gehört zu meinem Glück, ſie geſehen zu haben.“

„Ihr ſeyd ein Narr!“ erwiederte der andere, „ſie mag Euch nicht, ſie will Euch nicht. Ihr ſeyd ein armer Teufel und gehört nicht in dieſe Societät. Aber faſſen kann ich Euch nicht! 's gehört ein Wort dazu, nur ein Wörtchen, ein bischen von einem Geſtändniß, und Ihr könnt vielleicht glücklich ſeyn. Geh fort, geh fort; ſcherwenze in der nobeln Welt, werde ein Schuft wie alle, und vergiß den alten armen Bunker; lebe wohl, will nichts mehr von dir.“

Er wollte unmuthig weggehen; aber der junge Mann hielt ihn auf. „Sey vernünftig!“ bat er, „willſt auch du mich noch elend machen? Thu es immer, laß mich liegen wie einen Hund, wenn du es über dein Herz vermagſt. Ich bin ja ohnedies unglücklich genug.“

„Jammere nur nicht ſo!“ ſprach der Alte gerührt, „geh hinauf, wenn du es nicht laſſen kannſt; aber bleibe

nicht da, wenn ſie vorleſen; du ärgerſt dich! Komm zu mir!"

„Ich komme!" erwiederte der Jüngere nach einigem Nachſinnen. „Um 10 Uhr will ich kommen. Wohin?"

„Heute in den Entenzapfen; im Rosmarin iſt heilloſes Volk, Schneider und Schuſter, und die Affen und Bären aus den Druckereien, es iſt heute Montag. Aber Brüderchen, im Entenzapfen iſt Cerevis, man trinkt es in Augsburg nicht beſſer."

Ein Wagen mit hellglänzenden Laternen rollte in dieſem Augenblicke auf das Haus zu, der junge Mann ſagte eilig zu, und der Alte ſchlich langſam die Straße hin. Der Stallmeiſter konnte ſich kaum von ſeinem Erſtaunen erholen. Wer konnte aus ſo ſonderbarer Geſellſchaft in den Tanzſaal ſeines Oheims kommen? Noch ſonderbarer ſchien es ihm, daß man dieſen glänzenden Klubb, der alle geiſtreiche und noble Welt der Stadt vereinigte, verlaſſen wollte, um in dem Entenzapfen Bier zu trinken, in einer Winkelkneipe, die er kaum dreimal von ſeinen Stallknechten hatte rühmen gehört. Er ſetzte dem ſonderbaren Gaſt, der flüchtig die Treppe hinaneilte, nach, er holte ihn im hellerleuchteten Corridor ein, er ging an ihm vorüber, ſah ſich um, und erblickte das düſtere Auge und die markirten Züge des Referendärs Palvi.

Verworrene Gedanken flogen vor ſeiner Seele vorüber, als er ihn erkannte; ſeine Worte: „ich muß ſie ſehen," der Wink des Buchhändlers, Palvi ſey früher in einem Verhältniß zu Eliſen geſtanden, Staunen über die ſonderbaren Reden mit dem Alten, wunderliche

Sagen, die er früher über dieſen Palvi vernommen, alle dieſe Gedanken wollten auf einmal zur Klarheit dringen, und machten, daß er ſich vornahm, über Eines wenigſtens ſich dieſen Abend Gewißheit zu verſchaffen: über ſein Verhältniß zu Eliſen.

4.

Der größte Theil der Geſellſchaft hatte ſich ſchon verſammelt, als die jungen Männer eintraten. Des Stallmeiſters ſcharfes Auge durchirrte den Damenkreis, der an den Wänden hin ſich ausbreitete; er fand endlich Eliſen an einem fernen Fenſter im Geſpräch mit ſeiner Tante; aber ihr ſchönes Geſicht hatte nicht den Ausdruck von Heiterkeit und Laune, die er ſonſt ſo gern ſah, ſie lächelte nicht, ſie ſchien verſtimmt. Es koſtete ihn einige künſtlich angeknüpfte Geſpräche, einige Neuigkeiten vom Hofe, im Vorübergehen erzählt, um ſich an jenes Fenſter durchzuwinden.

Die Tante ſprach ſo eifrig, Eliſe hörte ſo aufmerkſam zu, daß er endlich die herabhängende Hand der Tante erfaſſen und ehrerbietig küſſen mußte, um ſich bemerklich zu machen. Eliſens Wangen glühten, als ſie ihn erblickte, und die Tante rief ſtaunend: „Wie gerufen, Julius! ich ſprach ſo eben mit dem Fräulein von dir, du kannſt dir etwas darauf einbilden, ſo gut wird es dir nicht alle Tage.“

„Und was war der Inhalt Ihres Geſpräches, wenn man fragen darf?“

„Deine Klagen von letzthin,“ erwiederte die Tante lachend, „dein Kummer, daß dich das Fräulein mitten

in der Rede ſtehen gelaſſen habe, um mit irgend einem eminenten Dichter zu verkehren. Doch am beſten machſt du dies mit Fräulein Eliſe ſelbſt aus," ſetzte ſie hinzu und ging weiter.

Eliſe ſchien ſich wirklich einer kleinen Schuld bewußt, denn ſie ſchlug die Augen nieder und zögerte zu ſprechen; als aber Rempen bei ſeinem unmuthigen Schweigen verharrte, ſagte ſie halb lächelnd, halb verlegen: „Ich geſtehe, es war nicht artig, und ſicher würde ich es mir gegen einen Fremden nicht erlaubt haben; aber daß Sie mir dergleichen übel nehmen, da Sie meine Weiſe doch kennen" —

„So ſtünde ich Ihnen denn näher, als jene gelehrten und berühmten Herren?" erwiederte er, freudig bewegt, „darf es ſogar als ein Zeichen Ihres Zutrauens nehmen, wenn Sie mich ſo plötzlich verlaſſen, um zu jenen zu ſprechen?

„Sie ſind zu ſchnell, Herr Stallmeiſter!" ſagte ſie. „Ich meinte nur, weil Sie meine Eltern kennen und ich viel zu Ihrer Tante komme, müſſe man die Convenienz nicht ſo genau berechnen. Und muß man denn im Leben alles ſo ängſtlich berechnen?"

Sie bemerkte dies halb zerſtreut, und es entging Rempen nicht, daß ihr Auge eine andere Richtung genommen habe, als zu ihrer Rede paſſe; er verfolgte dieſen Blick und traf auf Palvi, der mit einem ältlichen Herrn ſprach und zugleich ſeine Blicke brennend und düſter auf Eliſen heftete. Ein tiefer Athemzug ſtahl ſich aus ihrer Bruſt, als ſie ihre Augen, die weder zärtlich noch freudig glänzten, von ihm abwandte. Sie

erröthete, als sie bemerkte, wie ihr Nachbar die Richtung ihrer Blicke bemerkt habe, und halb verlegen, halb zerstreut flüsterte sie: „Wie kömmt doch er hieher zu ihrem Onkel?“

Der Stallmeister war so boshaft, sie zu fragen, wen sie denn meine.

„Den Referendär Palvi,“ antwortete sie leichthin, als wollte sie ihre vorige Frage verbessern, „er ist vielleicht mit Ihrem Hause bekannt?“

„Ich kenne ihn nicht,“ erwiederte der Stallmeister etwas ernst; „doch warum sollte er nicht hier seyn? Kennen Sie ihn vielleicht? man sagt, er sey ein Mann von schönen Talenten, der“ —

„Wie freut es mich, dich wieder gesund zu sehen, Klotilde!“ rief seine Nachbarin und hüpfte auf ein Mädchen zu, das sechs Schritte von ihr entfernt stand; verblüfft, als hätte er einen dummen Streich begangen, stand der Stallmeister und sah ihr nach.

Man hatte indessen um Ruhe und Stille gebeten; ein Fräulein von kleiner Gestalt, aber gewaltiger Stimme, wollte sich hören lassen und stellte sich zu diesem Zweck auf ein gepolstertes Fußbänkchen hinter ein elegantes Notenpult. Die Männer setzten sich Stühle hinter die Frauen, die Frauen machten erwartungsvolle Mienen, und es war so tiefe Stille in dem großen Zimmer, daß man nur die Bedienten hin und wieder: „ist's gefällig“ brummen hörte, wenn sie Thee anboten. Beim ersten Takt, den man zu Begleitung des kleinen Fräuleins auf dem Flügel anschlug, entwich der junge Rempen in ein Nebenzimmer, um ungestört seinen

Gedanken nachzuhängen; er zog weiter, wandelte einigemal im Salon auf und ab, bog dann in die nächste Thüre, dem Ende der Enfilade zu. Im letzten Zimmer saß ein Mann in einem Sopha, der die Stirne in die Hand gelegt hatte. Bei Rempens Nähertreten wendete er den Kopf, und den Stallmeister hatte seine schnelle Ahnung nicht betrogen, es war Palvi.

„Auch Sie scheinen die Musik nicht in der Nähe zu lieben," sagte Julius, indem er sich zu ihm auf das Ruhebett setzte; „kaum bis hierher dringen die zärteren Töne."

„Es geht mir damit wie mit dem Geruch starkduftender Blumen," erwiederte Palvi mit angenehmer Stimme. „Mit diesen Düften in einem verschlossenen Zimmer zu seyn, macht mich krank und traurig, aber im Freien, so aus der Ferne athme ich ihren Balsam mit Wollust ein, ich unterscheide und errathe dann jede einzelne Nüance, ich möchte sagen, jede Schattirung, jeden Ton, jeden Uebergang des Geruches."

„Sie haben Recht, jede Musik gewinnt durch Entfernung," bemerkte Rempen; „aber das Jammervollste ist mir, jemand singen sehen zu müssen. Besonders ängstigt mich die kleine Person, die jetzt eben etwas vorträgt. Sie ist nett, beinahe zierlich gebaut, aber alle Gliederchen en miniature. Nun stellt man sie immer auf ein Fußbänkchen, damit sie gesehen wird. Hinter ihr steht der Musikdirektor mit der Violine. Von Anfang macht es sich ganz gut. Der Direktor spielt piano und verzieht höchstens den Mund links und rechts nach dem Strich seines Fidelbogens, nach und nach kömmt er

ins Feuer, forte, piu forte, flüſtert er und wackelt mit dem Kopf; jetzt fängt auch die Kleine an ſich zu heben; anfänglich wiegt ſie ſich auf den Zehen und bewegt die Ellenbogen, als nähme ſie einen kleinen Anlauf zum Fliegen; doch crescendo mit des Muſikers Perpendikularbewegungen ſchreiten ihre Geberden vor, ſie weht und rudert mit den Armen; ſie hebt und ſenkt ſich, bis ſie im höchſten Ton auf den Zehenſpitzen aushält und — wie leicht kann da die Fußbank umſchlagen!"

Der Referendär lächelte flüchtig: „Beinahe noch verſchiedener als beim Lachen geberden ſich die Menſchen, wenn ſie ſingen," ſagte er. „Haben Sie nie in einer evangeliſchen Kirche die Mienen der Weiber unter dem Geſang betrachtet? Betrachten Sie ein zartes ſchwärmeriſches Kind von ſechzehn Jahren, das mit rund gewölbten Lippen, Frieden und Andacht in den Zügen, die zarten Wimpern über die feuchten Augen herabſenkt, ihren Schöpfer lobt. Sie können aus den vielen Hunderten ihre Stimme nicht herausfinden, und doch ſind Sie überzeugt, ſie müſſe weich, leiſe, melodiſch ſeyn. Setzen ſie neben das Kind zwei ältliche Frauen, die eine wohlbeleibt, mit gut genährten Wangen und Doppelkinn, die Augen gerade vor ſich hinſtarrend, die andere etwas vergelbt, mit runzlichen dürren Zügen und ſpitzigem Kinn, auf die gebogene Naſe eine Brille geklemmt — und Sie werden errathen können, daß die Dicke einen ſchönen Baßton murmelnd ſingt, die andere in die höchſten Naſentöne und Triller hinaufſteigt."

„Sie ſcheinen genau zu beobachten," antwortete lachend der Stallmeiſter. „Es fehlt nur noch, daß Sie

die dicke Frau mit dem murmelnden Baßton für die Mutter der Kleinen, die ſpitzige aber für ihre ledige Tante ausgeben, eine alte Jungfer, die nicht ſowohl von unſerem Herrgott als von den Nachbarinnen gehört ſeyn will. Was ſagen Sie aber zu der ſonderbaren Gewohnheit der prima Donna unſerer Oper. In den tiefen Tönen iſt ihr hübſches Geſicht ernſthaft, beinahe melancholiſch; wenn ſie aber aufſteigt, klärt es ſich auf, und hat ſie nur erſt die obern doppeltgeſtrichenen hinter ſich, ſo ſchließt ſie die Augen wie zu einem ſeligen Traum, ſie lächelt freundlich und hold, und lächelt, bis ſie wieder abwärts geht. Gleichgültig iſt ihr dabei, was ſie für Worte ſingt. Sie könnte in den tiefſten Tönen: ich liebe dich, meines Herzens Wonne! ſingen und ungemein ernſthaft dabei ausſehen, und könnte eben ſo leicht: ich ſterbe, Verräther! in den höchſten Rouladen ſchreien, und ganz hold und anmuthig dazu lächeln. Wie erklären Sie dies?"

„Es iſt nicht ſchwer zu erklären," entgegnete Palvi nach einigem Nachſinnen; „die tiefen Töne fallen ihr etwas ſchwer; ſie muß drücken, etwa wie man einen großen Biſſen hinabwürgt, und unmöglich kann ſie das mit heiterem Geſicht; mit den hohen Tönen geht es aber wohl folgendermaßen zu: als ſie noch jung war und die höheren Töne ſich erſt in ihrer echten Kraft bildeten, mochte ſie einen Lehrmeiſter haben, der ihr unerbittlich alle Tage die Scala bis oben hinauf vorgeigte. Für einen klaren höchſten Ton bekam ſie wohl ein Stück Kuchen, ein Tuch oder ſonſt dergleichen etwas; je höher ſie es nun brachte, deſto freudiger ſtrahlte ihr Geſicht vor

Vergnügen über ihre eigenen Töne, und ſo mochte ſie ſich angewöhnt haben, mit der freundlichſten Miene zu ſingen: ich verzweifle."

In dieſem Augenblick ertönte eine reine volle Frauenſtimme in ſo ſchmelzenden ſüßen Tönen, daß die beiden Männer unwillkürlich ihre Rede unterbrachen und lauſchten. Eine leichte Röthe flog über Rempens Geſicht, denn er erkannte dieſe Stimme. Sein Auge begegnete dem dunklen Auge Palvi's, das wohl eine Weile prüfend auf ſeinen Zügen verweilt haben mochte.

„Kennen Sie die Stimme?" fragte Rempen etwas befangen.

„Ich kenne ſie," erwiederte jener und ſtand auf.

„Und wollen Sie ſich den Genuß vermindern und näher treten?"

„Ich möchte wohl auch die Worte des Textes hören," entſchuldigte ſich jener nicht ohne Verlegenheit.

Der Stallmeiſter folgte ihm; Palvi ſchwebte ſchnellen, aber leiſen Schrittes über den Boden hin und ſetzte ſich unweit des Zimmers nieder, wo Eliſe ſang, auf eine Banquette, indem er Rempen durch einen ſtummen Wink einlud, ſich neben ihn zu ſetzen. Sie lauſchten; es war die bekannte Melodie einer jener alten franzöſiſchen Romanzen, die, indem ſie durch ihren ungekünſtelten Wohllaut dem Ohre ſchmeicheln, in muthigen Tönen das Herz erheben; aber ein deutſcher Text war untergelegt, Worte, von welchen die Sängerin ſelbſt wunderbar ergriffen ſchien, denn ſie trug ſie mit einem Feuer vor, das ihre Zuhörer mit erfaßte.

Der junge Rempen fühlte ſein Herz von Liebe zu der Sängerin, wie von dem hohen Schwung ihres Geſanges mächtiger gehoben; aber mit Verwunderung und Neugierde ſah er die tiefe Bewegung, die ſich auf den Zügen ſeines Nachbars ausdrückte. Seine Augen ſtrahlten, ſein Haupt hatte ſich muthig und ſtolz aufgerichtet, und um Wangen und Stirne wogte eine dunkle Röthe auf und ab, jene Röthe, die ein erfülltes, von irgend einer mächtigen Freude überraſchtes Herz verräth.

Mit gekrümmtem Rücken, auf den Zehenſpitzen ſchlich jetzt der Oheim Rempen heran. Schon von weitem drückte er ſeinem Neffen durch beredtes Mienenſpiel ſeinen Beifall über den herrlichen Geſang aus, und als er nahe genug war, flüſterte er: „Heute ſingt ſie wieder wie die Paſta, voll Gluth, voll Gluth! und der ſchöne Text, den ſie untergelegt hat! — er iſt aus einem neuen Roman, die letzten Ritter von Marienburg.“

Der junge Mann winkte ſeinem Oheim ungeduldig, ſtille zu ſeyn; der Alte ſchlich weiter zu einer andern Gruppe, und die beiden lauſchten wieder ungeſtört, bis der Geſang geendet war.

5.

Rauſchender Beifall füllte nun das Gemach, man drängte ſich um die Sängerin, und auch Rempen folgte ſeinem Herzen, das ihn zu Eliſen zog. Aber ſchon war ſie von einem halb Dutzend jener Literatoren umlagert, die ihn immer verdrängten. „Welch herrliches Lied!“ hörte er den Doktor Zundler ſagen, „welche Kraft, welche Fülle von Muth, und wie zart gehalten!“ Doch dem

Stallmeiſter entging nicht, daß der Hofrath, der ebenfalls bei der Gruppe ſtand, den jungen Doktor durch einen freundſchaftlichen Rippenſtoß aufmerkſam darauf zu machen ſchien, daß er etwas Ungeſchicktes geſagt habe. Er erſchrack, erröthete und fragte in befangener Verlegenheit, woher das Fräulein das ſchöne Lied habe?

„Es iſt aus den letzten Rittern von Marienburg, von Hüon.“ Ein Gemurmel des Staunens und Beifalls lief durch die dichten Maſſen, als man dieſen Titel hörte. „Wie, ein neuer Roman? — Ah! derſelbe welchen die Blätter für's belletriſtiſche Vergnügen ſo tüchtig ausge— Sie ſind ja da, leiſe, leiſe! — — Wo kann man den Roman leſen?“ — ſo wogte das Geſpräch und Geflüſter auf und ab, bis der Wirth des Hauſes mit triumphirendem Lächeln ein Damenkörbchen an ſeidnen Bändern in die Höhe hielt, es öffnete und ein Buch hervorzog. Er ſchlug den Titel auf, er zeigte ihn der geſpannten Geſellſchaft, und mit freudigem Staunen las man in großen gothiſchen Lettern: „Die letzten Ritter von Marienburg.“ — „Vorleſen! bitte, vorleſen!“ tönte es jetzt von dreißig, vierzig ſchönen Lippen, und ſelbſt die jungen Männer, die ſonſt dieſe Unterhaltung weniger liebten, ſtimmten für die Vorleſung. Aber eine nicht geringe Schwierigkeit fand ſich jetzt in der Wahl des Vorleſers; denn jene Literatoren, die ſonſt in dieſem Cirkel dieſes Amt bekleidet hatten, ſtemmten ſich heute beſtimmt dagegen; der eine war erhitzt, der andere hatte Katarrh, der dritte war heiſer, und allen war die Unluſt anzuſehen, daß nicht ihre eigenen Produkte, ſondern fremde Geſchichten vorgeleſen werden ſollten.

„Ich wüßte keinen beſſeren vorzuſchlagen," ſagte endlich ein Kriminalpräſident von großem Gewicht, „als dort meinen Referendär Palvi; wenigſtens zeugen ſeine Referate von ſehr guter Lunge und geſchmeidiger Kehle." Indem der Kriminalpräſident ſeinen eigenen Witz belachte und im Chorus ſechs Juriſten pflichtgemäß mit einſtimmten, verbeugte ſich der junge Mann, an welchen die Rede ging, während eine flüchtige Röthe über ſein Geſicht zog, und zur Verwunderung der Geſellſchaft, die ihn ſehr wenig kannte, ergriff er das Buch und die Taſche und fragte beſcheiden, welcher von den Damen beides gehöre?

Dem Stallmeiſter, der hinter ihm ſtand, hatte dies längſt ſein ſcharfes Auge geſagt. Eliſe war flüchtig erröthet, als der Onkel das Körbchen emporgehoben und das Buch daraus hervorgeholt hatte. Als aber Palvi anfragte, als er mit ſeinem dunklen Auge den Kreis der Damen überſtreifte und bei ihr ſtille ſtand, da goß ſich ein dunkler Karmin über Stirne, Wangen und den ſchönen Hals des Fräuleins; ſie ſchien überraſcht, verlegen, und als jene Röthe eben ſo ſchnell verflog, ſchien ſie ſogar ängſtlich zu ſeyn. „Das Buch gehört mir, Herr von Palvi," ſagte ſie ſchnell und mit einem kurzen Blick auf ihn. „Und werden Sie erlauben, daß daraus vorgeleſen wird? daß ich daraus vorleſe?" fragte er weiter.

„Ich habe hier nichts zu beſtimmen," erwiederte ſie, ohne aufzuſehen, „doch das Buch ſteht zu Dienſten."

„Nun, dann nicht geſäumt!" rief der Oheim, „Stühle in den Kreis! und ruhig ſich geſetzt und andächtig zugehört! denn ich denke, wir werden einen ganz angenehmen Genuß haben."

Man that nach ſeinem Vorſchlag; in buntem Kreis ſetzte ſich die zahlreiche Geſellſchaft, und ſey es, daß man auch hier Fräulein Eliſe als literariſche Königin anſah, oder war es eine ſonderbare Fügung des Zufalls, der Vorleſer kam ſo gerade ihr gegenüber zu ſitzen, daß, ſo oft ſie die Augen aufhob, dieſe ſchönen Augen auf ihn fallen mußten.

„Aber, Freunde," bemerkte die Dame vom Hauſe, „dieſer Roman hat, ſo viel ich weiß, drei Bände; wollen wir ſie alle anhören, ſo kommt unſere junge Welt heute nicht mehr zum Tanzen und wir andern nicht zum Spiel; ich denke, man wählt die ſchönſten Stellen aus."

„Wer aber ſoll ſie wählen?" fiel ihr Gatte ein, „das Ding iſt nagelneu, niemand hat es geleſen; doch Fräulein Wicklow wird uns helfen können. Können Sie nicht ſchöne Stellen andeuten und uns den Faden des Uebrigen geben?"

Man bat ſo allgemein, ſo dringend, daß Eliſe nach einigem Zögern nachgab. „Der Roman," ſagte ſie, „ſpielt, wenn ich mir die Jahrszahl richtig gemerkt habe, in den Jahren 1455 bis 1456 in und um Marienburg in Oſtpreußen. Der deutſche Orden iſt von ſeinen früheren einfachen und reinen Sitten abgekommen; dies und innerer Zwieſpalt, wie Neid und Anfeindungen von allen Seiten her, drohen einen baldigen Umſturz der Dinge herbeizuführen, wie denn auch durch den Verrath böhmiſcher Ordensſoldaten gegen Ende des dritten Theils Marienburg für den Orden auf immer verloren geht. Auf dieſen geſchichtlichen Hintergrund iſt aber die intereſſante Geſchichte eines Verhältniſſes zwiſchen einem

jungen deutſchen Ritter und einem Edelfräulein aufgetragen. Sie iſt die Tochter des Kaſtellans von Marienburg, eines geheimen und furchtbaren Feindes des Ordens, der, anſcheinend dem Deutſchmeiſter befreundet, nur darum in Marienburg lebt, um jede Blöße des Ordens den Polen zu verrathen. Der Roman beginnt in der Ordenskirche, wo die Ritter und viele Bewohner von Marienburg und der Umgegend bei einem feierlichen Hochamte verſammelt ſind, um den Tag zu feiern, an welchem vor vielen Jahren der erſte Komthur mit ſeinem Konvent in dieſe Burg einzog. Der letzte Meiſter, Ulrich von Elrichshauſen, ein Mann, der ſich dem nahenden Verderben noch entgegenſtemmen will, hält eine eindringliche Rede an die Ordensglieder. Der Gottesdienſt endet mit einer feierlichen lateiniſchen Hymne. Indem zwei der jüngſten Ritter, nach der Sitte bei ſolchen Gelegenheiten, den vornehmſten fremden Beſuchern das Geleite bis in den Vorhof geben, bemerkt der eine von ihnen, daß der andere im Vorbeiſtreifen ein kleines Päckchen in die Hand einer verſchleierten Dame gedrückt habe. Die Kirche iſt leer, und im zweiten Kapitel fragt nun der erſtere den zweiten um die Bedeutung deſſen, was er geſehen. Es iſt ſein Waffenbruder, ein Bündniß, das nach der Sitte der Zeit feſter als irgend ein Freundſchaftsband galt, und Elrichshauſen, der Neffe des Meiſters, der Held des Romans, geſteht ihm endlich ſein Verhältniß zu der Dame, erzählt ihm von ſeinem Leben, ſeinen troſtloſen Ausſichten.

„Der Freund rathet ab, Kuno aber verſchmäht jede Warnung und bittet jenen, er möchte ihn an dieſem

Abend zu einer Zusammenkunft mit der Geliebten begleiten. Diese Zusammenkunft in einem verfallenen Theil des älteren Schlosses ist so schauerlich schön, daß ich möchte, sie würde ganz gelesen."

Palvi las. Wer je ein Buch, das er sonst nicht kannte, in Gesellschaft vorgelesen, der weiß, daß etwas Beunruhigendes in dem Gedanken liegt, daß man mit gehaltener Sicherheit auf einem Felsenpfade gehen soll, den man noch nie betreten. Dieses beängstigende Gefühl wächst, wenn es ein Gespräch ist, das man vorträgt. Man kann den Athem, den Rhythmus, den Ausdruck der Empfindung nicht richtig abmessen und vertheilen, man weiß nicht, ob jetzt die höchste Höhe der Lust ausgedrückt ist, ob jetzt der Dichter die tiefste Saite der Wehmuth berührt habe, ob er nicht noch tiefere Akkorde anschlagen werde; und der Zuhörer pflegt diese Unsicherheit störend mit zu empfinden. Aber wunderbar las dieser junge Mann, den ein zufälliger Scherz seines Vorgesetzten zum Vorleser gestempelt hatte. Es war, als lese er nicht mit den Augen, sondern mit der Seele ohne dieses Organ, als spreche er etwas längst Gedachtes, eine Erinnerung aus, als kenne er den Inhalt, den Geist dieser Blätter, und sein Gedächtniß habe das Buch nur wegen der zufälligen Wortstellung vonnöthen. Wenn das, was er las, nicht durch Inhalt und Form so großartig, dieses Gespräch zweier Liebenden so neu, so bedeutungsvoll gewesen wäre, diese Art, etwas vorzutragen, hätte zur Bewunderung hinreißen müssen.

Wir fürchten zu ermüden, wollten wir den Gang der Gefühle im Gespräch dieser Liebenden verfolgen.

Wir bemerken nur, daß der jüngere Theil dieſer Geſellſchaft mächtig davon ergriffen wurde, daß Fräulein Eliſe, die anfangs den Vorleſer mit ſcheuen ſtaunenden Blicken angeſehen hatte, in tiefer Rührung die Augen ſenkte und kaum ſo viel Faſſung fand, ihre Erzählung weiter fortzuſetzen.

„Die Liebenden," ſagte ſie, „ſo wenig Troſt in dem Schluß dieſer Scene lag, ſind zufrieden in dem Gedanken an die Gegenwart. Je dunkler aber die Zukunft vor ihnen liegt, deſto angenehmer dünkt es ihnen, die Gegenwart mit ſchönen Träumen auszufüllen. Der Deutſchmeiſter bekommt die Nachricht, daß der Kaiſer, von den Einflüſterungen Polens halb beſiegt, dem Orden zürne, ihm namentlich innere Zügelloſigkeit vorwerfe. Der Meiſter verſammelt daher ein Kapitel, wo er die Ritter anredet. Dieſe Stelle iſt eine der trefflichſten im Buche, denn der Verfaſſer befriedigt hier auf wunderbare Weiſe zwei Intereſſen. Indem der Meiſter die Verhältniſſe des Ordens bis auf die zarteſten Nüancen aufdeckt und berechnet, bekommt der Leſer nicht nur ein ſchönes Bild von dem einſichtsvollen, umſichtigen Ulrich von Elrichshauſen, von der erhabenen Würde eines Nachfolgers ſo großer Meiſter, von der gebietenden Stellung eines Herrſchers auf Marienburg, ſondern er bekommt auch auf ungezwungene und natürliche Weiſe eine Ueberſicht über die hiſtoriſche Baſis des Romans. Der Meiſter ſchärft die Haus- und Sittengeſetze und ſchließt mit einer furchtbaren Drohung für den Uebertreter.

„Der Held des Romans, voll ſchönen Glaubens an alles Edle und Reine, ſieht in ſeiner Freundſchaft

für Wanda, ſo heißt das Fräulein, kein Unrecht. Er ſetzt, begleitet von ſeinem Freunde, die nächtlichen Zuſammenkünfte fort. In eine derſelben iſt ein wunderſchönes Mährchen eingewoben, eine Sage, die man auch mir in meiner Kindheit oft erzählt haben muß, denn ſie klang mir wie alte Erinnerungen."

Sie hielt inne; mit einem Blick voll Liebe und Wehmuth fragte Palvi, ob er das Mährchen leſen ſolle? Sie nickte ein kurzes Ja, und er las. Der junge Rempen hatte während des Mährchens ſein Auge feſt auf Eliſen gerichtet. Er bemerkte, daß ſie anfangs heiter zuhörte, mit einem Geſicht, wie man eine bekannte Lieblingsmelodie hört und die kommenden Wendungen zum Voraus errathet; nach und nach wurde ſie aufmerkſamer; es kamen einige ſonderbare Reime vor, die Palvi ſo raſch und mit ſo eigenem ſingenden Tone vortrug, daß ſie dadurch tief ergriffen ſchien; Erinnerungen ſchienen in ihr auf- und niederzutauchen, ſie preßte die Lippen zuſammen, als unterdrückte ſie einen inneren Schmerz; er ſah, wie ſie bleich und immer bläſſer wurde, er ſah ſie endlich ihrer Nachbarin etwas zuflüſtern, ſie ſtanden beide auf, aber eben ſo ſchnell ſank Eliſe wieder kraftlos auf ihren Stuhl zurück.

Die Beſtürzung der Geſellſchaft war allgemein. Die Damen ſprangen herzu, um zu helfen; aber ſey es, daß, wie es oft zu geſchehen pflegt, gerade das unangenehme Gefühl dieſer ſtörenden geräuſchvollen Hülfe ſie wieder emporraffte, oder war es wirklich nur etwas Vorübergehendes, ein kleiner Schwindel, der ſie befiel, ſie ſtand beinahe in demſelben Moment wieder aufrecht,

bleich, aber lächelnd, und konnte sich bei der Gesellschaft entschuldigen, diese Störung veranlaßt zu haben.

An Erzählen und Vorlesen war übrigens nach diesem Vorfall heute Abend nicht mehr zu denken, und man nahm mit Vergnügen den Vorschlag an, sich am übernächsten Nachmittage in einem öffentlichen Gartensalon zu versammeln und die Ritter von Marienburg gemeinschaftlich zu genießen.

6.

Der Stallmeister fühlte sich von dieser Scene auf mehr als eine Weise ergriffen; er konnte zwar Palvi nichts vorwerfen, er hatte zwei Worte mit Elisen, und diese öffentlich gesprochen; es war, wenn er selbst auch wirkliche Rechte auf das Fräulein gehabt hätte, kein Grund zur Eifersucht da, denn sie schien jenen sogar zu scheuen, zu fliehen; aber dennoch lag etwas so Räthselhaftes in Palvi's Betragen, etwas so schmerzlich Rührendes in seinen Mienen, und doch wieder in seinem ganzen Wesen eine so gehaltene Würde, daß Rempen sich vornahm, was es ihn auch kosten möge, Aufschluß über ihn zu suchen. Der Oheim war bemüht, die frühere Ordnung und Freude herzustellen. Spieltische wurden beigetragen, und aus dem Salon lud eine Violine und die lockenden Akkorde einer Harfe die junge Welt zum Tanzen ein.

Mit bewachenden Blicken folgte der Stallmeister Palvi, der, noch immer das Buch in der Hand haltend, gedankenvoll umherging. In einer Vertiefung des Fensters saß Elise. Eben ging eine Freundin von ihr weg, und Rempen nahm wahr, wie sich Palvi ihr zögernd

nahte, wie er ihr mit einer tiefen Verbeugung das Buch überreichte. Schnell trat auch er hinzu, und nur die breite dunkelrothe Gardine trennte ihn von den Beiden.

„Eliſe," hörte er den jungen Mann ſagen, „ſeit zehn Monaten zum erſten Mal wird es mir möglich, ſo nahe zu ſtehen, nur eine Bitte habe ich" —

„Schweigen Sie!" ſagte ſie in leiſen, aber leidenſchaftlichen Tönen, „ich will nichts hören, nichts ſprechen, ich habe Ihnen ſchon einmal geſagt, ich verachte Sie."

„Nur das Warum möchte ich wiſſen," bat er beinahe weinend; „nur ein Wörtchen, vielleicht möchten Sie mich doch verkennen."

„Ich kenne Sie zu gut," erwiederte ſie unmuthig, „einen ſo niedrigen gemeinen Menſchen kann ich nur verabſcheuen."

„Gemein, niedrig?" rief er bitter, „und dennoch ſchwöre ich, daß ich Ihnen Achtung abzwingen will; dieſen gemeinen niedrigen Mann ſollen Sie ſchätzen müſſen! Wiſſen Sie, ich bin" —

„Daß Sie ein recht elender Menſch ſind, weiß ich lange, darum bitte ich, entfernen Sie ſich; dieſen Cirkel werde ich aber nie mehr beſuchen, wenn es Ihnen noch einmal einfallen ſollte, mich anzureden."

Bei dieſen Worten ſtand ſie raſch auf und entfernte ſich mit einer kurzen Verbeugung gegen den unglücklichen jungen Mann.

So wichtig dieſe Worte, ſo bedeutungsvoll dieſe Scene war, konnte ſie doch dem Stallmeiſter kein deutlicheres Licht geben. Palvi durfte wagen, ſie mit „Eliſe" anzureden, ſie behauptete, ihn ganz zu kennen, ſie ſprach

ſo heftig ihre Gefühle aus, daß ihren Haß nothwendig Liebe geboren haben mußte. — Er ſah Palvi, nachdem er noch eine Weile in der Vertiefung des Fenſters verweilt hatte, nach der Thüre des Vorſaals gehen. Er folgte ihm dahin, wie zufällig nahm er zugleich mit jenem ſeinen Mantel um.

„Auch Sie ſcheinen kein Freund des Tanzes zu ſeyn," redete er den Referendär an.

„Ich habe es längſt aufgegeben," antwortete er, „aber Sie, ein Glücklicher, und nicht tanzen?"

„Ein Glücklicher?" erwiederte der Stallmeiſter freundlich, „davon möchte ich mir doch noch eine nähere Definition erbitten. Ueberhaupt, hier wird mir ſo langweilig zu Muthe, und zu Hauſe geht mir die Tanzmuſik im Kopfe herum; gehen wir, wenn Sie nichts Beſſeres vorhaben, nicht irgend wohin zuſammen?"

Palvi ſchien in einiger Verlegenheit zu ſeyn. „Ich weiß nicht, was mir Ihre Geſellſchaft ſo wünſchenswerth macht," antwortete er; „ich möchte die Hälfte der Nacht mit Ihnen verplaudern, und dennoch, werden Sie es glauben? — ich rechnete darauf, früh dieſe Geſellſchaft zu verlaſſen, und habe einem Freund den übrigen Theil des Abends zugeſagt."

„Wohlan!" fuhr der Stallmeiſter fort, „wenn Sie nichts gar zu Wichtiges zu beſprechen haben, ſo folge ich Ihnen dahin."

Der junge Mann erröthete; „das Haus iſt abgelegen," ſagte er, „und für ſolche Gäſte nicht paſſend."

„Und wenn es der Entenzapfen wäre!" rief Rempen, „es ſoll ja vortreffliches Cerevis dort geben."

Mit einer Miſchung von Staunen und Freude blickte ihn der Referendär an, doch ehe er noch fragen konnte, ſprach Rempen weiter: „Verzeihen Sie meiner Neugierde, die diesmal die Diskretion überwog. Der Zufall machte mich zum Zeugen, als ein wunderlicher alter Herr Sie einlud, und ſchon damals wünſchte ich, mit von der Partie zu ſeyn, um ſo mehr," ſetzte er verbindlich hinzu, „da ich dieſen Abend ſo manchen Point de réunion zwiſchen uns fand."

„Gut, ſo folgen Sie mir. — Sie werden ein Original kennen lernen, das aber mehr unſere Aufmerkſamkeit verdient, als die ſchwachen Kopien dort oben, die doch immer für Originale gelten möchten, ja ſich ſelbſt dafür halten. Ich meine jene Poeten und Literatoren, die uns heute Morgen ein ſo ſonderbares Schauſpiel gegeben haben."

„In ſeiner Art dieſen Abend ein nicht minder ſonderbares," entgegnete Rempen; „oder ſollte Ihnen entgangen ſeyn, wie ungezogen ſie ſich benahmen, als man verlangte, dieſer Roman ſolle vorgeleſen werden; ſchien es nicht, als wollten ſie durch ihr ſtilles höhniſches Lächeln, durch ihre kalte Entſchuldigung, zum Vorleſen nicht bei Stimme zu ſeyn, durch ſo manches Zeichen ihres Mißfallens der Geſellſchaft die Ueberzeugung aufdringen, als ſey das Buch ſchlecht und unwürdig? Man kann nicht verlangen, daß ſie ſich — wollen ſie einmal ungeſittet ſeyn — im Keller eines Italieners Feſſeln anlegen; ſie bezahlen dort und ihre Rede iſt frei; aber in einer Geſellſchaft wie dieſe mußten ſie ſich den Geſetzen des Anſtandes fügen."

„Ich wollte vieles wetten," bemerkte Palvi, „der Mann, zu dem ich Sie jetzt führe, ob er gleich in seinen Gewohnheiten und Sitten wenig gesellschaftliche Bildung verräth, würde sich weniger unschicklich benommen haben."

„Und wer ist er denn?" fragte der Stallmeister.

„Er gehört einem Schlag von Leuten an, die man in unsern Ländern jetzt weniger, oder nicht so auffallend und originell sieht, als früher, ein sogenannter würtembergischer Magister. Bitte zum voraus, glauben Sie nicht, daß in diesem Begriffe etwas Lächerliches liege, denn eine nicht geringe Zahl würdiger, gelehrter Männer unserer Zeit gehören diesem Stande an. Es gab in früherer Zeit, ob jetzt noch, weiß ich nicht, in jenem Lande eine Pflanzschule für tiefe Gelehrsamkeit. Es gingen Philologen, Philosophen, Astronomen, Mathematiker in Menge daraus hervor, zum Beispiel ein Keppler, ein Schelling, Hegel und dergleichen. Vor zwanzig Jahren soll man allenthalben in Deutschland Leute aus dieser Schule gesehen haben, den Titel Magister bekommen sie als Geleitsbrief mit. Sie waren gewöhnlich mit tiefen Kenntnissen ausgerüstet, aber vernachläßigt in äußern Formen, in Sprache und Ausdruck sonderbar, und spielten eine um so auffallendere Figur, als sie gewöhnlich, ihrer Stellung nach, als Lehrer an Universitäten, als Erzieher in brillanten Häusern, in der Gesellschaft durch ihr Aeußeres den Rang nicht ausfüllten, den ihnen ihre Gelehrsamkeit gab. Eine solche Figur aus alter Zeit ist mein Freund. Er ging schon vor dreißig Jahren aus seinem Vaterlande, hat aber weder

in Curland, noch in Sachsen seine Eigenheiten abgelegt. Er lebt hier, abgeschieden von der Welt, in einem Dachstübchen; ich halte ihn für einen der tiefsten Denker des Zeitalters, dabei ist er ein liebenswürdiger Dichter, und dennoch ist sein Name gänzlich unbekannt. Die gelehrtesten Recensionen in den Leipziger und Haller Blättern sind von seiner Hand; manche Entdeckung, mancher tiefgedachte Satz, womit jetzt die neuen Philosophen ihre Werke aufputzen, sind von ihm, er hat sie spielend hingeworfen."

„Also ein literarischer Eremit!" rief Rempen aus, indem er, nicht ohne kleinen Schauder, an der Seite des Referendärs durch enge schmutzige Gäßchen ging, „eine Nachteule der Minerva in bester Form?"

„Wenn es heutzutage wieder einen Diogenes geben könnte," erwiederte jener, „ich glaube, er müßte im Kostüm meines Magisters erscheinen. Dieses ehrliche, kluge, ein wenig ernste Gesicht, die kunstlos um den Kopf hängenden Haare, das verschossene Hütchen, der abgetragene Rock, den er mit keinem andern vertauschen mag, die sonderbare, beinahe zärtliche Neigung zu einer alten schwarzgerauchten Pfeife, dazu ein dunkelbraunes Meerrohr mit silbernem Knopfe, und diese ganze Gestalt in der düsteren schwärzlichen Spelunke, in welche wir eben treten wollen — nehmen Sie dies alles zusammen und Sie werden finden, das Urbild eines modernen cynischen Philosophen ist fertig, nur würde er einen Alexander nicht um ein wenig Sonne, sondern um ein bischen Feuer für seine Pfeife bitten."

Durch einen Vorplatz, wo das trübe Licht einer schmutzigen Laterne einen zweifelhaften Schein auf

Kornſäcke und umgeſtürzte Bierfäßchen warf, traten jetzt die beiden jungen Männer in das größere Schenkzimmer des Entenzapfen. Der Wirth, dick und angeſchwollen vom Koſten ſeines eignen Getränkes, ſchlief in einem Lehnſeſſel hinter dem Ofen; einige abgeriſſene Geſtalten ſpielten bei einem Stümpfchen Licht mit ſchmutzigen Karten und ſahen die Vorübergehenden mit matten ſchläfrigen Augen an.

Palvi ging vorüber in ein zweites kleineres Gemach, das für beſſere Gäſte eingerichtet ſchien. Derſelbe Alte, den Rempen dieſen Abend flüchtig geſehen, ſaß dort allein hinter einer Kanne Bier. Auf den Tiſch hatte er mit Kreide einen mathematiſchen Satz gemalt. Er ſchaute, die Stirne in die Hand geſtützt, aufmerkſam auf ſeine Berechnung nieder, und nur große Tabakswolken, die er hin und wieder ausſtieß, zeigten, daß er lebe und athme. Erſt auf den Abendgruß ſeines jungen Freundes richtete er ſich auf und zeigte ein ernſtes gleichgültiges Geſicht, dem nur das glänzende, ungemein intereſſante Auge einiges Leben verlieh.

Die Gegenwart eines Fremden ſchien ihm unangenehm aufzufallen. Kurz abgebrochen, indem er haſtig mit dem Rockärmel die Figuren von dem Tiſche abwiſchte, ſagte er: „Seyd lange ausgeblieben.“

„Dafür bringe ich aber einen ſeltenen Gaſt mit,“ erwiederte der junge Mann, „der das Entenbier verſuchen will.“

„Literator?“ fragte der Alte etwas mürriſch.

„Wo denkſt du hin, Magiſter? ein hieſiger Literator und der Entenzapfen! Nein er iſt nicht von dieſen, ſondern heißt Herr von Rempen und iſt Stallmeiſter.“

„Da haben der Herr die echte Quelle gefunden,“ ſprach der Alte freundlich und mit einer Herzlichkeit, die ihn ſogar angenehm machte. „Der Entenzapfen hat ſolid Getränke. Setzet Euch! da bringt die Kellnerin ſchon die Kannen.“

Der Stallmeiſter erſchrack vor der großen Kanne, die ihm das niedliche Kellermädchen mit den rothen Lippen kredenzte; aber die Neugierde nach dem Magiſter, der Drang, von Palvi nähere Aufſchlüſſe über Eliſens Betragen zu erhalten, milderten ſeinen Schauder vor dem Entenzapfen.

„Es hat einen eigenen Reiz für mich,“ ſagte er, um die Anrede des Alten zu erwiedern, „ſo aus einer glänzenden Geſellſchaft, wo alles voll Glanz und Putz, voll Berechnung und eitlen Benehmens iſt, mich in die Einſamkeit einer ſolchen Schenke zu begeben. Man wird ſo leicht verführt, jenes ſchimmernde Weſen für wahres Leben, für ein Ideal der Geſellſchaft zu nehmen, und nur ein plötzlicher, recht greller Tauſch kann von dieſem Wahne retten, beſonders wenn man das Glück hat, Männer zu finden, die zu vernünftigem Geſpräch bereitwillig ſind.“

„Ich kann mir's denken aus früherer Zeit,“ entgegnete der Alte mit ironiſchem Lächeln. „Nun hat man wieder anſtändig geſchnattert und gezwitſchert, Thee getrunken und göttlichem Geſange gelauſcht, und als man gar äſthetiſch zu werden, vorzuleſen anfing, ſeyd Ihr aus Angſt davon gelaufen?“

„Nein,“ antwortete Rempen, „ſo lange geleſen wurde, blieben wir.“

„Wie?“ rief der Magiſter. „Und Ihr habt es über Euch vermocht, Herr Referendär, allerlei roſenfarbene Poeſie anzuhören?“

„Man las die letzten Ritter von Marienburg,“ belehrte ihn der Stallmeiſter.

„Ei der Tauſend!“ ſagte der Alte, mit einem ſonderbaren Seitenblick auf Palvi, „konnte man doch ſolche Speiſe vertragen, ohne den äſthetiſchen Gaumen und Magen zu verderben? Hat ſich denn die Welt gedreht, oder waren unſere hieſigen Schöngeiſter nicht zugezogen?“

„Doch, ſie waren dabei,“ erwiederte Rempen, „ſie wagten es nicht, ſich dagegen zu ſetzen, obgleich der Zorn aus ihren Augen ſprühte, denn noch dieſen Morgen hatten ſie ſich bündig und deutlich erklärt.“ Und nun erzählte er den Auftritt im Keller des Italieners mit einer Geläufigkeit, über welche er ſich ſelbſt wundern mußte. Mehrmals wurde er von einem ſchnellen, kurzen Lachen des Alten unterbrochen, als er aber mit dem furchtbaren Bündniſſe des literariſchen Trias endete, brach der alte Mann in ſo herzliches Gelächter aus, daß der Wirth zum Entenzapfen mit einem tiefen Geſtöhne erwachte und ſich im Seſſel umwälzte.

„Der Herr Stallmeiſter erzählen gut,“ ſprach dann der Magiſter, indem er Thränen, die das Lachen hervorgelockt hatte, verwiſchte. „Ich kenne ſie, dieſe Burſche, dieſen Chorus von Halbwiſſern. Sie ſind geachteter beim Stadtpublikum und auf dem Landſitze, als der wahre Gelehrte, ſie ſind die Vornehmern unter den Muſenſöhnen und machen ungebeten die Honneurs auf

dem Parnaß, als wären sie Prinzen des Hauses oder zum mindesten Kammerjunker; um so weniger können sie es verschmerzen, wenn ihre Blöße aufgedeckt und ihre Schande ans Licht gestellt wird. Sie fühlen ihr Nichts, sie sehen es einander ab, aber sie wollen es sich nicht merken lassen."

„Am sonderbarsten und unerklärlichsten scheint mir ihre Wuth gegen das, was man jetzt historischen Roman nennt," bemerkte der Stallmeister. „Ich bin zu wenig im Getriebe der Literatur bewandert, um es mir erklären zu können."

„Danken Sie Gott," erwiederte der Alte, „daß Sie ein heiteres, rüstiges Handwerk erlernt haben, und von diesem unseligen, peinlichen Treiben nichts wissen. Kommt mir doch diese schöne Literatur jetzt vor wie scharfer Essig. Mit gehöriger Zuthat vom Oel des Lebens, Philosophie, ist sie die Würze eurer Tage; aber kostet sie gesondert, so ist sie scharf, abstoßend; betrachtet sie genau, etwa durch ein tüchtiges Glas, so sehet ihr das Acidum aufgelöst in eine Welt von kleinen Würmern, die sich wälzen und einander anfallen, über einander wegkriechen."

„Pfui! Aber ihr Verhältniß zum historischen Roman?"

„Sie geberden sich," antwortete Bunker, „als ob sie gegen irgend eine Erscheinung des Zeitgeistes ankämpfen könnten, wie Pygmäen gegen einen Riesen. Als ob nicht schon die Ilias so gut historisch gewesen wäre, als irgend ein Roman des Verfassers von Waverley. Und ist nicht Don Quixote der erste aller

hiſtoriſchen Romane? Doch nehmen Sie nähere Beiſpiele bei uns. Spricht ſich nicht in Wilhelm Meiſter das Element eines hiſtoriſchen Romans geheimnißvoll aus? Müſſen wir nicht den Begebenheiten, in die der Held verwickelt iſt, eine gewiſſe Zeitgeſchichte unwillkürlich unterlegen? Müſſen wir nicht das Lager des Prinzen als eine nothwendige hiſtoriſche Dekoration damaliger Zeit anſehen? Und die Unterhaltungen deutſcher Ausgewanderten, ſind ſie nicht eine hiſtoriſche Novelle? Wir betraten alſo zum mindeſten keinen neuen Boden, kein neues zweifelhaftes Gebiet."

„Und nun welch kleiner Schritt," bemerkte Palvi, „welch natürlicher Uebergang iſt vom hiſtoriſchen Drama, wie wir es bei Goethe finden, zum modernen geſchichtlichen Romane. Sie ſind ihm ſchon um Vieles näher, als die hiſtoriſchen Schauſpiele Shakeſpeare's. Wie im Romane ſprechen dort die Helden nicht großartige Gefühle aus. Sie halten nicht gedehnte Reden, ſondern ihre Reden erzählen von den ſchlummernden Entſchlüſſen ihrer Seele, und wir erblicken in einer einzelnen Wendung Motive, ahnen Handlungen, die ſich nachher verwirklichen.

„Die Völker ſcheinen ſich in unſern Tagen zu ſcheiden und ſcharf abzugrenzen; doch dieſe Scheidung iſt nur ſcheinbar, denn die Menſchheit iſt durch ſo viele Erfindungen ſich näher gerückt worden. Wir gehören mehr und mehr der Welt an. Wir ſprechen von entfernten Polarländern oder von Amerika mit einer Beſtimmtheit, einem Gefühle der Nähe, wie unſre Großväter von Frankreich ſprachen. Wir ſind jetzt erſt Europäer

geworden. Darum iſt uns nichts mehr fremd, was in dieſem alten Welttheile geſchieht. Der Unterſchied der Sprache hat aufgehört, denn Dank ſey es unſern gewandten Ueberſetzern, es iſt, als ob Scott und Irving in Frankfurt oder Leipzig lebten."

„Gewiß!" fiel Rempen ein, „auch in der Geſellſchaft ſind ſich die verſchiedenartigſten Elemente näher getreten. Unſere jungen Männer erzählen jetzt von einer Reiſe nach London oder Rom mit mehr Beſcheidenheit oder Gleichgültigkeit, als ſonſt einer von einer Reiſe an einen zwanzig Meilen entfernten Hof erzählte. Aber iſt uns durch alles dies, da wir in einer ſo breiten Gegenwart leben, die Geſchichte nicht viel mehr fern, als nahe gerückt?"

„Ich gebe zu," ſagte der Alte, „das ernſte Studium der Hiſtorie, aber nicht das rein menſchliche Intereſſe daran. Die Geſchichte war ſonſt die Geſchichte der Könige, und an ihre oft unbedeutende Perſon knüpfte ſich das Leben unſterblicher Männer. Die neuere Zeit, ſo große Veränderungen um uns her, haben uns anders denken gelehrt. Es iſt die Geſchichte der Meinungen, es ſind die Schickſale gewiſſer Prinzipien, die wir kennen lernen möchten. Ihr Kampf erſcheint in jedem Zeitalter mehr oder minder und unter der verſchiedenſten Geſtalt, und dieſer Kampf der Meinung iſt es, was jeder Periode ihr Intereſſe gibt, er iſt es, der, dem Roman zum Grunde gelegt, unſere Theilnahme auf unbeſchreibliche Weiſe anzieht."

„Ich ahne, daß Sie Recht haben," erwiederte der Stallmeiſter; „gleichwohl kann ich dieſe Idee meinen

bisherigen Ansichten noch nicht recht anpassen. Denn wie vertragen sich zum Beispiel mit dieser welthistorischen Ansicht jene sonderbaren Figuren Walter Scotts, die bald als rohe Hochländer, bald als Räuber, als Fischer in die Geschichte unmittelbar eingreifen und so anziehend erscheinen?"

„Das ist es ja gerade, was ich sagte," antwortete der Magister. „Wir ahnen in der Geschichte des Landes und des Volkes, die uns Professoren von Kathedern vortragen, daß es nicht immer die Könige und ihre Minister waren, die Großes, Wunderbares, Unerwartetes herbeiführten. Da oder dort hat die Tradition den Schatten, den Namen eines Mannes aufbehalten, von dem die Sage geht, er habe großen und geheimnißvollen Antheil an wichtigen Ereignissen gehabt. Solche Schatten, solche fabelhafte Wesen schafft die Phantasie des Dichters zu etwas Wirklichem um; in den Mund eines solchen Menschen, in sein und seiner Verbündeten geheimnißvolles Treiben legt er die Idee, legt er den Keim zu Thaten und Geschichten, die man im Handbuch nur als geschehen nachliest, vergebens nach ihren Ursachen forschend. Indem solche Figuren die Ideen persönlich vorstellen, bereiten sie dem Leser hohen Genuß und oft ein um so romantischeres Interesse, je unscheinbarer sie durch Bildung und die Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft anfänglich erscheinen."

„Und so hielten Sie es für möglich, daß auch die deutsche Geschichte interessante Stoffe für historische Romane bieten könnte?" fragte Rempen, „mir schien sie immer zu zerrissen, zu flach, zu wenig romantisch und großartig."

„Das Letztere glaube ich nicht," erwiederte Palvi; „und muß denn gerade der Hintergrund, das hiſtoriſche Factum, das Erhabene ſeyn? Iſt es nicht der Zweck des Romans, Charaktere in ihren verſchiedenen Nüancen, Menſchen in ihren wechſelſeitigen Beziehungen zu ſchildern? und kann ſich nicht ein großartiger Charakter in einer That, einem Zwiſte erproben, der für die allgemeine Geſchichte von geringerer Bedeutung iſt? Oder glauben Sie, weil Tieck in die Cevennen flüchtete, um einen hiſtoriſchen Hintergrund zu holen, er habe damit ſagen wollen, unſere Geſchichte biete keinen Stoff, der ſeines hohen Genius würdig wäre?"

„Dieſe Ritter von Marienburg," nahm der Alte das Wort, beſchäftigen ſich mit keinem großartigen hiſtoriſchen Ereigniſſe. Schon fünfzig Jahre, ehe das Unglück des Ordens in Oſtpreußen wirklich hereinbricht, gewahrt man, daß er ſich nie mehr zu ſeinem alten Glanze erheben, daß früher oder ſpäter die Elemente ſelbſt, die ſeine Größe beförderten, ſeinen Sturz bereiten werden. Er fällt, denn er hat ſeinen Beruf erfüllt. Aber an die geſchichtliche Figur des Großmeiſters, an die Thäler der Nogat, an die Mauern der erhabenen Burg weiß jener Hüon Fäden anzuknüpfen, woraus er ein erhabenes Gewebe ſchafft. Ich möchte ſagen, er baut aus den Trümmern jenes geſtrandeten Schiffes eine Hütte, worin ſich bequem wohnen läßt."

„Nun verſtehe ich Sie!" rief der Stallmeiſter, „und weil ſie dieſen Standpunkt nicht erreichten, weil ſie dieſe höhere Anſicht nicht erfaſſen mögen, kämpfen jene Leutchen gegen dieſen hiſtoriſchen Roman. Es iſt

Brodneid, ſie wollen ihn nicht aufkommen laſſen, weil er die Kunden an ſich ziehen könnte."

„Hat er nicht Recht der Herr Stallmeiſter?" wandte ſich der Magiſter lächelnd an ſeinen Nachbar. „Sie ſchimpfen alle auf einander und zuſammen auf jedes Größere, dieſe Kleinmeiſter. Mich freut es nur, daß mein Doktor Zundler auch bei der furchtbaren Freitags-Trias iſt."

„Ihr Doktor Zundler?" fragte Rempen befremdet. „Kennen Sie ihn?"

„Ob ich ihn kenne?" erwiederte der Alte lachend.

„Der Herr Stallmeiſter macht keinen ſchlimmen Gebrauch davon," ſagte Palvi zu dem Magiſter, „und zu größerem Verſtändniß der Poeſie iſt es ihm nützlich, wenn er es weiß. Biſt du es zufrieden, Alter?"

„Es ſey; aber der Herr Stallmeiſter wird diskret ſeyn," antwortete der Alte.

„Was werde ich erfahren?" fragte Rempen. „Wie geheimnißvoll werden Sie auf einmal?"

„Sie kennen den Doktor Zundler, einen der erſten Lyriker dieſer Stadt," ſprach Palvi; „ſein Ruhm war früher gerade nicht ſehr groß, doch etwa ſeit einem halben Jahre regt er die Flügel mächtig. Hier ſitzt der Dädalus, der ſie ihm gemacht hat."

„Wie ſoll ich dies verſtehen?" erwiederte der Stallmeiſter.

„Unſer Magiſter hier iſt ein ſonderbarer Kauz," fuhr jener fort; „einer ſeiner bedeutendſten Fehler iſt Aengſtlichkeit, ſonderbar verſchwiſtert mit Gleichgültigkeit. Er hätte es weit bringen können auf dem deutſchen Parnaß, aber er war zu ängſtlich, um etwas drucken

zu laſſen. Doch wie vermöchte ein dichteriſcher Genius, von dieſem Hinderniſſe ſich beſiegen zu laſſen; er dichtete fort, für ſich."

„Ich machte Verſe," fiel der Alte gleichgültig ein.

„Du haſt gedichtet!" ſagte Palvi. „Aber ſeine beſten Arbeiten, ſeine gründlichſten Forſchungen hat er um acht Groſchen den Bogen in Journale verzettelt, weil er ſich ſcheute, ſeinen Namen auf ein Titelblatt zu ſetzen; und von den glühendſten Poeſien ſeiner Jugend fand ich die einzigen Spuren in halbverbrannten Fidibus. In meinen Augen biſt du entſchuldigt, guter Magiſter, durch deine Erziehung und die Art und Weiſe deines Vaterlandes. Wer hat ſich dort zu deiner Zeit um einen Geiſt, wie der deine war, bekümmert? Was hat man für einen Mann gethan, der nicht in die vier Kardinaltugenden, in die vier Himmelsgegenden der Brodwiſſenſchaft, in die vier Fakultäten paßte? Haben ſie ja ſogar Schiller zwingen wollen, Pflaſter zu ſtreichen, und Wieland floh das Land der Abderiten, weil es dort keinen Raum für ihn gab, als den Poſten eines Stadtſchreibers, den er freilich ſo ſchlecht als möglich ausgefüllt haben mochte."

„Menſch, nichts Bitteres gegen mein ſchönes Vaterland," ſagte der Alte mit ſehr ernſtem Blick; „es war die Wiege großer Männer."

„Du ſagſt es," erwiederte Palvi, „die Wiege, aber nicht das Grab; und dieſer Umſtand mag ſeine eigenen Urſachen haben. Zum mindeſten findet man in Odeſſa wie am Miſſiſippi, in Polen und in Rio-Janeiro, und überdies noch auf den Kathedern aller bekannten Univerſitäten deine Landsleute. Doktor Zundler nun,

um von dieſem zu reden, hatte das Glück, eines Tages eine Wohnung zu beziehen, in deren Giebel unſer Magiſter ein Freilogis bewohnt, weil er den Knaben des Hausherrn zum Gelehrten bilden ſoll. Doktor Zundler hat, um ſich zum Dichter zu bilden, viel geleſen, und hat den großen Menſchenkennern bald abgemerkt, daß ſie auf Originale Jagd machen. Er ſtellt ſich daher alle Tage zwei Stunden mit ſeinem Glas unter das Fenſter und ſtellt Betrachtungen über die Menſchen an, wie der ſelige Hofmann in Vetters Eckfenſter, nur, behauptet man, mit verſchiedenem Erfolg. Denn der ſelige Kammergerichtsrath guckte durch das Kaleidoſkop, das ihm eine Fee geſchenkt, der Doktor Zundler aber durch ein ganz gewöhnliches Opernglas. Da ſah er einigemal den Magiſter und — nun Bunkerchen, erzähle."

Ein behagliches Lächeln verbreitete ſich über das Geſicht des Alten, er trank in längeren Zügen aus ſeinem Glas und erzählte dann: „Eines Tages ſagte mir meine Aufwärterin, daß ſich der wunderſchöne reiche Herr in der Beletage nach mir erkundigt habe, wer ich wäre, was ich treibe und dergleichen. Bald darauf kam ein ſchön geputzter Herr in mein Stübchen, beguckte mich von allen Seiten, fragte mich allerlei und wunderte ſich ungemein, daß ich ein Gelehrter ſey. Er hatte mich, meiner Phyſiognomie nach, für einen unglücklichen Muſiker gehalten. Sein Staunen wuchs, als er einige poetiſche Verſuche, die am Boden lagen, aufnahm und las. Er wollte nicht glauben, daß ſie von mir herrühren, und nahm ſie endlich aus reinem Intereſſe, wie er ſagte, mit. Den folgenden Tag ſchickte er mir ein paar

Flaſchen Wein. Es freute mich, ich hatte gehört, daß er reich ſey; ich bin arm und trank den Wein. Als ich die erſte Flaſche hinunter hatte und warm war, ging die Thür auf und mein Doktorchen trat herein. Ein Wort gab das andere, man kam auf die Poeſie, ich machte wenig daraus, er viel; er ſchwatzte mir etwas vor von einer Erbſchaft, die er gewinnen könne von ſeinem Oheim, einem portirten Verehrer der Muſen. Seine bisherigen Verſuche haben aber nur den Unwillen des Erblaſſers erregt. So machte es ſich von ſelbſt, daß ich ihm meinen ganzen Kram von Poeſien anbot; mich ſelbſt amüſirten dieſe Verſe nur, ſo lange ich ſie entwarf und ausarbeitete; ob ſie das Publikum leſe, ob es mich dabei nenne, war ja ſo gleichgültig! Im Scherz ging ich einen Akkord ein, daß ich ihm auch eine Novelle und ſpäter einen Roman ſchriebe. Er gibt mir dafür Wein, Knaſter, zuweilen Geld, und ich habe das Bequeme, daß niemand, weder in Lob noch Tadel, meinen Namen nennt, was mir unausſtehlich iſt, und daß ich mich mit keinem Journalredakteur, mit keinem Buchhändler, keinem Recenſenten herumbeißen muß."

„Iſt dies nicht köſtlich, Stallmeiſter?" fragte Palvi lachend. „Was halten Sie von dieſem trefflichen Lyriker, von dieſem Zunder, der ohne fremden Stahl und Stein kein Feuer gibt?"

„Iſt es möglich!" rief der junge Rempen ſtaunend aus. „Iſt eine ſolche lächerliche Niederträchtigkeit jemals erhört worden! Und dieſen Menſchen konnte auch ich für einen Dichter halten, konnte den Genius bewundern, der auf einmal über ihn gekommen? Und auch ſie, auch

ſie," fuhr er in Gedanken verſunken fort, „auch ſie ehrt und achtet ihn darum, zeichnet ihn aus, ſpricht mit ihm über ſeine neueſten Werke. Es iſt um raſend zu werden!"

Palvi ſah den jungen Mann bei dieſen Worten theilnehmend, beinahe gerührt an; er ſchien mit Mühe eine tiefe Wehmuth zu bekämpfen, aber der Alte fuhr fort: „Solch belletriſtiſches Ungeziefer, das ſich vom Marke Anderer mäſtet, hätte ich ſchon längſt gern in der Nähe geſchaut, und ſo ſtudirte ich dieſen Hohlkopf. Wenn allerlei Mittel von außen her einen Dichter machen könnten, er müßte es längſt ſeyn. Denken Sie ſich, er trägt, wenn er ſich zum Dichten niederſetzt, einen Schlafrock, deſſen Unterfutter aus einem Schlafrock gefertigt iſt, den einſt Wieland trug. Hofmanns Dintengefäß hat er in Berlin erſtanden, von einem Sattler in Weimar aber den ledernen Ueberzug eines Fauteuil, in welchem Goethe oft geſeſſen; mit dieſem hat er ſeinen Stuhl beſchlagen laſſen, und ſo will er ſeine Phantaſie gleichſam a posteriori erwärmen. Auch liegt auf ſeinem Tiſch eine heilige Feder, Schiller ſoll damit geſchrieben haben. Er hat gehört, daß große Dichter gern trinken, darum geht er Morgens ins Weinhaus und zwingt ſich zu einer Flaſche Rheinwein; Abends aber, wenn er ſchon ganz dumm und ſchläfrig iſt, trinkt er ſchwarzen Kaffee mit Rum und liegt dann in ſchrecklichen Geburtsſchmerzen und iſt gewärtig, irgend eine neue Maria Stuart oder Jungfrau von Orleans hervorzubringen."

7.

Während der Magiſter Bunker alſo ſprach, ſchlug es elf Uhr, und nicht ſobald hatte er den erſten dumpfen

Ton der Glocke vernommen, als er haſtig ſein Glas austrank, einige Groſchen auf den Tiſch legte, dem erſtaunten Stallmeiſter mit einer gewiſſen freundlichen Rührung die Hand bot, und ſie ihm und Palvi herzlich drückte. Dann aber rannte er ſo eilends aus dem Entenzapfen, daß Rempen nicht einmal ſein freundliches „Gute Nacht!“ erwiedern konnte.

„Sie ſtaunen,“ ſprach der Referendär, „daß uns der ſonderbare Menſch ſo plötzlich und verwirrt verläßt. Er wohnt bei einem ſtrengen Mann, der immer fünf Minuten nach elf Uhr die Hausthüre ſchließt. Weil nun der arme Magiſter eigentlich als Almoſen ſein Freilogis genießt, darf er keinen Hausſchlüſſel führen, wie Leute, die ordentlich bezahlen, und ſo jagt er, wie ein Geſpenſt, das mit dem Hahnenſchrei in ſein Grab entweicht.“

„Iſt dieſer Menſch glücklich oder unglücklich zu nennen?“ fragte Rempen nicht ohne Bewegung.

„Ich denke glücklich,“ erwiederte Palvi ſehr ernſt; „wer wenig hofft, hat nichts zu fürchten; er iſt ruhig. Die Zeit mildert ja Alles, und für die Erinnerung iſt er kalt geworden.“

„Hat er je geliebt?“

„Er hat geliebt, die Tochter jenes Hauſes in Kurland, wo er Erzieher war. Er muß ſehr liebenswürdig geweſen ſeyn, denn die junge Gräfin ſtarb nachher aus Kummer. Er ſelbſt aber brachte zwei Jahre tiefer Schwermuth in einem Irrenhauſe zu.“

„Gott, welch ein Schickſal!“ rief der junge Mann gerührt. „Wer hätte dies ahnen können? Er hat uns eine ſo heitere Außenſeite gezeigt.“

„Wozu ſoll er ſeinen Schmerz zur Schau tragen?“ entgegnete Palvi, „er gehört nur ſein, und er verſchließt ihn mit den Trümmern beſſerer Tage in ſeiner Bruſt. Ich denke, es iſt dies die einzige Art, wie Männer leiden müſſen.“

„Es müßte mich alles täuſchen,“ ſagte Rempen nach einer Pauſe, „oder auch Sie lieben nicht glücklich. Nennen Sie mich nicht unbeſcheiden. Sie haben mir zu viel Intereſſe eingeflößt, als daß nicht meine wärmſte Theilnahme bei dieſer Frage wäre.“

Der Referendär ſah ihn überraſcht, doch nicht gerade verwundert an; ſein ernſtes dunkles Auge ſchien die Züge des Fragenden noch einmal zu prüfen. „Es gibt wenige Menſchen,“ antwortete er, „die dieſe Frage an mich gerichtet hätten. Doch an Ihnen freut mich gerade dieſe Offenheit. Ich weiß, Sie meinen Eliſe Wicklow; ich liebe ſie.“

„Und werden wieder geliebt?“ fragte Rempen erröthend.

„Ich zweifle; doch möchte ich von Ihnen nicht verkannt werden, darum will ich Ihnen die kurze Geſchichte dieſer Liebe geben. Meine Eltern, ſie ſind beide todt, lebten in dieſer Stadt. Unſer Haus war mit den Wicklows ſehr befreundet, denn mein und Eliſens Großvater ſind aus demſelben Lande hier eingewandert. Ich bin um ſo viel älter denn Eliſe, daß uns unſere Kinderſpiele nicht zuſammenführten. Wohl aber durfte ich, als auch meine Mutter ſtarb, das Haus hin und wieder beſuchen, und ich faßte in einem noch ſehr jungen Herzen eine glühende Neigung für das ſchöne Kind. Nach den erſten

Jahren meines Universitätsleben kam ich hieher. Sie war herrlich herangeblüht und gestand mir, daß sie mir recht gut sey. Elise war damals fünfzehn Jahre alt. Ich kam in rohe Gesellschaften. Mein Vermögen und mein Stipendium reichten nur das erste Mal hin, meine Schulden zu decken. Das zweite Mal drückte mich eine bei weitem geringere Verlegenheit bei weitem unangenehmer, weil ich keinen Rath wußte. Sie hatte es erfahren, und durch fremde Hand wurden meine Schulden getilgt. Mädchen in guten Ständen, in einem soliden Hause aufgewachsen, wissen nicht, wie leicht ein armer Teufel in solche Verlegenheit kömmt. Sie schmählte mich in den Ferien und hielt mich für einen schlechten Menschen. Ich versprach Fleiß und solides Leben. Das Unglück eines meiner Freunde, der einen andern erschoß, riß mich mit fort und wieder ins Elend. Auch da hat sie mir wieder geholfen und mich zu Ehren gebracht. Bei so vielen Wohlthaten konnte mich vor mir selbst nur der Gedanke entschuldigen, daß es die Hand der Geliebten sey, die mich gerettet, daß ich diese Hand einst auf immer in die meinige legen werde.

„Ich raffte mich zusammen, und bald darauf gelang es mir durch Fleiß, hier angestellt zu werden. Meine Stellung zu Elisen war aber eine ganz andere geworden. Der alte Wicklow hatte erfahren, wie mich seine Tochter unterstützt hatte, und verbot mir schon beim ersten Besuch sein Haus, aus dem einfachen Grunde, weil ich arm und leichtsinnig sey.

„Elise selbst lebte in großen, glänzenden Cirkeln, wo ich keinen Zutritt hatte, verkehrte mit allerlei schönen

Geiſtern und galt für die Krone der jungen Damen. Ich konnte ſie höchſtens in öffentlichen Gärten, auf Bällen und Concerten, im Theater ſehen. Und nur ihr freundlicher Blick konnte mich für ſo viel Entſagung tröſten, konnte mich von dem beinahe Unbegreiflichen überzeugen, daß dieſes allgemein angebetete Geſchöpf — mich liebe."

Der Stallmeiſter ſuchte vergebens ſeine Bewegung zu verbergen. Eine hohe Röthe lag auf ſeinem Geſicht, und ſein Auge hing voll Erwartung an den Lippen Palvi's.

„Beruhigen Sie ſich," ſagte dieſer, als er den unangenehmen Eindruck bemerkte, den ſeine Erzählung auf den jungen Mann machte. „Fürchten Sie nichts, ich werde bald zu Ende ſeyn. Ich war glücklich und zufrieden; ich kannte ihre Vorliebe für Poeſie, und die Liebe ermuthigte mich, einen Verſuch zu wagen, der mich ihr noch werther machen ſollte. Ich ſtrengte alle meine Kräfte an, um ſie mit etwas Gelungenem zu überraſchen. Da brachte man mir eines Tages einen Brief. Ich erkannte ihre Züge, ich riß ihn auf und — ſie ſchrieb mit kurzen, aber heftigen Worten, daß ſie ſich auf ewig von mir losſage, daß ſie mich in tiefer Seele verachte; warum? werde mir mein eigenes Gewiſſen ſagen. Ich verſuchte mancherlei Wege, um mich ihr zu nahen, mein Gewiſſen ſprach mich von irgend einem Fehler gegen die Geliebte frei, darum wollte ich mir Gewißheit über das Warum verſchaffen. Sie wich überall aus, und noch heute — heute Abend in jenem Cirkel hat ſie alle meine Hoffnungen zertrümmert."

In dem edelmüthigen Herzen des jungen Rempen ſiegte Mitleiden über jedes andere Gefühl. Er faßte die Hand des unglücklichen, ihm ſo intereſſanten Mannes; er gelobte ihm, bei Eliſen für ihn zu ſprechen, ſie um die Urſache ihres Betragens zu befragen.

Aber jener erwiederte mit dem Stolze, den unverdiente Kränkung gibt: „Vertrauen iſt die erſte Bedingung der Liebe. Wo Vertrauen fehlt, da war nie Liebe, oder ſie iſt jedem Zufall ausgeſetzt. Ich habe Eliſen auf immer verloren, ſelbſt wenn ſie mich wieder lieben würde.“

„Und in dieſem Zuſtand wollen Sie hier fortleben?“ fragte Rempen, ſeine Hand ergreifend, „wollen Eliſen ſehen und dabei immer fühlen, daß Sie verachtet ſind?“

„Nein, gewiß nicht,“ erwiederte jener mit düſtrem Lächeln; „mein Geſchäft in dieſer Stadt iſt zu Ende. Es bleibt mir nur noch übrig, die Geliebte vor Menſchen zu warnen, die ihrer nicht werth ſind. Dieſen literariſchen Pöbel, der ihr ſo unendlich werth ſcheint, will ich noch vor ihren Augen entlarven; und ich glaube ihr damit nützlich zu ſeyn, denn die Stellung, die Eliſe jetzt eingenommen, würde ſie ſpäter nimmer glücklich machen. Sie ſelbſt werden mir dazu helfen, mein Freund; ſchlagen Sie ein, wir wollen unſere Penelope von dieſen Freiern erretten.“

„Wohlan!“ rief der Stallmeiſter, indem er aufbrach, „vielleicht findet ſich morgen Gelegenheit, wenn uns die letzten Ritter von Marienburg verſammeln; aber dann,“ ſetzte er entſchloſſen hinzu, „noch einen Verſuch, um auch Sie glücklich zu machen!“

8.

Der ſchöne Frühlingstag und die Furcht, für ungebildet zu gelten, wenigſtens durch ihr Nichterſcheinen geringes Intereſſe an der ſchönen Literatur zu verrathen, vereinigte den größten Theil des Rempenſchen Klubbs in dem Gartenſaal, den man zum Sammelplatz beſtimmt hatte. Der junge Rempen war zu Pferd herausgekommen, geraume Zeit vor den übrigen Gäſten, gedankenvoll ſetzte er ſich auf den Altan des Hauſes und ſchaute in den Fluß hinab. Wie gern hätte er ſich ſchon heute am frühen Morgen Gewißheit verſchafft, warum Eliſe ſo plötzlich mit Palvi gebrochen, auf eine Weiſe gebrochen, die nothwendig, er geſtand es ſich mit Schmerz, auf den Charakter des jungen Mannes einen düſtern Schatten werfen mußte. Oft verwünſchte er den geſtrigen Tag, und daß er dieſen Menſchen kennen gelernt habe, nur um ihn heute unausſprechlich zu achten, und vielleicht morgen zu verlieren, zu — bedauern; denn verachten? nein, es konnte keinen Fall geben, der ihm dieſen Mann hätte verächtlich machen können. War es denn möglich, daß eine ſo großartige Seele etwas Gemeinem, Niedrigem ſich hingeben konnte? „Er iſt arm," ſagte der gutmüthige Rempen zu ſich, „er muß dürftig ſeyn, denn ſeine Stelle kann ihn nicht ernähren; vielleicht hat er wieder Schulden gemacht, ſie hat es erfahren und deutet als Leichtſinn, was vielleicht Noth iſt? Aber kann, ſelbſt wenn es Leichtſinn wäre, dieſer den Geliebten in ihren Augen verächtlich, elend machen?" Wie ergrimmte er in ſeiner Gedankenfolge über jene Schranken, welche das

Herkommen und die gute Sitte um vornehme Häuſer und ihre Töchter gezogen, wie unnatürlich erſchien es ihm, daß der Geliebte die Zürnende nicht in ihrem Hauſe, auf dem Wege, überall befragen, vielleicht verſöhnen konnte, daß vielleicht ein kleines, aber ſichtbares Ausweichen, eine ſcharfe und laut geſprochene Rede dazu gehörte, ihn, nach den Sitten der Geſellſchaft, auf immer von ſich zu entfernen! „Oder wie?“ ſollte ſie ihn vielleicht nie geliebt haben?“ ſetzte er getröſteter hinzu. — „Es wäre möglich, daß ihm dieſe Gewißheit weniger ſchmerzlich wäre, als ihr Haß; aber — darf ſie ihn deßwegen haſſen?“

Ein großer Zug von Damen und Herren hatte während dieſer Gedanken des jungen Rempen den Berg erſtiegen, und war jetzt in den Gartenſaal getreten.

Noch fehlte Eliſe, aber man konnte nur um ſo ungezwungener ihren Geſchmack und ihre Beleſenheit bewundern. Auch Palvi wurde gebührendes Lob geſpendet; man hatte ſelten mit dieſer Gewandtheit, mit dieſem Ausdruck etwas vorleſen gehört, und die Bewunderung ſtieg, als man ſich ſagte, daß er wahrſcheinlich dieſen Roman nicht zuvor geleſen habe. Eliſe kam mit Onkel und Tante Rempen angefahren, und Julius vergaß ſo ganz ſeine vorigen Gedanken, ſeine Vorſätze, daß er vor Freude erröthend herbeiſprang, ſie aus dem Wagen zu heben, daß er halb unbewußt ihre Hand drückte, und dies erſt erkannte, als er dieſen Druck erwiedert fühlte. Alle jene düſtern Bilder, die auf dem Altan vor ſeiner Seele vorübergezogen, verſchwanden vor dem Glanz ihrer Schönheit. Er hatte ſie nie ſo reizend, ſo

wundervoll geſehen, wenigſtens ſo huldreich war ſie nie gegen ihn geweſen. Den Grund davon geſtand ihm in einer Ecke des Saals die Tante. Er hatte den Cirkel geſtern Abend ſo bald verlaſſen, daß Eliſe glaubte, ſie habe ihn gekränkt. Dieſer Gedanke erfüllte ihn jetzt ſo ganz, daß er in ihre Nähe eilte, daß er mit ihr ſprach und ſcherzte, und erſt durch die wiederholte Mahnung ſeines Onkels darauf aufmerkſam gemacht werden konnte, daß die Geſellſchaft ſich bereits im Kreiſe geſetzt habe und die Erzählung des Fräulein Wicklow erwarte.

„Mein Unfall," ſprach ſie mit leichtem Erröthen, „hat mich geſtern, wenn ich nicht irre, gerade bei der Zuſammenkunft der Ritter mit dem Fräulein getroffen. Des Fräuleins Vater, der nicht nur von außen, ſondern auch im Innern dem Bund durch Zwiſchenträgerei und Uneinigkeit zu ſchaden ſucht, hat überall Spione. Erwünſcht iſt ihm, daß ihm einer die Anzeige von jenem nächtlichen Rendezvous macht. Er denkt keinen Augenblick daran, daß es ſeine Tochter ſeyn könnte, ſondern ſchleicht ſich mit Knechten in jene Ruinen und überfällt zuerſt den Freund; die Dame und ihre Amme, die immer zugegen war, entfliehen; es kommt zum Gefecht, die Knechte werden in die Flucht geſchlagen, und auch der Alte zieht ſich zurück, doch nicht ohne ſich vorher mit einem Zeichen von ſeinem Gegner verſehen zu haben.

„Den andern Tag verſammelt der Großmeiſter ein Kapitel. Er entdeckt den Rittern dieſen Vorfall und beſchwört die Schuldigen, ſich zu nennen. Sie ſchweigen. Noch einmal fordert er ſie vergebens auf und zeigt dann der Verſammlung eine goldene Kette, woran ein

Siegelring befeſtigt iſt. Das Wappen wird erkannt, und der Freund ſieht ſich genöthigt, zu geſtehen. Er überſieht mit klarem Blick ſeine Lage; die geſchärften Geſetze müſſen ihn ſchuldig ſprechen, darum iſt für ihn keine Rettung. Doch glaubt er, da er ſelbſt verloren iſt, ſeinen Freund retten zu können. Er geſteht, in den Ruinen mit einer Dame geſprochen zu haben. Der Meiſter iſt tief ergriffen von dieſem Geſtändniß; es iſt ein tapferer junger Mann, den das Urtheil trifft, er wurde von Vielen geliebt. Peinlich iſt die Lage des Helden ſelbſt, und treffend die Beſchreibung, wie die Furcht vor Entehrung, die Hoffnung, der Freund könne gerettet werden, ihn bald zur Entdeckung antreiben, bald davon zurückhalten. Das Urtheil der Ritter wird geſammelt. Es lautet: „Entehrender Ausſchluß aus dem Orden.“ Jetzt aber erzählt der Meiſter, daß noch ein zweiter Johanniter dieſen Fehltritt getheilt habe; er verſpricht die Strafe in Entlaſſung zu mildern, wenn der Schuldige den Mitſchuldigen entdecke. Jener ſchweigt und verrathet ihn nicht. Da ſtürzt der Neffe des Meiſters hervor und bekennt ſeine ganze Schuld. Dieſe Scene, der Schmerz des alten Ulrich von Elrichshauſen und der Wettſtreit der Freunde, von welchen jeder der Schuldige ſeyn will, iſt ſo treffend, daß man ſie hören muß.“

Jetzt erſt ſah man ſich nach dem Vorleſer um. Doktor Zundler ſprang nach dem Buch, das auf dem Tiſche lag, um zu leſen, und hatte ſich ſchon mit freundlichem, zuverſichtlichem Lächeln Eliſen genähert, als der alte Rempen plötzlich aus den dichten Reihen der Männer

Palvi herbeiführte. „Nein, nein," ſagte er, „hier ſteht der Mann, der uns geſtern gezeigt hat, wie gut er einen Roman vorleſe; ich denke, beſter Doktor, Ihre Stimme paßt mehr zum Leichten, Lyriſchen." Mit ſpöttiſchem, halb verlegenem Lächeln reichte der Doktor das Buch hin, und Palvi las, wenn es möglich war, noch ſchöner als am geſtrigen Abend. Dieſe erhabene und ſo unglückliche Freundſchaft, die Ceremonien ihrer Ausſtoßung aus dem Orden, ihre letzten Worte, als ſie das Schloß verlaſſen, lockten in manches Auge Thränen der Wehmuth, und Eliſe ſelbſt ſchien ſo gerührt, daß Palvi mehrere Kapitel weiter las, um ihr Faſſung zu geben. Unſern Leſern iſt dieſer Roman zu bekannt, als daß wir nicht beſorgen müßten, ſie durch längere Auseinanderſetzung zu ermüden. Jene intereſſanten Abtheilungen, wo die beiden verſtoßenen Ritter an den romantiſchen Ufern der Nogat umherſtreifen, jene glücklichen Schilderungen eines ſchönen Landes, die Nachrichten über die alten Preußen, in deren Mitte der Orden zwei Jahrhunderte zuvor den Samen der Kultur getragen hatte; ihre alterthümlichen Gebräuche, die unverkennbaren Spuren heidniſcher Sitten, auf ſonderbare Weiſe mit chriſtlichem Ritus vermiſcht, dies alles, getragen und veredelt von der tiefen Melancholie Kuno's, von ſeines Freundes Seelenſtärke und heiterem unverzagten Muth, ſpannte die Zuhörer und riß ſie hin.

Eliſe hatte ſich bald wieder ſo weit gefaßt, daß ſie mit Ruhe weiter erzählen konnte. Sie erzählte, wie die beiden Vertriebenen die Verrätherei des Ordenskaſtellans entdecken, der die Polen heimlich nach Marienburg rief;

wie ſie unter Gefahr und Beſchwerden ſich durch die aufrühreriſchen Preußen nach Marienburg durchſchlagen, den Meiſter warnen und verborgen auf Gelegenheit harren, dem Orden zu nützen. Mit großer Begeiſterung las Palvi jene Schlachtſcenen, worin der Meiſter, bei einem Ausfall auf die Polen, von ſeinem Neffen gerettet wird, wo der Freund die heilige Fahne des Ordens, der ihn verſtoßen, aus dem dichteſten Haufen der Feinde zurückbringt, und dieſe erhabene That mit einer tödtlichen Wunde zahlt. Tiefe Rührung brachte jene Scene hervor, wo der Sterbende ſeinem Freund ſo manches Räthſelhafte in ſeinem Betragen auflöst und ihm geſteht, daß auch er ſelbſt Wanda aufs innigſte geliebt habe. Der Schmerz um den Sterbenden bewegt Kuno zu dem romantiſchen Entſchluß, ſeiner Liebe auf immer zu entſagen, beſonders da ein Verdacht in ihm keimt, daß ſie ihn weniger geliebt, als den Freund. Die nächtliche Beſtattung dieſes edeln Menſchen, die Wiederaufnahme Kuno's in den Orden waren von ergreifender Wirkung, nicht minder rührend Wanda's Verſuche, den Geliebten noch einmal zu ſprechen, und als ſie ſich vergeſſen glaubt, ihr ſchnelles Hinwelken.

Der Kaſtellan iſt von dem Czirwenka, dem Hauptmann der böhmiſchen Beſatzung, der deſſen Geſtändniß fürchtet, ſelbſt getödtet worden; verlaſſen, verwaist, auch von der Liebe verlaſſen, will ſie nur ſo lange noch in der Nähe des Geliebten weilen, bis der Frühling heraufkommt; doch nicht nur dieſe zarte Blume, auch der Orden trägt den Tod im Herzen, und beide ſollten den letzten Frühling in Marienburg ſehen.

Der Großmeiſter Ulrich von Elrichshauſen kann ſich mit ſeinen Rittern nicht mehr gegen den Aufſtand der Preußen und gegen ſeine eigenen Söldner halten. Er will den Orden nach Deutſchland führen und bedingt ſich von den Verräthern freien Abzug. Schon ſind die Pferde gerüſtet, der Zug will aufbrechen, und die Ritter nehmen mit blutenden Herzen von den Hallen dieſer Burg Abſchied. Und als alle noch einmal ihr Theuerſtes muſtern, was ſie verlaſſen ſollen, kann Kuno dem letzten Ruf der Geliebten nicht widerſtehen; er will zu ihr und — findet ſie ſterbend. Sie ſchien nur noch ſo viel Leben in ſich zu tragen, um ihn von ihrer Treue, ihrer Liebe zu verſichern. Indeſſen hat Czirwenka die Thore geöffnet. Sechshundert Polen ziehen ein, und, ſtatt dem Orden freien Abzug zu gönnen, wird der Großmeiſter vom Pferde geriſſen, verſpottet und verhöhnt. Kuno verläßt die ſterbende Geliebte, um ihm beizuſpringen; ein heftiges Gefecht entſpinnt ſich in den Höfen; einem großen Theil der Ritter, den Meiſter in der Mitte, gelingt es, zu entkommen, aber Kuno mit ſechs andern tapfern Ordensbrüdern, welche die Fahnenwache bildeten, werden von den Uebrigen abgeſchnitten; kämpfend ziehen ſie ſich über die breiten Stufen bis in den großen Rempter zurück, wo ſonſt die Ordensfahne ſtand. Der Entſchluß, ſie lebend nicht zu übergeben, beſeelt ſie; ſie pflanzen das Panier an ſeinem alten Standpunkt auf und umgeben es. Lange gelingt es ihnen, das Siegeszeichen ſo vieler Schlachten zu vertheidigen. Aber die Polen dringen immer heftiger ein; Uebermacht und Verrath ſiegen, und über ihre Fahne

gebreitet, ſterben die letzten Ritter von Marienburg.

Es entſtand eine Pauſe, als Palvi geendet hatte; es ſchien niemand zuerſt jene Stille ſtören zu wollen, die unter zwei oder drei heilig und rührend, in größeren Geſellſchaften peinigend iſt. Doch je erhabener das Gefühl iſt, welches zu einer ſolchen Ruhe zwingt, deſto ängſtlicher ſind die Menſchen, mit etwas Gemeinem dieſe Nachklänge tieferer Empfindungen zu unterbrechen. Sie rennen dann auf allen Vieren durch die Speiſekammer ihrer Erinnerung, um etwas Feines, Eingemachtes, Candirtes vorzuſetzen, ſtatt ihre friſchen natürlichen Gefühle ſprechen zu laſſen.

„Dieſer ganze Roman," lispelte endlich eine Dame, deren Bläſſe und feuchte Augen auf zarte Nerven ſchließen ließen, „kommt mir vor, wie jener Ausſpruch Jean Pauls: Wie manche ſtille Bruſt iſt nichts, als der geſunkene Sarg eines erblaßten, geliebten Bildes. Dieſer Hüon liebt gewiß unglücklich, und darum gefällt er ſich in dieſem tragiſchen Geſchick."

„Grade dies kommt mir überaus komiſch vor," bemerkte der Hofrath, dem Neid und Verdruß um die Naſenflügel ſpielten; „dieſer Menſch hat zu wenig Tiefe, zu wenig Empfindung, um die Wehmuth, das Unglück zu zeichnen, doch ich habe mich an einem andern Ort hinlänglich darüber ausgeſprochen. Es ſteht ja gedruckt, mein Urtheil," ſetzte er hinzu, indem er ſich vornehm in den Stuhl zurücklehnte.

„Doch glaube ich, auch gegen ein gedrucktes findet noch Appellation ſtatt," ſagte der junge Rempen mit gleichgültiger Miene.

„Wie so?“ rief der Hofrath erröthend.

Rempen war etwas betroffen, aber die muntern Augen seines Oheims, der hinter dem Stuhle des Hofraths stand, winkten ihm, fortzufahren. „Ich meine, ich habe so etwas gelesen, das Ihr Urtheil, bester Hofrath, völlig umstieß,“ entgegnete er; „übrigens ist ein gedrucktes Urtheil eines Einzelnen immer nur das Urtheil eines Einzelnen, und dem Einzelnen muß erlaubt seyn, dagegen zu streiten. Ich zum Beispiel finde diesen Roman besser, als Sie ihn gemacht haben. Auch glaube ich, Tiefe des Gefühls müsse dem abgehen, der dies in den letzten Rittern von Marienburg nicht findet.“

Der Oheim hatte solches wohl nicht geahnet, denn er und die ganze Gesellschaft schienen erstaunt über die Kühnheit des Stallmeisters.

„Solche historische Romane,“ nahm der Professor das Wort, „sind nur Fabrikarbeiten. Die Form ist gegeben, und wie leicht, wie sicher läßt sich diese Form von jedem handhaben! Nehmen Sie irgend einen Lappen der Welthistorie, zerreißen ihn in kleine Fetzen und kleiden die hergebrachten Personen von A bis Z darein, so haben Sie einen historischen Roman. Die weitere Entwicklung ist leicht, besonders wenn man es sich so leicht macht, wie dieser Hüon, und nur genugsam Floskeln eingestreut sind; wenn das Thränentuch häufig als Panier aufgepflanzt wird, so kann der Eindruck nicht verfehlt werden.“

„Und doch däucht mir,“ erwiederte Palvi, „es ist bei weitem schwerer, einen Roman zu dichten, der den Forderungen einer wahren, vernünftigen und billigen Kritik entspricht, als ein Drama zu schreiben.“

„Und was nennen Sie denn eine vernünftige und billige Kritik, Herr Referendarius?“ fragte Doktor Zundler mit ungemein klugem und ſpöttiſchem Geſicht.

„Man muß ein Buch,“ erwiederte Palvi mit großer Ruhe, „man muß beſonders ein Gedicht zuerſt nach den Empfindungen beurtheilen, die es in uns hervorruft, denn auf Gefühl iſt ja ein ſolches Werk berechnet; es ſoll angenehm unterhalten, durch den Wechſel freudiger und wehmüthiger Scenen befriedigen. Und dann erſt, wenn unſer Herz darüber entſchieden hat, daß das Buch ein ſolches ſey, das unſere Gefühle erhoben, befriedigt hat, dann erſt erlaube man dem Verſtand, ſein Urtheil darüber zu fällen, und ihm bleibt es übrig, nachzuweiſen, was in Anordnung oder Styl gefehlt iſt.“

„Da müßte man am Ende alle Herzen abſtimmen laſſen,“ ſagte der Hofrath mitleidig lächelnd, „müßte umherfragen: hat's gefallen oder nicht? ehe man ein öffentliches Urtheil fällt. Aber dem iſt nicht ſo; unſere Journale waren es von jeher, denen zu loben oder zu verdammen zuſtand, und der gebildete, geläuterte Geſchmack iſt es, der dort richtet.“

„Ueberhaupt dächte ich,“ ſetzte Doktor Zundler mit zärtlichem Seitenblick auf Eliſen hinzu, „man kann über Dinge dieſer Art in Geſellſchaft eine gebildete Dame mit Vergnügen hören, wie ſchon Goethe im Taſſo ſagt, aber ein öffentliches Urtheil müſſen nur Leute vom Fach fällen, und nur Leute vom Fach können dagegen opponiren.“

„Und halten Sie ſich etwa für einen Mann vom Fach?“ fragte Palvi mit großem Nachdruck.

Der Doktor verbarg seinen Unmuth über diese Frage nur mühsam hinter einem lächelnden Gesicht. „Ich denke, die Welt zählt mich zu Deutschlands Dichtern," sagte er.

„Die Welt," antwortete der Referendär, „die betrogene Welt, aber nicht ich; so wenig als ich meinen Dekopisten für ein Genie halte."

Die Gesellschaft fiel aus ihrer Spannung in eine sonderbare Bewegung. Die Damen sahen unmuthig auf Palvi, ein Theil der Männer lachte über des Doktors auffallenden Mangel an Fassung, ein anderer Theil mißbilligte laut solche Reden in einer guten Gesellschaft.

„Herr von Palvi," rief endlich Zundler bebend, man wußte nicht, ob vor Wuth oder Schrecken, „wie soll ich Ihre sonderbaren Reden verstehen?"

„Ja, ja, Doktor," sagte der Stallmeister laut lachend, „auch mit meiner Bewunderung hat es ein Ende; man sagt, Sie haben sich Ihre Gedichte und sonstigen schönen Sachen machen lassen."

„Machen lassen?" fragte der Chorus der Literatoren mit Bestürzung.

„Hat sie machen lassen?" rief die Gesellschaft.

„Wer wagt dies zu sagen?" schrie der Doktor, indem er bleich und athemlos aufsprang.

„Nun, leider derjenige selbst, der sie Ihnen verfertigt hat!" antwortete Rempen mit großer Ruhe, „der Magister Bunker; er logirt oben in Ihrem Hause."

Der entlarvte Dichter versuchte noch einige Worte zu sprechen; er war anzusehen, wie der Kopf eines

Enthaupteten; die Augen drehen ſich noch, die Lippen ſcheinen Worte zu ſprechen, aber der Geiſt iſt entflohen, der dieſen Organen Leben gab. Eilig drängte er ſich dann durch den Kreis, ſtürzte nach ſeinem Hut und verließ den Saal und die vor Verwunderung verſtummte Geſellſchaft.

„Iſt es denn wahr?“ ſprach endlich die von Angſt und Sorge erbleichte Eliſe, indem ſie den Stallmeiſter ſehr ernſt anſah.

„Gewiß, mein Fräulein!“ erwiederte dieſer lächelnd, „ich würde der Geſellſchaft dieſe Scene erſpart haben, aber ich war zu tief über die freche Stirne erbittert, womit dieſer Menſch mich und Sie alle hinterging. Doch hören Sie von dem wunderlichen Mann, der ihm alles dichtete.“

Man ſetzte ſich ſchweigend, und Rempen erzählte; während ſeiner Erzählung ſchlich ſich der Redakteur der Blätter für belletriſtiſches Vergnügen aus dem Saal, ihm folgten ſeine Genoſſen, beſchämt und ergrimmt über ſich, den Doktor und die ganze Welt. Der Geſellſchaft aber gereichte die Erzählung des Stallmeiſters zu nicht geringem Vergnügen. Die gute Stimmung war wieder hergeſtellt, der Punſch, den der alte Rempen als Nachſatz von geſtern gab, löste die Zungen, man fühlte ſich weniger beengt, ſeit die öffentlichen Schiedsrichter hinweggegangen waren, man ſprach allgemein das Lob des vorgeleſenen Romans aus. Auch die Toaſts wurden nicht vergeſſen, und als Julius von Rempen die Geſundheit aller wahrhaften Dichter und ihrer gründlichen Kritiker ausgebracht hatte, wagte es Eliſe mit glänzenden

Augen, aber tief erröthenden Wangen, die Gesellschaft aufzufordern, auf das Wohl des neuen Hüon und der letzten Ritter von Marienburg zu trinken.

9.

Elise hatte dem Stallmeister, als er beim Nachhausefahren neben dem Wagen ritt, erlaubt, sie den andern Tag zu besuchen; er kam, er fand sie allein und gütiger gegen ihn gesinnt, als je. Sie neckte ihn über seine Eingriffe in die literarische Welt und rieth ihm, nie etwas drucken zu lassen, denn er habe alle Recensenten gegen sich aufgebracht.

„Und sind denn nicht auch Sie mir einige Minuten gram gewesen," fragte er lächelnd „weil es einer Ihrer Freier war, den ich entlarvte?"

„Einer meiner Freier?" fragte sie hocherröthend, „Zundler? Sie irren sich."

„O, Sie schenkten ihm oft ein geneigtes Ohr," fuhr er fort, „verabschiedeten mich oft mitten im Gespräch, um auf die Worte dieses großen Dichters zu lauschen!"

„Gewiß nicht, Rempen!" antwortete sie verlegen. „Und einer meiner Freier, sagten Sie, als ob ich deren viele hätte!"

„Ich kenne wenigstens einige," erwiederte er mit lauerndem Blick.

„Und wen?"

„Zum Beispiel Palvi."

„Palvi!" rief sie erbleichend. „Was wollen Sie mit Palvi? Ich kenne ihn nicht."

„Eliſe," erwiederte der Stallmeiſter ſehr ernſt, „Sie kennen ihn. Der Zufall ließ mich vorgeſtern hören, daß Sie ihm ſelbſt ſagten, wie gut Sie ihn kennen. Sie lieben ihn."

„Nimmermehr!" rief ſie mit glühendem Geſicht. „Er iſt ein Abſcheulicher! Glauben Sie, ich werde einen Elenden lieben, der — mein Kammermädchen anbetet?"

„Eliſe! Palvi?"

„Ja, ich geſtehe es," flüſterte ſie, in Thränen ausbrechend, „Ihnen geſtehe ich es, es gab eine Zeit, wo ich für dieſen Menſchen alles hätte thun können. Ich kannte ihn noch aus meiner Kindheit und auch ſpäter, er war mir werth. Aber hören Sie: ſchon oft hatte mir mein eingebildetes Kammermädchen von einem ſchönen Herrn erzählt, der ſie immer anrede, ihr von Liebe vorſchwatze, und dem ſie recht herzlich zugethan ſey. Eines Tages ſtand ſie dort am Fenſter; auf einmal ſchlägt ſie die Hände zuſammen vor Freude, bittet mich, ans Fenſter zu treten und ruft: ſehen Sie, der dort in der Thüre des Buchladens ſteht, der iſt der ſchöne Herr. Sie macht mir Platz, ich trete arglos hin, und aus dem Laden tritt in dieſem Augenblick" —

„Wie, doch nicht Palvi?" rief der Stallmeiſter, ergrimmt über das ſchlechte Betragen eines Mannes, den er geachtet hatte.

„Er ſelbſt," flüſterte Eliſe und drückte ihre weinenden Augen in ihr Tuch.

Der Stallmeiſter überließ das unglückliche Mädchen einige Minuten der Erinnerung an einen tiefen Kummer, hatte er ja doch ſelbſt dieſe Pauſe nöthig, um ſich

zu ſammeln. Liebe, Mitleiden, ſo viele andere Empfindungen ſtürmten auf ihn ein, riſſen ihn hin, Eliſens Hand zu ergreifen und ſie an ſeine brennenden Lippen zu ziehen. Erſchreckt, überraſcht blickte ſie ihn an; doch ſchien ein günſtiges Gefühl für ihn ihren ſtrafenden Blick zu mildern.

„Und darf ein Mann," ſprach er bewegt, „zu Ihnen von Liebe reden, nachdem Sie ſo Bitteres von uns erfahren? Darf er ſagen, er würde treu ſeyn bis in den Tod, wenn Sie mir nur einen Theil jener Liebe ſchenken könnten, die jener ganz beſaß?"

„Julius, was fällt Ihnen ein?" rief ſie mit bebenden Lippen, doch ohne ihm ihre Hand zu entziehen. „Wozu" —

„Eliſe," fuhr er fort, „ich kann einem ſo großen und ſchönen Herzen, wie das Ihrige iſt, wenig Troſt geben; aber die Zeit mildert, und kann nicht treue und aufmerkſame Liebe ſelbſt ſchönere Vorzüge erſetzen?"

Sie wollte antworten, ſie erröthete und ſchwieg, aber ihren Blick voll Liebe und Wehmuth durfte er günſtig für ſich deuten; er ſchloß ſie in ſeine Arme und küßte ihren ſchönen Mund.

„Aber mein Gott, Rempen," ſagte ſie, indem ſie ſich ſanft von ihm loszumachen ſuchte, „was machen Sie doch?"

„Ich habe dich ja längſt geliebt," fuhr er fort, „hatte nur einen Wunſch, ich glaubte dein Herz nicht mehr frei und zögerte; jetzt, da ich weiß, daß nur Gram, aber keine fremde Liebe in dieſem Herzen wohnt, jetzt mußte ich dieſes läſtige Geheimniß von mir werfen.

Aber wie? — zürnen Sie mir vielleicht über alles dieſes?“

„Julius!“ rief ſie erſchreckt von dem wehmüthigen Ton, womit er die letzten Worte ſagte. Dieſer Name, ſo ſanft und wohlwollend ausgeſprochen, ihr ängſtlicher, zärtlicher Blick ſagten ihm mehr als alle Worte. „Und darf ich mit dem Vater reden, Eliſe? darf ich?“ ſetzte er hinzu.

Sie erröthete und erbleichte eben ſo ſchnell wieder, ſie ſah ihn eine kleine Weile prüfend an, eine Thräne trat in ihre ſchönen Augen, aber um ihren Mund zog ein flüchtiges feines Lächeln; ſie drückte ſeine Hand; eine kleine Bewegung des Hauptes und die hohe Röthe, die wieder über ihre Wangen ging, ſagte Ja, und ſchnell, wie vom Wind hinweggetragen, war ſie in ein anderes Zimmer entſchlüpft.

Der Stallmeiſter war in jeder Hinſicht eine ſo gute und anſtändige Partie, daß der alte Wicklow, als der Geheimerath v. Rempen für ſeinen Neffen warb, keinen Anſtand nahm, ſeine Zuſage zu geben. Der junge Mann ſelbſt war ſo von ſeinem ſüßen Glück erfüllt, daß er lange nicht an die Begebenheiten dachte, die dieſem wichtigen Schritt vorangegangen waren. Endlich erinnerte ihn ein Zufall an Palvi; ſo unangenehm dieſe Erinnerung war, ſo fühlte er doch als Mann und als künftiger Gatte Eliſens, daß er dieſem Menſchen, mochte er ſich auch wirklich ſchlecht gezeigt haben, Erklärung ſchuldig ſey. Und wie bebte ſeine Hand, als er ihm in wenigen Zeilen ſagte, daß Eliſens Widerwille unüberwindlich ſey, daß er ihn verſichern könne, daß ſie niemals einen Mann

mehr lieben werde, den sie aufzugeben nicht Unrecht gehabt, daß er selbst versuchen wolle, Palvi's Stelle bei ihr zu ersetzen. Ja seine Hand, sein Herz bebte, als er diese Buchstaben niederschrieb; es konnte ihn nicht beruhigen, daß er sich ins Gedächtniß recht lebhaft zurückrief, wie niedrig und elend dieser Mensch an einer so zarten heiligen Liebe, wie sie Elise gab, gefrevelt habe. Die edeln Züge, das Auge dieses Mannes standen vor ihm, sein so hoher und liebenswürdiger Geist, so fein in Urtheil und Benehmen, und dennoch so wenig sittliche Würde? Die Erinnerung an jenen Abend, wo sich ihm dieser Mann so ernst und doch so herzlich genähert hatte, wo er ihm sein inneres Leben aufschloß, und ein verarmtes Herz bei solchem Reichthum der Gedanken, eine tief verwundete Seele bei solcher Gesundheit des Geistes zeigte, machte ihn so wehmüthig, daß er nahe daran war, die kaum geschriebenen Zeilen zu zerreißen; aber der Gedanke an Elise, die Vermuthung, daß dieser Palvi so schöne Empfindung, so tiefe Rührung nur geheuchelt haben müsse, erkälteten schnell seine warme Theilnahme. Entschlossen schickte er den Brief ab, und doch däuchte es ihm, als er seinen Boten verschwinden sah, er habe einen Todespfeil auf ein edles Herz entsendet.

10.

Der alte Herr von Rempen erinnerte sich mehrerer Fälle, wo die feierliche Verlobung gräflicher, sogar fürstlicher Paare gleich den andern oder dritten Tag, nachdem die Werbung angenommen worden, vor sich gegangen war. Er stand daher um so weniger an, seinen

Neffen und Eliſens Vater zu gleicher Eilfertigkeit zu treiben, als er ſelbſt gleich nach dieſer Scene, wobei, ſeiner Meinung nach, ſein Segen nothwendig war, auf mehrere Wochen auf das Land gehen wollte. So kam es, daß ſich der Stallmeiſter durch den verhängnißvollen Zug der Umſtände in die ruhige Bucht eines ſchönen häuslichen Glückes verſetzt ſah, als er ſich kaum noch auf hoher See glaubte, oder wenigſtens von Klippen träumte, an welchen ſeine Hoffnung auf immer ſcheitern konnte. Am Morgen jenes feſtlichen Tages, der zu ſeiner Verlobung angeſetzt war, brachte ihm ein Knabe einen Brief; die Hand, die ihn überſchrieben, war ihm unbekannt. Er öffnete und fand den Namen des Magiſter Bunker unterzeichnet. So unangenehm auch die Erinnerungen ſeyn mochten, mit welchen dieſer Name in Verbindung ſtand, ſo machte doch das Andenken an dieſen alten Mann und die wenigen rührenden Worte des Briefes tiefen Eindruck auf ihn; er bat, der Stallmeiſter möchte dem Knaben zu ihm folgen, er habe ihm nothwendig etwas zu eröffnen und ſey ſelbſt zu ſchwach und angegriffen, als daß er über die Straße gehen könnte. Rempen fürchtete anfangs ein Zuſammentreffen mit Palvi. Als aber der Knabe auf ſeine Frage, ob Herr von Palvi bei dem Alten ſey, antwortete: „Ach nein! der iſt ganz ſchnell weggereist und kommt nimmer wieder, und der alte Herr Magiſter hat geweint wie ein Kind," nahm er eilends ſeinen Hut und folgte.

Der Knabe führte ihn durch mehrere Seitenſtraßen in einen abgelegenen Theil der Stadt, wo arme Leute und Handwerker wohnten, bis vor ein kleines, aber

reinliches Haus. Dort stieg er eine Treppe hinan und öffnete dem Stallmeister eine Thüre. Es war ein Zimmer voll Verwirrung und Unordnung, in das sie traten. Papiere und Bücher lagen am Boden zerstreut, und die Trümmer einer Guitarre mischten sich mit ausgeleerten Flaschen und alten Schuhen. Auf den Stühlen lagen Kleidungsstücke, auf dem schlechten Kanapee aber saß, den Kopf in die Hand gestützt, ein Mann, in welchem Rempen den Alten erkannte. Beim Geräusch, das ihr Eintritt verursachte, wandte er den Kopf um und hatte Thränen in den alten Augen.

„Vergeben Sie mir!“ sagte er, indem er mit Mühe sich aufraffte. „Meine Füße trugen mich nicht mehr zu Ihnen, und meine Hand zittert — ich mußte meine Botschaft mündlich geben.“

„Was ist vorgegangen?“ rief der junge Mann bestürzt. „Sie sind krank, Sie weinen, um wen? und von wem eine so feierliche Botschaft.“

Der Alte trocknete sich die Augen. „Er hat viel auf Sie gehalten,“ sprach er; „noch gestern und vorgestern hat er immer von Ihnen gesprochen, und innig bedauert, daß er Sie so spät erst kennen gelernt hat. Sie hätten können herzliche Freunde werden, denn Sie sind keiner von den schuftigen Gesellen, die er verabscheute.“

„Mein Gott, Sie sprechen von Palvi! wo ist er?“

„Möge ihn ein gütiger Arm vor den Wellen des Flusses bewahrt haben!“ erwiederte der Alte sehr ernst, „doch nicht wahr, junger Mann, es gehört größere Kraft dazu, einen Kummer zu ertragen, als sich von ihm

zerbrechen zu laſſen? nicht wahr? ich glaube es wenigſtens, und er iſt eine kräftige Seele, er kann nicht zum Selbſtmörder werden,"

Rempen verhüllte ſein Geſicht, er konnte den tiefen Gram des Alten nicht länger ſehen. Aber dieſer zog ihm ängſtlich die Hand von den Augen. „O leſen Sie doch," ſagte er; „leſen Sie genau, prüfen Sie jedes Wort, nicht wahr, es ſteht nichts darin, daß er ſich tödten wolle?"

Rempen nahm das Blatt; es war in wenigen Worten ein kurzer, aber ergreifender Abſchied an den Alten. Er müſſe ihn und dieſe Stadt verlaſſen, ſchrieb er. Als Grund gab er nur flüchtig ſein unglückliches Verhältniß zu Eliſen an, von welchem der Alte völlig unterrichtet ſchien.

Rempen ſuchte den Alten zu tröſten. Es ſey ſo natürlich, ſagte er, daß Palvi ſich zerſtreuen wolle, daß er vielleicht nur eine kleine Reiſe mache —

Aber der Alte ſchüttelte mit bitterem Lächeln den Kopf. „Er kommt nicht wieder; und ach! ich habe keine Freude und keinen Freund mehr! Er hat alle ſeine kleinen Rechnungen bezahlt, und mir," ſetzte er weinend hinzu, „mir hat er ſeine Bücher und alles hinterlaſſen. — Doch mein Auftrag; Sie ſehen, wie ſehr er Sie ſchätzte, hier iſt ein Paquet mit Büchern an Sie, die Adreſſe ſchrieb er noch heute Morgen, und in einem kleinen Zettelchen, das er darauf gelegt hat, bittet er mich, Sie bei allem, was heilig ſey, zu verſichern, daß er kein ſchlechter Menſch geweſen ſey, daß er Sie liebe und in Ihrem Glück ſein eigenes finde."

Indem der Magiſter noch dieſe Worte ſprach, hörte man ein Geräuſch auf der Treppe, eilende Schritte nahten dem Zimmer, die Thüre ging auf, und, ein Zeitungsblatt in der Hand, ſtürzte der Buchhändler Kaper in das Zimmer. „Wo iſt er?“ rief er erhitzt und athemlos, „wo iſt der große und unvergleichliche Hüon, unſer Scott, unſer letzter Ritter! Wo iſt Blüthe und Kern unſerer Literatur? Ich meine den Herr Referendär von Palvi, der hier logirt, wenn ich nicht irre,“ ſetzte er hinzu, als er den Geſuchten nicht im Zimmer fand.

„Er iſt verreiſt,“ antwortete der Alte.

„Himmel! komme ich zu ſpät?“ fuhr Kaper fort, „wiſſen Sie nicht, hat Hüon ſchon einen Verleger zum nächſten Hiſtoriſchen? Daß wir es erſt heute erfahren müſſen — Ei, ei! gratulire, Herr Stallmeiſter, zu meiner ſchönen Nachbarin — aber wer hätte das gedacht, daß wir den göttlichen Hüon in den eigenen Mauern hätten, und daß es dieſer Herr von Palvi wäre!“

„Wie?“ rief der Stallmeiſter, indem er den Alten ſtaunend anblickte. „Er wäre Hüon?“

„Da ſteht's! da ſteht's gedruckt im Converſationsblatt!“ ſchrie der Buchhändler, ſeine Zeitung dem jungen Rempen überreichend.

„Hüon?“ ſagte der Alte, „er war Hüon. Wohl hat er den Ungläubigen die Backenzähne ausgezogen, und vergebens kämpften ſie gegen meinen edeln jugendlichen Paladin, aber ſein Geſchick wollte, er ſollte Hüon ohne Rezia ſeyn.“

Noch einmal öffnete ſich die Thüre und ſpie, wie das Thor im Löwengarten des Königs Franz, zwei

Leoparden auf einmal aus. Es waren der Hofrath und der dramatiſche Profeſſor, die hereinſtürzten. „Wo iſt er?“ riefen ſie, „vergeſſen ſey alle Fehde! wir hatten ja einen ganz andern im Verdacht, der Autor dieſes Romans zu ſeyn; darum, gewiß nur darum haben wir ihn gehauen. Ins Freitagskränzchen ſoll er kommen, Mitarbeiter ſoll er werden am belletriſtiſchen Vergnügen! den Zundler ſoll er uns erſetzen, der treffliche Hüon.“ So ſchrien ſie durcheinander, aber mit Hohn und Verachtung blickte ſie der Alte an. „Ihr findet ihn nicht mehr,“ ſagte er. „Er iſt hinweg für immer.“

„Hat er etwa einen Ruf bekommen?“ rief der Profeſſor.

„Ha!“ rief ihm der Hofrath nach, „das iſt ja wohl Zundlers räthſelhafter Magiſter. Herrlicher Fund! wir zahlen zehn Thaler per Bogen, Werthgeſchätzter; arbeiten Sie mit an unſerm Blatt, was Sie wollen: Gedichte, Novellen, Recenſionen, Kunſtgefühle, wir nehmen alles auf!“

„Zurück!“ entgegnete der alte Mann mit mehr Hoheit, als ihm Rempen zugetraut hatte, „ich habe einen Freund verloren, eine große ſchöne Seele, und bin nicht geſonnen, ihn mit euch, und euern Thalern zu erſetzen. Dort am Boden liegen Palvi's Papiere — theilt euch in ſeinen poetiſchen Nachlaß.“

Er ſprach es, nahm den Stallmeiſter unter den Arm und verließ mit ihm langſam das Zimmer. Kaper, der Hofrath und der Profeſſor ſtürzten wie Drachen auf den Boden und über die Papiere her, und mitten in ſeinem Kummer mußte der Stallmeiſter lächeln, als ihm

der Alte auf der Treppe entdeckte, jene werden nur Fragmente von juriſtiſchen Relationen und unbedeutende Kriminalakten finden. Als aber der Alte an der Thüre des Hauſes, mühſam und auf ſeinen Stab geſtützt an den Häuſern herſchleichen wollte, ergriff Rempen ſeinen Arm von neuem und führte ihn, trotz ſeiner Widerrede, bis zu ſeiner Wohnung. Dort ſetzte ſich der Magiſter auf einen Stein, um Kräfte zu gewinnen, denn ſein Stübchen lag fünf Stockwerke hoch.

11.

Eliſe ſaß zu derſelben Stunde vor der Toilette. Gedankenvoll ſah ſie vor ſich hin, indem das Kammermädchen ihre Haare ordnete. Vielleicht hatte der tägliche Anblick dieſer Zofe den Stachel entheiligter Liebe nur immer noch tiefer in das Herz gedrückt, und dennoch vermochte ſie es nicht über ſich, dieſes Mädchen wegzuſchicken; es war der Stolz einer erhabenen Seele, was ſie von dieſem Schritt abhielt, der vielleicht auch von ihren Eltern getadelt worden wäre, denn das Mädchen diente treu und geſchickt. Doch ſo tief dieſe Wunde ſeyn mochte, Eliſe ſuchte in dieſem Augenblick ihren Schmerz zu übertäuben. Wenn nach den Geſetzen der Natur das Weſen in uns zu derſelben Zeit verſchiedentlich beſchäftigt ſeyn könnte, wenn es möglich wäre, in dem nämlichen Moment in dem Herzen ſo ganz anders zu fühlen, als man oben, hinter den Augen denkt, ſo müßte Eliſens Seele in dieſer Stunde nach verſchiedenen Richtungen ſich getheilt haben. Im Hintergrund ihres Herzens flüſterten tiefe wehmüthige Töne die Erinnerung einer

ſchönen Zeit, ſie ſangen in klagenden Weiſen jene Tage, wo Eliſe auf der erſten Stufe der Jugend das Auge des Geliebten verſtand. In volleren Akkorden rauſchten dieſe Erinnerungen, als ſie von Stunden ſeliger Liebe, von Trennung und der Wonne des Wiederfindens ſprachen. „Verloren, verloren durch ſeine eigene Schuld!“ weinte dann ihre Seele, „untergegangen ein ſo großer, ſchöner Geiſt in Leichtſinn und Niedrigkeit!“ Doch dieſe Gefühle ſchlichen nur gleich Schatten vorbei; ſie ſuchte mit aller Gewalt des Geiſtes den Blick von dieſen Erinnerungen abzuwenden, ſie dachte an das ruhige, klare Weſen ihres zukünftigen Gatten, ſein beſcheidenes und doch ſo würdiges Betragen, ſeine reine Herzensgüte. Sie rief ſich dies alles hervor, ja ſie verſuchte zu lächeln, um freundlichere Gefühle dadurch zu erringen, aber — es gelang ihr, ruhig, doch nicht heiter zu werden.

Der Putz war vollendet, ſie richtete ſich vor dem hohen Spiegel auf, und die Freude an ihrer eigenen hübſchen Geſtalt verdrängte auf Augenblicke jene düſteren, wehmüthigen Bilder. „Nein, und wenn er noch ſo propre angethan wäre,“ ſagte in dieſem Augenblick das Kammermädchen, „mich ſoll er nicht mehr anreden dürfen!“

„Ich habe dir geſagt, du ſollſt nicht mehr von ſolchen Dingen reden!“ rief Eliſe mit der Röthe des Unmuths auf den Wangen.

„Ach Gott! gnädiges Fräulein, ich will ja auch gar nichts mehr von dem ſchlechten Menſchen wiſſen, aber ich ſagte nur ſo, weil er wieder in Herrn Kapers Laden ſteht.“

Eliſe zitterte, ſie wollte von dem Spiegel hinwegeilen, aber unwiderſtehlich zog es ſie an das Fenſter. Sie warf einen Blick hinüber und unter jener Thüre ſtand Zundler.

„Wie?“ rief ſie, kaum ihrer Worte mächtig, der Zofe zu, „iſt es denn dieſer?“

„J freilich! aber werden Sie mir nur nicht böſe!“

„Und dieſer auch, den du damals meinteſt?“ fuhr ſie mit bebenden Lippen fort.

„Wer denn anders?“ entgegnete jene ruhig, „aber ich weiß jetzt, er iſt ein ſchlechter Menſch, und jetzt weiß ich auch, wie er heißt, Doktor Zundler.“

„Geh, geh, bringe die Kleider weg,“ flüſterte Eliſe, indem ſie ihr glühendes Geſicht halb bewußtlos in die Kiſſen des Sophas drückte; das Mädchen eilte erſchrocken hinweg, und die unglückliche Braut war mit ihrem Gram allein. Welche Gefühle ſtürmten auf ſie ein! Beſchämung, Liebe, Unmuth über ſich ſelbſt. Sie ſprang auf; ein Gang durch das Zimmer machte ſie muthiger. Sie wollte Rempen alles geſtehen, ſie war einen Augenblick überzeugt, er werde ſo edel ſeyn, zurückzutreten, Palvi werde leicht zu verſöhnen ſeyn. Aber die Stadt wußte, daß heute ihre Verlobung ſey; ihr Vater hatte dem Geliebten ſogar das Haus verboten, würde er jemals einwilligen, ſie glücklich zu machen? Nein! — Scham vor der Welt, Reue, Angſt warfen ſie nieder. Bleich, erſchöpft und zitternd fand ſie der Stallmeiſter, als er bald darauf ernſter, als zu dieſem fröhlichen Tag ſich ſchickte, in Eliſens Zimmer trat.

„Ich muß Ihnen eine ſonderbare Nachricht geben,“ ſagte er bewegt, indem er ſich zu ihr ſetzte und, beſchäftigt

mit ſeinen Gedanken, ihre Verwirrung nicht bemerkte. „Palvi iſt weggereist und zwar auf immer.“

„Er iſt todt!“ rief ſie, „gewiß, ſchnell, ſagen Sie es nur heraus, er hat ſich getödtet!“

„Nein,“ erwiederte Rempen, „er hat mir einen Brief zurückgelaſſen, worin er Sie und mich zum letzten Mal begrüßt; er iſt nach Frankreich gegangen. Dorthin lautet auch ſein Paß, wie mir ſo eben mein Onkel erzählte.“

Eliſe ſchwieg; ſie fühlte, daß ſie in dieſem Augenblick erſt ihn ganz verloren habe; aber ſie hatte Kraft genug, jeden Laut des Kummers zu unterdrücken.

„Doch was Sie noch mehr befremden wird,“ fuhr er fort, „jenen Roman, den Sie uns letzthin erzählt haben, hat uns der Autor ſelbſt vorgeleſen.“

„Palvi!“ rief ſie in ſo eigenem Tone, daß der Stallmeiſter erſchrack. „Er wäre“ —

„Hüon, der Autor der letzten Ritter von Marienburg. Es ſteht ſchon in öffentlichen Blättern, und hier ſchickt er mir und Ihnen dieſes Werk.“ Der Stallmeiſter öffnete ein Paquet und gab Eliſen die Bücher. Sie öffnete eines derſelben, ihr Blick fiel auf das Mährchen, woraus Palvi mit ſo ſonderbarem Accent einige Worte geleſen, und jetzt erſt ſtieg eine längſt verbleichte Erinnerung in ihr auf. Es war ein Mährchen, das Palvi's Vater den Kindern ſo oft erzählt hatte. Eine große Thräne ſchwamm in ihrem ſchönen Auge und fiel herab auf dieſe Zeilen.

In dieſem Augenblick öffneten ſich die Flügelthüren, mit feierlichem Geſicht und überladen mit ſeinen Orden,

trat der Geheimerath von Rempen herein. Mit Anſtand trat er vor das Fräulein, ihr den Arm zu bieten. „Die Familien ſind im Salon verſammelt,“ ſprach er; „iſt es gefällig, die Ringe zu wechſeln? Doch wie! ſind Sie ſo ſehr in unſere Literatur verliebt, daß Sie ſogar gerade vor der Verlobung Leſeſtunden mit meinem Neffen halten? Was leſen Sie denn, wenn man fragen darf?“

Mit einem ſchmerzlichen Lächeln ſtand Eliſe auf und nahm ſeinen Arm. „Etwas Altes in neuer Form,“ erwiederte ſie, „ein Mährchen von untergegangener Liebe!“

„Ei, ei!“ ſetzte der Oheim lächelnd und mit dem Finger drohend hinzu, „etwas ſolches vor der Verlobung. Und wie heißt denn der Titel?“ fragte er, indem er ſie in den Saal führte. „Die letzten Ritter von Marienburg.“

Des Verfassers eigene Kritik über vorstehende Novelle.

W. Hauff lieferte im Literaturblatt des Morgenblattes (Jahrgang 1827, Nr. 92 u. ff.) als letzte durch seinen Tod unterbrochene Arbeit eine Recension der Taschenbücher auf 1828. In derselben fällt er über vorstehende Novelle folgendes Urtheil:

„Die letzten Ritter von Marienburg, Novelle von W. Hauff. Auch wieder einmal eine Novelle, doch Gottlob keine historische, wie wir beim ersten Anblick geargwohnt hatten; lieber wäre es uns gewesen, wenn Herr Hauff seinen Stoff, wie es im ersten Kapitel geschieht, durchaus zu einer Satire der historischen Romane, nicht aber zu einer ziemlich unnöthigen Belobung derselben benützt hätte. Auch ist es nicht sehr bescheiden, daß der Herr Verfasser den Roman, die letzten Ritter von Marienburg, so oft als trefflich und unvergleichlich schildert, da er doch selbst es ist, der die Skizze davon entworfen hat.

„Die letzten Partien der Novelle sind abgerissener und eilender, als die ersten, und verfehlen dadurch den Charakter der besonnenen Ruhe und Rundung, den die Novelle haben soll. Herr Hauff scheint sich zwar diesmal in Hinsicht auf Sprache und Anordnung mehr Mühe gegeben zu haben, als im vorjährigen Frauentaschenbuch; aber auch hier sind die Figuren nur skizzirt, flüchtig angedeutet, und gelangen somit nicht zu echterem, farbigem Leben. Das Motiv, aus welchem Fräulein Elise den Dichter Palvi aufgibt, ist, wenn auch ein natürliches, doch jedenfalls kein poetisches.

Die Sängerin.

1.

„Das ist ein sonderbarer Vorfall," sagte der Commerzienrath Bolnau zu einem Bekannten, den er auf der breiten Straße in B. traf; „gesteht selbst, wir leben in einer argen Zeit."

„Ihr meint die Geschichte im Norden?" entgegnete der Bekannte, „habt Ihr Handelsnachrichten, Commerzienrath? Hat Euch der Minister des Auswärtigen aus alter Freundschaft etwas Näheres gesagt?"

„Ach, geht mir mit Politik und Staatspapieren; meinetwegen mag geschehen, was da will. Nein, ich meine die Geschichte mit der Bianetti."

„Mit der Sängerin? wie? ist sie noch einmal engagirt? man sagte ja, der Kapellmeister habe sich mit ihr überworfen" —

„Aber um Gotteswillen!" rief der Commerzienrath und blieb staunend stehen, „in welchen Spelunken treibet Ihr Euch umher, daß Ihr nicht wisset, was sich in der Stadt zuträgt? So wisset Ihr nicht, was der Bianetti arrivirte?"

„Kein Wort, auf Ehre! was ist es denn mit ihr?"

„Nun, es ist weiter nichts mit ihr, als daß sie heute Nacht todt gestochen worden ist."

Der Commerzienrath galt unter seinen Bekannten für einen Spaßvogel, der, wenn er Morgens von Elf bis Mittag seine Promenaden in der breiten Straße

machte, die Leute gern aufhielt und ihnen irgend etwas aus dem Stegreife aufband. Der Bekannte war daher nicht sehr gerührt von dieser Schreckensnachricht, sondern antwortete: „Weiter wisset Ihr also heute nichts, Bolnau? Ihr müßt doch nachgerade mit Eurem Witz zu Rande seyn, weil Ihr die Farben so stark auftraget. Wenn Ihr mich übrigens ein ander Mal wieder stellet in der breiten Straße, so besinnt Euch auf etwas Vernünftigeres, sonst bin ich genöthigt, einen Umweg zu machen, wenn ich von der Kanzlei nach Hause gehe."

„Er glaubt's wieder nicht!" rief der Spaziergänger, „seht nur, er glaubt's wieder nicht! Wenn ich gesagt hätte, der Kaiser von Marokko sey erstochen worden, so hättet Ihr die Nachricht mit Dank eingesteckt und weiter getragen, weil sich dort schon Aehnliches zugetragen hat. Aber wenn eine Sängerin hier in B. todt gestochen wird, da will keiner glauben, bis man den Leichenzug sieht. Aber, Freundchen, diesmal ist's wahr, so wahr ich ein ehrlicher Mann bin."

„Mensch, bedenket, was Ihr sagt!" rief der Freund mit Entsetzen. „Todt, sagtet Ihr? die Bianetti todt gestochen?"

„Todt war sie vor einer Stunde noch nicht, aber sie liegt in den letzten Zügen, so viel ist gewiß."

„Aber sprechet doch um's Himmelswillen! wie kann man denn eine Sängerin todt stechen? Leben wir denn in Italien? Für was ist denn eine wohllöbliche Polizei da? Wie ging es denn zu? Todtgestochen?"

„Schreiet doch nicht so mörderlich!" erwiederte Bolnau besänftigend, „die Leute fahren schon mit den Köpfen

aus allen Fenstern und schauen nach dem Straßenlärm. Ihr könnet ja sotta voce jammern, so viel Ihr wollt. Wie es zuging? Ja sehet, da liegt es eben; das weiß bis jetzt kein Mensch. Gestern Nacht war das schöne Kind noch auf der Redoute, so liebenswürdig, so bezaubernd wie immer, und heute Nacht um zwölf Uhr wird der Medizinalrath Lange aus dem Bette geholt, Signora Bianetti liege im Sterben; sie habe eine Stichwunde im Herzen. Die ganze Stadt spricht schon davon, aber natürlich das tollste Zeug. Es sind allerdings fatale Umstände dabei, daß man nicht ins Reine kommen kann; so darf zum Beispiel niemand ins Haus, als der Arzt und die Leute, die sie bedienen. Auch bei Hof weiß man es schon, und es kam ein Befehl, daß die Wache nicht am Haus vorbeiziehen dürfe; das ganze Bataillon mußte den Umweg über den Markt nehmen."

„Was Ihr sagt! aber weiß man denn gar nicht, wie es zuging? Hat man denn gar keine Spur?"

„Es ist schwer, sich aus den verschiedenen Gerüchten auf das Wahre durchzuarbeiten. Die Bianetti, das muß man ihr lassen, ist eine sehr anständige Person, der man auch nicht das Geringste nachsagen kann. Nun, wie aber die Leute sind, besonders die Frauen; wenn man da von dem ordentlichen Lebenswandel des armen Mädchens spricht, zuckt man die Achsel und will von ihrem frühern Leben Allerlei wissen; von ihrem frühern Leben! Sie hat kaum siebzehn Jahre und ist schon anderthalb Jahr hier? Was ist das für ein früheres Leben!"

„Haltet Euch nicht ſo lange beim Eingang auf,“ unterbrach ihn der Bekannte, „ſondern kommt auf das Thema. Weiß man nicht, wer ſie erſtochen hat?“

„Nun, das ſage ich ja eben; da ſoll es nun wieder ein abgewieſener oder eiferſüchtiger Liebhaber ſeyn, der ſie umbrachte. Sonderbar ſind allerdings die Umſtände. Sie ſoll geſtern auf der Redoute mit einer Maske, die niemand kannte, ziemlich lange allein geſprochen haben. Sie ging bald nachher weg, und einige Leute wollten geſehen haben, daß dieſelbe Maske zu ihr in den Wagen ſtieg. Weiter weiß niemand etwas Gewiſſes; aber ich werde es bald erfahren, was an der Sache iſt.“

„Ich weiß, Ihr habt ſo Eure eigenen Kanäle, und gewiß habt Ihr auch bei der Bianetti einen dienſtbaren Geiſt. Es gibt Leute, die Euch die Stadtchronik nennen.“

„Zu viel Ehre, zu viel Ehre!“ lachte der Commerzienrath und ſchien ſich ein wenig geſchmeichelt zu fühlen. „Diesmal habe ich aber keinen andern Spion, als den Medizinalrath ſelbſt. Ihr müßt bemerkt haben, daß ich, ganz gegen meine Gewohnheit, nicht die ganze Straße hinauf und hinab wandle, ſondern mich immer zwiſchen der Karls- und Friedrichsſtraße halte.“

„Wohl habe ich dies bemerkt, aber ich dachte, Ihr macht Fenſterparade vor der Staatsräthin Baruch.“

„Geht mir mit Baruch! wir haben ſeit drei Tagen gebrochen, meine Frau ſah das Verhältniß nicht gern, weil jene ſo hoch ſpielt. Nein, der Medizinalrath Lange kommt alle Tage um zwölf Uhr durch die breite Straße, um ins Schloß zu gehen, und ich ſtehe hier auf dem

Anſtand, um ihn ſogleich aufs Korn zu nehmen, wenn er um die Ecke kommt."

„Da bleibe ich bei Euch," ſprach der Freund, „die Geſchichte der Bianetti muß ich genauer hören. Ihr erlaubt es doch, Bolnau?"

„Werthester, genirt Euch ganz und gar nicht," entgegnete jener; „ich weiß, Ihr ſpeiſet um zwölf Uhr, laſſet doch die Suppe nicht kalt werden. Ueberdies könnte Lange vor Euch nicht mit der Sprache recht heraus wollen; kommt lieber nach Tiſch ins Kaffeehaus, dort ſollet Ihr alles hören. — Machet übrigens, daß Ihr fort kommt, dort biegt er ſchon um die Ecke."

2.

„Ich halte die Wunde nicht für abſolut tödtlich," ſprach der Medizinalrath Lange, nach den erſten Begrüßungen; „der Stoß ſcheint nicht ſicher geführt worden zu ſeyn. Sie iſt ſchon wieder ganz bei Beſinnung, und die Schwäche abgerechnet, die der große Blutverluſt verurſachte, iſt in dieſem Augenblick wenigſtens keine Spur von Gefahr."

„Das freut mich," erwiederte der Commerzienrath und ſchob vertraulich ſeinen Arm in den des Doktors; „ich begleite Ihn noch die paar Straßen bis ans Schloß; aber ſag' Er mir doch um's Himmelswillen etwas Näheres über dieſe Geſchichte; man kann ja gar nicht ins Klare kommen, wie ſich alles zugetragen."

„Ich kann Ihm ſchwören," antwortete jener, „es liegt ein furchtbares Dunkel über der Sache. Ich war kaum eingeſchlafen, ſo weckt mich mein Johann mit der

Nachricht, man verlange mich zu einem ſehr gefährlich Kranken. Ich warf mich in die Kleider, renne hinaus, im Vorſaal ſteht ein Mädchen, bleich und zitternd, und flüſtert ſo leiſe, daß ich es kaum hörte, ich ſolle meinen Verbandzeug zu mir ſtecken. Schon das fällt mir auf; ich werfe mich in den Wagen, laſſe die bleiche Mamſell auf den Bock zu Johann ſitzen, daß ſie den Weg zeige, und fort geht es bis in den Lindenhof. Ich ſteige vor einem kleinen Hauſe ab und frage die Mamſell, wer denn der Kranke ſey?"

„Ich kann mir denken, wie Er ſtaunte" —

„Wie ich ſtaunte, als ich hörte, es iſt Signora Bianetti! Ich kannte ſie zwar nur vom Theater, hatte ſie ſonſt kaum zwei, drei Mal geſehen, aber die geheimnißvolle Art, wie ich zu ihr gerufen wurde, das Verbandzeug, das ich zu mir ſtecken ſollte, ich geſtehe Ihm, ich war ſehr geſpannt, was der Sängerin zugeſtoßen ſeyn ſollte. Es ging eine kurze Treppe hinan, eine ſchmale Hausflur entlang. Das Mädchen ging voran, ließ mich einige Augenblicke im Dunkeln warten, und kam mir dann ſchluchzend und noch bleicher als zuvor entgegen. Treten Sie ein, Herr Doktor, ſagte ſie; ach, Sie werden zu ſpät kommen! ſie wird's nicht überleben. Ich trat ein, es war ein ſchrecklicher Anblick."

Der Medizinalrath ſchwieg, ſinnend und düſter, es ſchien ſich ein Bild vor ſeine Seele zu drängen, das er umſonſt abzuwehren ſuchte. „Nun, was ſah Er?" rief ſein Begleiter, ungeduldig über dieſe Unterbrechung, „Er wird mich doch nicht ſo zwiſchen Thüre und Angel ſtehen laſſen wollen?"

„Es ist mir manches in meinem Leben begegnet,“ fuhr der Doktor fort, nachdem er sich gesammelt hatte, „manches, wovor mir graute, manches, das mich erschreckte, aber nichts, was mir das Herz so in der Brust umdrehte, wie dieser Anblick. In einem matt erleuchteten Zimmer lag ein bleiches junges Weib auf dem Sopha, vor ihr kniete eine alte Magd und preßte ihr ein Tuch auf das Herz. Ich trat näher; weiß und starr wie eine Büste lag der Kopf der Sterbenden zurück, die schwarzen herabfallenden Haare, die dunkeln Brauen und Wimpern der geschlossenen Augen bildeten einen schrecklichen Kontrast mit der glänzenden Bläße der Stirne, des Gesichts, des schönen Halses. Die weißen faltenreichen Gewänder, die wohl zu ihrer Maske gehört hatten, waren von Blut überströmt, Blut auf dem Fußboden, und von dem Herzen schien der rothe Strahl auszugehen, — dies Alles stellte sich mir in einem Augenblicke dar, es war Bianetti, die Sängerin.“

„O Gott, wie mich das rührt!“ sprach der Commerzienrath bewegt, und zog ein langes seidenes Tuch hervor, um sich die Augen zu wischen; „gerade so lag sie noch letzten Sonntag vor acht Tagen in der Oper Othello da, als sie die Desdemona spielte. Schon damals war der Effekt so grausam wahr und wahrhaft greulich, daß man meinte, der Mohr habe sie in der That erdolcht; und jetzt ist es wirklich so weit mit ihr gekommen! Wie mich das rührt!“

„Habe ich Ihm nicht jede übermäßige Rührung verboten?“ unterbrach ihn der Arzt, „will Er mit Gewalt wieder seine Zufälle bekommen?“

„Er hat Recht," ſagte der Commerzienrath Bolnau und fuhr ſchnell mit dem Tuch in die Taſche; „Er hat Recht; meine Conſtitution iſt nicht für den Effekt. Erzähl' Er nur weiter, ich werde die Tafelſcheiben am Kriegsminiſterio im Vorbeigehen zählen, das hilft gegen ſolche Anfälle."

„Zähl' Er nur, und wenn es nicht hilft, ſo kann Er auch noch den obern Stock des Palais mitnehmen. — Die alte Magd nahm das Tuch weg, und mit Erſtaunen erblickte ich eine Wunde, wie von einem Meſſerſtich, die dem Herzen ſehr nahe war. Es war nicht Zeit, mich mit Fragen aufzuhalten, ſo viele derſelben mir auch auf der Zunge ſchwebten, ich unterſuchte die Wunde und legte den Verband um. Die Verwundete hatte während der ganzen Operation kein Zeichen von Leben gezeigt; nur, als ich die Wunde ſondirte, hatte ſie ſchmerzlich zuſammengezuckt. Ich ließ ſie ruhen und bewachte ihren Schlummer."

„Aber das Mädchen und die alte Magd, hat Er denn dieſe nicht gefragt, woher die Wunde rühre?"

„Ich will es Ihm nur geſtehen, Commerzienrath, weil er mein alter Freund iſt; ja, als für die Kranke im Augenblick nichts zu thun war, habe ich ihnen rund genug erklärt, daß ich weiter keine Hand mehr an die Dame legen werde, wenn ſie mir nicht Alles beichten."

„Und was ſagten ſie? ſo ſprech Er doch!"

„Nach elf Uhr war die Sängerin zu Hauſe gekommen, und zwar von einer großen männlichen Maske begleitet. — Ich mochte bei dieſer Nachricht die beiden Weiber etwas ſehr zweideutig angeſehen haben, denn

ſie fingen aufs neue an zu weinen, und betheuerten mir mit den außerordentlichſten Schwüren, ich ſolle doch nichts Schlechtes von ihrer Herrſchaft denken; es ſey die lange Zeit, ſeit ſie ihr dienen, nie nach vier Uhr Abends ein Mann über ihre Schwelle gekommen; das kleinere Mädchen, das wohl Romane mußte geleſen haben, wollte ſogar behaupten, Signora ſey ein Engel von Reinheit."

„Das behaupte ich auch," ſagte der Commerzienrath, indem er gerührt die Scheiben des Palais, dem ſie ſich näherten, zu zählen anfing; „das ſagte ich auch; der Bianetti kann man nichts Böſes nachſagen, ſie iſt ein liebes frommes Kind, und was kann ſie denn dafür, daß ſie ſchön iſt und ihr Leben durch Geſang friſten muß?"

„Glaub Er mir," entgegnete Lange, „ein Arzt hat hierin einen untrüglichen pſychologiſchen Maaßſtab. Ein Blick auf die engelreinen Züge des unglücklichen Mädchens überzeugte mich mehr von ihrer Tugend, als die Schwüre ihrer Zofen. Doch höre Er weiter: die Sängerin trat mit dem Fremden in dieſes Zimmer und hieß ihr Mädchen hinausgehen. Dieſe war vielleicht aus Neugierde, was wohl dieſer nächtliche Beſuch zu bedeuten habe, der Thüre nahe geblieben; ſie hörte einen heftigen Wortwechſel, der zwiſchen ihrer Dame und einer tiefen hohlen Männerſtimme in franzöſiſcher Sprache geführt wurde; Signora ſey endlich in heftiges Weinen ausgebrochen, der Mann habe ſchrecklich geflucht; plötzlich hörte ſie ihre Dame einen gellenden Schrei ausſtoßen, ſie kann ſich vor Angſt nicht mehr zurückhalten, reißt die Thüre auf, und in demſelben Augenblicke fährt

die Maske an ihr vorbei und durch den Gang an die Treppe. Sie folgt ihm einige Schritte, vor der Treppe hört sie ein schreckliches Gepolter, er mußte hinuntergestürzt seyn. Von unten dringt ein Aechzen und Stöhnen herauf, wie das eines Sterbenden, aber es graut ihr, sie wagt keinen Schritt weiter vorzugehen. Sie geht zurück in die Thüre — die Sängerin liegt in ihrem Blute und schließt nach wenigen Augenblicken die Augen. Das Mädchen weiß sich nicht zu rathen, sie weckt die alte Magd, ihrer Herrschaft einstweilen beizustehen, und springt zu mir, um vielleicht Signora noch zu retten."

„Und die Bianetti hat noch nichts geäußert? hat Er sie nicht befragt?"

„Ich ging sogleich auf die Polizei und weckte den Direktor; er ließ noch um Mitternacht alle Gasthöfe, alle Gassenkneipen, alle Winkel der Stadt durchsuchen, aus dem Thore ist in jener Stunde niemand passirt, und von jetzt an wird jedermann streng untersucht. Die Hausleute, die im obern Stock wohnen, erfuhren die ganze Sache erst, als die Polizei das Haus durchsuchte; unbegreiflich war es, wie der Mörder entspringen konnte, da er durch seinen Fall hart beschädigt seyn mußte, denn man fand viel Blut unten an der Treppe, und es ist mir nicht unwahrscheinlich, daß er sich im Falle durch seinen eigenen Dolch verwundet hat. Es ist um so unbegreiflicher, wie er entkam, da die Hausthüre verschlossen war. Die Bianetti selbst erwachte um zehn Uhr und gab dem Polizeidirektor zu Protokoll, daß sie im strengsten Sinne nicht wisse, auch nicht einmal ahne, wer die Maske seyn könne. Alle Aerzte und Chirurgen

ſind verpflichtet, wenn ſie zu einem Patienten, der durch einen Fall oder eine Meſſerwunde lädirt iſt, gerufen werden, ſolches anzuzeigen, weil man vielleicht auf dieſem Wege dem Mörder auf die Spur kommen könnte. So ſtehen die Sachen. Ich bin aber überzeugt wie von meinem Leben, daß ein tiefes Geheimniß zu Grunde liegt, das die Sängerin nicht entdecken will; denn die Bianetti iſt nicht die Perſon, die ſich von einem ihr völlig unbekannten Mann nach Hauſe begleiten läßt. Das ſcheint auch ihr Mädchen, das beim Verhör zugegen war, zu ahnen. Denn als ſie ſah, daß Signora nichts wiſſen wolle, gab ſie nichts von dem Wortwechſel an, den ſie gehört hatte, mir aber warf ſie einen bittenden Blick zu, ſie nicht zu verrathen. Es iſt eine entſetzliche Geſchichte, ſagte ſie, als ſie mich nachher zur Treppe begleitete, aber keine Welt brächte mich dazu, etwas zu verrathen, was Signora nicht bekannt werden laſſen will. Sie geſtand mir noch etwas, das vielleicht auf die ganze Sache Licht verbreiten würde."

„Nun, und darf ich dieſen Umſtand nicht auch wiſſen?" fragte der Commerzienrath, „Er ſieht, wie ich geſpannt bin; ſpann Er ab, ſpann Er ab, um Gottes-willen, ich könnte ſonſt leicht meine Zufälle bekommen!"

„Höre Er, Bolnau, beſinn' Er ſich, lebt noch ein Bolnau außer Ihm in dieſer Stadt? exiſtirt noch irgend ein anderer in der Welt, und wo, ſag' Er, wo?"

„Außer mir keine Seele in dieſer Stadt," antwortete Bolnau; „als ich vor acht Jahren hieher zog, freute es mich, daß ich nicht Schwarz, Weiß oder Braun, nicht Meier, Müller oder Bauer heiße, weil damit allerlei

unangenehme Verwechslungen geſchehen. In Caſſel war ich der einzige Mann in meiner Familie, und ſonſt gibt es auf Gottes Erdboden keinen Bolnau mehr, als meinen Sohn, den unglücklichen Muſiknarren, der iſt verſchollen, ſeit er nach Amerika ſegelte. Aber warum fragt er nach meinem Namen, Doktor?"

„Nun, Er kann es nicht ſeyn, Commerzienrath, und Sein Sohn iſt in Amerika. Aber es iſt ſchon Viertel über zwölf Uhr, Prinzeß Sophie iſt krank, ich habe mich nur zu lang mit Euch verſchwatzt; lebt wohl à revoir."

„Nicht von der Stelle!" rief Bolnau und hielt ihn feſt am Arm, „ſaget mir zuvor, was das Mädchen noch geſagt hat."

„Nun ja, aber reinen Mund gehalten, Bolnau! ihr letztes Wort, ehe ſie in jene tiefe Ohnmacht ſank, war Bolnau."

3.

Man hatte den Commerzienrath Bolnau noch nie ſo ernſt und düſter ſchleichen ſehen wie damals, als ihn der Doktor Lange vor dem Palais verließ. Sonſt war er munter und rüſtig einhergeſchritten, und wenn er mit dem freundlichſten Lächeln alle Mädchen und Frauen grüßte, mit den Männern viel lachte und ihnen allerlei Neues erzählte, ſo hättte man ihm noch keine ſechzig Jahre zugetraut. Er ſchien auch alle Urſache zu haben, fröhlich und guter Dinge zu ſeyn; er hatte ſich ein hübſches Vermögen zuſammenſpekulirt, hatte ſich, als es genug ſchien, mit ſeiner Frau in B. zur Ruhe geſetzt und lebte nun in Freude und Jubel Jahr aus Jahr ein. Er hatte einen

einzigen Sohn gehabt, dieſer ſollte die Laufbahn des alten Herrn auch durchlaufen, und handeln und ſich umthun im Commerz, ſo wollte er es haben.

Der Sohn aber lebte und webte nur im Reich der Töne, die Muſik war ihm alles, der Handel und Commerz des Vaters war ihm zu gemein und niedrig. Der Vater hatte einen harten Sinn, der Sohn auch, der Vater brauste leicht auf, der Sohn auch, der Vater ſtellte gleich alles auf die Spitze, der Sohn auch; kein Wunder, daß ſie nicht mit einander leben konnten. Und als der Sohn ſein zwanzigſtes Jahr zurückgelegt hatte, war der Vater fünfzig, da brach er auf, ſich zur Ruhe zu ſetzen und wollte dem Sohn den Handel geben. Es war auch bald alles in Richtigkeit und Ruhe, denn in einer ſchönen Sommernacht war der Sohn nebſt einigen Klavierauszügen verſchwunden, kam auch richtig nach England und ſchrieb ganz freundſchaftlich, daß er nach Amerika gehen werde. Der Commerzienrath wünſchte ihm Glück auf den Weg und begab ſich nach B.

Der Gedanke an den Muſiknarren, wie er ſeinen Sohn nannte, trübte ihm zwar manche Stunde, denn er hatte ihn erſucht, ſich nie mehr vor ihm ſehen zu laſſen, und es ſtand nicht zu erwarten, daß dieſer ungerufen wiederkehre; es wollte ihm zuweilen bedünken, als habe er doch thöricht gethan, als er ihn durchaus im Commerz haben wollte; aber Zeit, Geſellſchaft und heitere Laune ließen dieſe trüben Gedanken nicht lange aufkommen; er lebte in Jubel und Freude, und wer ihn recht heiter ſehen wollte, durfte nur zwiſchen elf Uhr und Mittag durch die breite Straße wandeln. Sah er dort einen langen

hagern Mann, deſſen ſehr moderne Kleidung, deſſen Lorgnette und Reitpeitſche, deſſen bewegliche Manieren nicht mehr recht zu ſeinen grauen Haaren paſſen wollten, ſah er dieſen Mann nach allen Seiten grüßen, alle Augenblicke bei dieſem oder jenem ſtille ſtehen und ſchwazzen und mit den Armen fechten, ſo konnte er ſich darauf verlaſſen, es war der Commerzienrath Bolnau.

Aber heute war dies alles ganz anders. Hatte ihn ſchon zuvor die Ermordungsgeſchichte der Sängerin faſt zu ſehr afficirt, ſo war ihm das letzte Wort des Doktors in die Glieder geſchlagen. Bolnau hatte die Bianetti noch geſagt, ehe ſie vom Bewußtſeyn kam. Seinen eigenen ehrlichen Namen hatte ſie unter ſo verfänglichen Umſtänden ausgeſprochen! Seine Knie zitterten und wollten ihm die Dienſte verſagen, ſein Haupt ſenkte ſich auf die Bruſt ſorgenvoll und gedankenſchwer. „Bolnau!“ dachte er, „königlicher Commerzienrath! wenn ſie jetzt ſtürbe, die Sängerin, wenn das Mädchen dann ihr Geheimniß von ſich gäbe, und den Polizeidirektor mit den näheren Umſtänden des Mordes und mit dem verhängnißvollen Wort bekannt machte? Was könnte dann nicht ein geſchickter Juriſt aus einem einzigen Wort argumentiren, beſonders wenn ihn die Eitelkeit anfeuert, in einer ſolchen cause célèbre ſeinen Scharfſinn zu zeigen.“ Er lorgnettirte mit verzweiflungsvoller Miene das Zuchthaus, deſſen Giebel aus der Ferne ragte. „Dorthin, Bolnau! aus ganz beſonderer Gnade und Rückſicht auf mehrjährige Dienſte.“

Er athmete ſchwerer, er lüftete die Halsbinde, aber erſchreckt fuhr er zurück; war dies nicht der

Ort, wo man das hänfene Halsband umknüpfte? war nicht dies die Stelle, wo das kalte Schwert durchging?

Begegnete ihm ein Bekannter und nickte ihm zu, so dachte er: „holla, der weiß schon um die Sache und will mir zu verstehen geben, daß er wohl unterrichtet sey.“ Ging ein anderer vorüber, ohne zu grüßen, so schien ihm nichts gewisser, als daß man ihn nicht kennen wolle, sich nicht mit dem Umgang eines Mörders beflecken wolle. Es fehlte wenig, so glaubte er selbst, er sey schuldig am Mord, und es war kein Wunder, daß er einen großen Bogen machte, um das Polizeibureau zu vermeiden; denn konnte nicht der Direktor am Fenster stehen, ihn erblicken und heraufrufen? „Werthester, beliebt es nicht, ein wenig heraufzuspazieren, ich habe ein Wort mit Ihnen zu sprechen.“ Verspürt er nicht schon ein gewisses Zittern, fühlt er nicht jetzt schon seine Züge sich zu einem Armensündergesicht verziehen, nur weil man glauben könnte, er sey der, den die Sängerin mit ihrem letzten Worte angeklagt.“

Und dann fiel ihm wieder ein, wie schädlich eine solche Gemüthsbewegung für seine Constitution sey; ängstlich suchte er nach Fensterscheiben, um sich ruhig zu zählen; aber die Häuser und Straßen tanzten um ihn her, der Glockenthurm schien sich höhnisch vor ihm zu neigen, ein wahnsinniges Grauen erfaßte ihn, er rannte durch die Straßen, bis er erschöpft in seiner Behausung niedersank, und seine erste Frage war, als er wieder ein wenig zu sich gekommen, ob nicht ein Polizeidiener nach ihm gefragt habe?

4.

Als gegen Abend der Medizinalrath Lange zu seiner Kranken kam, fand er sie um vieles besser, als er sich gedacht hatte. Er setzte sich an ihrem Bette nieder und besprach sich mit ihr über diesen unglücklichen Vorfall. Sie hatte ihren Arm auf die Kissen gestützt, in der zart geformten Hand lag ihr schöner Kopf. Ihr Gesicht war noch sehr bleich, aber selbst die Erschöpfung ihrer Kräfte schien ihr einen eigenthümlichen Reiz zu geben. Ihr dunkles Auge hatte nichts von jenem Feuer, jenem Ausdruck verloren, der den Doktor, obgleich er ein bedächtiger Mann und nicht mehr in den Jahren war, wo Phantasie der Schönheit zu Hülfe kommt, schon früher von der Bühne aus angezogen hatte. Er mußte sich gestehen, daß er selten einen so schönen Kopf, ein so liebliches Gesicht gesehen hatte; ihre Züge waren nichts weniger als regelmäßig, und dennoch übten sie durch ihre Verbindung und Harmonie einen Zauber aus, für welchen er lange keinen Grund wußte; doch dem psychologischen Blicke des Medizinalrathes blieb dieser Grund nicht verborgen; es war jene Reinheit der Seele, jener Adel der Natur, was diese jungfräulichen Züge mit einem überraschenden Glanz von Schönheit übergoß. „Es scheint, Sie studiren meine Züge, Doktor?“ sprach die Sängerin lächelnd, „Sie sitzen so stumm und sinnend da, starren mich an, und scheinen ganz zu vergessen, was ich fragte. Oder ist es zu schrecklich, als daß ich es hören sollte? Darf ich nicht erfahren, was die Stadt über mein Unglück sagt?“

„Was wollen Sie alle dieſe thörichten Vermuthungen hören, die müßige Menſchen erfinden und weiter ſagen? Ich habe eben darüber nachgedacht, wie rein ſich Ihre Seele auf Ihren Zügen ſpiegle; Sie haben Frieden in ſich, was kümmert Sie das Urtheil der Menſchen?“

„Sie weichen mir aus,“ entgegnete ſie, „Sie wollen mir entſchlüpfen, indem Sie mir ſchöne Dinge ſagen. Und mich ſollte das Urtheil der Menſchen nicht kümmern? Welches rechtliche Mädchen darf ſich ſo über die Geſellſchaft, in welcher ſie lebt, hinwegſetzen, daß es ihr gleich gilt, was man von ihr ſpricht? Oder glauben Sie etwa,“ ſetzte ſie ernſter hinzu, „ich werde nichts darnach fragen, weil ich einem Stand angehöre, dem man nicht viel zutraut? Geſtehen Sie nur, Sie halten mich für recht leichtſinnig.“

„Nein, gewiß nicht; ich habe immer nur Schönes von Ihnen gehört, Mademoiſelle Bianetti, von Ihrem ſtillen, eingezogenen Leben, und daß Sie mit ſicherer Haltung in der Welt ſtehen, obgleich Sie ſo einſam und mancher Kabale ausgeſetzt ſind. Aber warum wollen Sie gerade wiſſen, was die Menſchen ſagen? Wenn ich nun, als Arzt, ſolche Neuigkeiten nicht für zuträglich hielt?“

„Bitte, Doktor, bitte, foltern Sie mich nicht ſo lange!“ rief ſie, „ſehen Sie, ich leſe in Ihren Augen, daß man nicht gut von mir ſpricht. Warum mich in Ungewißheit laſſen, die gefährlicher für die Ruhe iſt, als die Wahrheit ſelbſt?“

Dieſen letzten Grund fand der Medizinalrath ſehr richtig; und konnte in ſeiner Abweſenheit nicht irgend

eine geſchwätzige Frau ſich eindringen und noch Aergeres berichten, als er ſagen konnte? „Sie kennen die hieſigen Leute," antwortete er. „B. iſt zwar ziemlich groß, aber, du lieber Gott, bei einer Neuigkeit der Art zeigt es ſich, wie kleinſtädtiſch man iſt. Es iſt wahr, Sie ſind das Geſpräch der Stadt, dies kann Sie nicht wundern, und weil man nichts Beſtimmtes weiß, ſo — nun ſo macht man ſich allerhand ſeltſame Geſchichten. So ſoll z. B. die männliche Maske, die man auf der Redoute mit Ihnen ſprechen ſah, und die ohne Zweifel dieſelbe iſt, welche dieſe That beging, ein —

„Nun, ſo reden Sie doch aus," bat die Sängerin in großer Spannung, „vollenden Sie!"

„Es ſoll ein früherer Liebhaber geweſen ſeyn, der Sie in — in einer andern Stadt geliebt hat und aus Eiferſucht umbringen wollte."

„Von mir das! o ich Unglückliche!" rief ſie ſchmerzlich bewegt, und Thränen glänzten in ihren ſchönen Augen. „Wie hart ſind doch die Menſchen gegen ein ſo armes, armes Mädchen, das ohne Schutz und Hülfe iſt! Aber reden Sie aus, Doktor, ich beſchwöre Sie! es iſt noch etwas Anderes zurück, das Sie mir nicht ſagten. In welcher Stadt ſagen die Leute, ſoll ich" —

„Signora, ich hätte Ihnen mehr Kraft zugetraut," ſprach Lange, beſorgt über die Bewegung ſeiner Kranken. „Wahrlich, ich bereue es, nur ſo viel geſagt zu haben; ich hätte es nie gethan, wenn ich nicht fürchtete, daß Andere mir unberufen zuvorkämen."

Die Sängerin trocknete ſchnell ihre Thränen; „ich will ruhig ſeyn," ſagte ſie wehmüthig lächelnd, „ruhig

will ich seyn wie ein Kind; ich will fröhlich seyn, als hätten mir diese Menschen, die mich jetzt verdammen, ein tausendstimmiges Bravo zugerufen. Nur erzählen Sie weiter, lieber guter Doktor!"

„Nun, die Leute schwatzen dummes Zeug," fuhr jener ärgerlich fort. „So soll, als Sie letzthin im Othello auftraten, in einer der ersten Ranglogen ein fremder Graf gewesen seyn; dieser will Sie erkannt und vor etwa zwei Jahren in Paris in einem schlechten Hause gesehen haben. — Aber, mein Gott, Sie werden immer bläſſer" —

„Es ist nichts, der Schein der Lampe fiel nur etwas matter herüber; weiter, weiter!"

„Nun, dieses Gerede blieb von Anfang nur in den ersten Cirkeln, nach und nach kam es aber ins größere Publikum, und da nun dieser Vorfall hinzukömmt, so verbindet man beides und versetzt das erwähnte frühere Verhältniß zu Ihrem Mörder in jenes berüchtigte Haus in Paris."

Auf den ausdrucksvollen Zügen der Kranken hatte während dieser Rede die tiefste Bläſſe mit flammender Röthe gewechselt. Sie hatte sich höher aufgerichtet, als solle ihr kein Wort dieser schrecklichen Kunde entgehen, ihr Auge haftete starr und brennend auf dem Mund des Arztes, sie athmete kaum, ihr Herz schien still zu stehen. „Jetzt ist's aus!" rief sie mit einem schmerzlichen Blick zum Himmel, indem Thränen ihrem Auge entstürzten, „jetzt ist es aus, wenn er dies hörte, so war es zu viel für seine Eifersucht. Warum bin ich nicht gestern gestorben, ach! da hätte ich meinen guten Vater gehabt,

und meine süße Mutter hätte mich getröstet über den Hohn dieser grausamen Menschen!"

Der Doktor staunte über diese räthselhaften Worte; er wollte eben ein tröstendes, besänftigendes Wort zu ihr sprechen, als die Thüre mit Geräusch aufflog, und ein großer junger Mann hereinfuhr. Sein Gesicht war auffallend schön, aber ein wilder Trotz verfinsterte seine Züge, sein Auge rollte, sein Haar hing verwildert um die Stirne. Er hatte ein großes zusammengerolltes Notenblatt in der Faust, mit welchem er in der Luft herumfuhr und gleichsam agirte, ehe er Athem zum Sprechen fand. Bei seinem Anblick schrie die Sängerin laut auf, der Doktor glaubte anfangs aus Angst, aber es war Freude, denn ein holdes Lächeln zog um ihren Mund, ihr Auge glänzte ihm durch Thränen entgegen, „Carlo!" rief sie, „Carlo! endlich kommst du nach mir zu sehen!"

„Elende!" rief der junge Mann, indem er majestätisch den Arm mit der langen Notenrolle nach ihr ausstreckte, „laß ab von deinem Sirenengesang, ich komme — dich zu richten!"

„O Carlo!" unterbrach ihn die Sängerin, und ihre Töne klangen schmelzend und süß wie die Klänge der Flöte, „wie kannst du so zu deiner Giuseppa sprechen!"

Der junge Mann wollte mit tragischem Pathos antworten, aber der Doktor, dem dieser Auftritt für seine Kranke zu angreifend schien, warf sich dazwischen. „Wertheſter Herr Carlo," sagte er, indem er ihm eine Prise bot, „belieben Sie zu bedenken, daß Mademoiselle in einem Zustand ist, wo solche Scenen allzusehr ihre schwachen Nerven afficiren!"

Jener ſchaute ihn groß an und wandte die Notenrolle gegen ihn; „wer biſt du, Erdenwurm?“ rief er mit tiefer, dröhnender Stimme, „wer biſt du, daß du dich zwiſchen mich ſtellſt und meinen Zorn?“

„Ich bin der Medizinalrath Lange,“ entgegnete dieſer und ſchlug die Doſe zu, „und in meinen Titeln befindet ſich nichts von einem Erdenwurme. Ich bin hier Herr und Meiſter, ſo lange Signora krank iſt, und ich ſage Ihnen im Guten, packen Sie ſich hinaus, oder moduliren Sie Ihr presto assai zu einem anſtändigen larghetto.“

„O, laſſen Sie ihn doch, Doktor!“ rief die Kranke ängſtlich, „laſſen Sie ihn doch, bringen Sie ihn nicht auf! er iſt mein Freund, Carlo wird mir nichts Böſes thun, was ihm auch die ſchlechten Menſchen wieder von mir geſagt haben.“

„Ha! du wagſt es noch zu ſpotten! Aber wiſſe, ein Blitzſtrahl hat die Thore deines Geheimniſſes geſprengt und hat die Nacht erhellt, in welcher ich wandelte. Alſo darum ſollte ich nicht wiſſen, was du warſt, woher du kamſt? darum verſchloſſeſt du mir den Mund mit deinen Küſſen, wenn ich nach deinem Leben fragte? Ich Thor! daß ich von einer Weiberſtimme mich bezaubern ließ, und nicht bedachte, daß ſie nur Trug und Lug iſt! Nur im Geſang des Mannes wohnt Kraft und Wahrheit. Ciel! wie konnte ich mich von den Rouladen einer Dirne bethören laſſen!“

„O Carlo,“ flüſterte die Kranke, „wenn du wüßteſt, wie deine Worte mein Herz verwunden, wie dein ſchrecklicher Verdacht noch tiefer dringt, als der Stahl des Mörders!“

„Nicht wahr, Täubchen," ſchrie jener mit ſchrecklichem Lachen, „deine Amoroſi ſollten blind ſeyn, da wäre gut mit ihnen ſpielen? Der Pariſer muß doch ein wackerer Kerl ſeyn, daß er endlich doch noch das fromme Täubchen fand!"

„Jetzt aber wird es mir doch zu bunt, Herr!" rief der Doktor und packte den Raſenden am Rock, „auf der Stelle marſchier Er ſich zu dem Zimmer hinaus, ſonſt werde ich die Hausleute rufen, daß ſie Ihn expediren."

„Ich gehe ſchon, Erdenwurm, ich gehe!" ſchrie jener und ſtieß den Medizinalrath zurück, daß er ganz bequem in einen Fauteuil niederſaß; „ja ich gehe, Giuſeppa, um nimmer wiederzukehren. Lebe wohl oder ſtirb lieber, Unglückliche! verbirg deine Schmach unter der Erde. Aber jenſeits verbirg deine Seele an einen Ort, wo ich dir nie begegnen möge; ich würde der Seligkeit fluchen, wenn ich ſie mit dir theilte, weil du mich hier ſo ſchändlich um meine Liebe, um mein Leben betrogen." Er rief es, indem er noch etwas weniges mit den Noten agirte, aber ſein wildes rollendes Auge ſchmolz in Thränen, als er den letzten Blick auf die Geliebte warf, und ſchluchzend rannte er aus dem Zimmer.

„Ihm nach, halten Sie ihn auf!" rief die Sängerin, „führen Sie ihn zurück, es gilt meine Seligkeit!"

„Mit nichten, Werthgeſchätzte," entgegnete Doktor Lange, indem er ſich aus ſeinem Lehnſtuhl aufrichtete; „dieſe Scene darf nicht fortgeſpielt werden. Ich will Ihnen etwas Niederſchlagendes aufſchreiben, das Sie alle Stunden zwei Eßlöffel voll einnehmen werden."

Die Unglückliche war in ihre Kiſſen zurückgeſunken und ihre Kräfte waren erſchöpft, ſie verlor das Bewußtſeyn von neuem.

Der Doktor rief das Mädchen und ſuchte mit ihrer Hülfe die Kranke wieder ins Leben zurückzubringen, doch konnte er ſich nicht enthalten, während er die Eſſenzen einflößte, das Mädchen tüchtig auszuſchmählen. „Habe ich nicht befohlen, man ſolle niemand, gar niemand hereinlaſſen, und jetzt läßt man dieſen Wahnſinnigen zu, der Ihr braves Fräulein beinahe zum zweiten Male ums Leben brachte.“

„Ich habe gewiß ſonſt niemand hereingelaſſen,“ ſprach die Zofe weinend; „aber ihn konnte ich doch nicht abweiſen; ſie ſchickte mich ja heute ſchon dreimal in ſein Haus, um ihn zu beſchwören, nur auf einen kleinen Augenblick zu kommen; ich mußte ja ſogar ſagen, ſie ſterbe und wolle ihn vor ihrem Tode nur noch ein einziges Mal ſehen!“

„So? und wer iſt denn dieſer“ —

Die Kranke ſchlug die Augen auf. Sie ſah bald den Doktor, bald das Mädchen an, ihre Blicke irrten ſuchend durch's Zimmer. „Er iſt fort, er iſt auf ewig hin,“ flüſterte ſie; „ach, lieber Doktor gehen Sie zu Bolnau!“

„Aber, mein Gott, was wollen Sie nur von meinem unglücklichen Commerzienrath? er hat ſich über Ihre Geſchichte ſchon genug alterirt, daß er zu Bette liegen muß; was kann denn er Ihnen helfen?“

„Ach, ich habe mich verſprochen,“ erwiederte ſie, „zu dem fremden Kapellmeiſter ſollen Sie gehen, er heißt Boloni und logirt im Hôtel de Portugal.“

„Ich erinnere mich, von ihm gehört zu haben,“ ſprach der Doktor; „aber was ſoll ich bei dieſem thun?“

„Sagen Sie ihm, ich wolle ihm Alles ſagen, er ſoll nur noch einmal kommen, — doch nein, ich kann es ihm nicht ſelbſt ſagen; Doktor, wenn Sie — ja ich habe Vertrauen zu Ihnen, ich will Ihnen Alles ſagen, und dann ſagen Sie es wieder dem Unglücklichen, nicht wahr?“

„Ich ſtehe zu Befehl; was ich zu Ihrer Beruhigung thun kann, werde ich mit Freuden thun.“

„Nun, ſo kommen Sie morgen frühe, ich kann heute nicht nicht mehr ſo viel ſprechen. Adieu, Herr Medizinalrath; doch noch ein Wort; Babette, gib dem Herrn Doktor ſein Tuch!“

Das Mädchen ſchloß einen Schrank auf und reichte dem Doktor ein Tuch von gelber Seide, das einen ſtarken, angenehmen Geruch im Zimmer verbreitete.

„Das Tuch gehört nicht mir,“ ſprach jener; „Sie irren ſich, ich führe nur Schnupftücher von Leinwand.“

„Unmöglich!“ entgegnete das Mädchen, „wir fanden es heute Nacht am Boden, ins Haus gehört es nicht, und ſonſt war noch niemand da als Sie.“

Der Doktor begegnete den Blicken der Sängerin, die erwartungsvoll auf ihm ruhten. „Könnte nicht dieſes Tuch jemand Anderem entfallen ſeyn?“ fragte er mit einem feſten Blick auf ſie.

„Zeigen Sie her, erwiederte ſie ängſtlich, „daran hatte ich noch nicht gedacht.“ Sie unterſuchte das Tuch und fand in der Ecke einen verſchlungenen Namenszug; ſie erbleichte, ſie fing an zu zittern.

„Es scheint, Sie kennen dieses Tuch und die Person, die es verloren hat?“ fragte Lange weiter, „es könnte zu etwas führen; darf ich es nicht mit mir nehmen? darf ich Gebrauch davon machen?“

Giuseppa schien mit sich zu kämpfen; bald reichte sie ihm das Tuch, bald zog sie es ängstlich und krampfhaft zurück. „Es sey,“ sagte sie endlich; „und sollte der Schreckliche noch einmal kommen und mein wundes Herz diesmal besser treffen, ich wage es! nehmen Sie, Doktor. Ich will Ihnen morgen Erläuterungen zu diesem Tuche geben.“

5.

Man kann sich denken, wie ausschließlich diese Vorfälle die Seele des Medizinalrath Lange beschäftigten. Seine sehr ausgebreitete Praxis war ihm jetzt eben so sehr zur Last, als sie ihm vorher Freude gemacht hatte, denn verhinderten ihn nicht die vielen Krankenbesuche, die er vorher zu machen hatte, die Sängerin am andern Morgen recht bald zu besuchen, und jene Aufschlüsse und Erläuterungen zu vernehmen, denen sein Herz ungeduldig entgegenpochte? Doch zu etwas waren diese Besuche in dreißig bis vierzig Häusern gut, er konnte, wie er zu sagen pflegte, hinhorchen, was man über die Bianetti sage, vielleicht konnte er auch über ihren sonderbaren Liebhaber, den Kapellmeister Boloni, Eines oder das Andere erfahren.

Ueber die Sängerin zuckte man die Achseln. Man urtheilte um so unfreundlicher über sie, je ärgerlicher man darüber war, daß so lange nichts Officielles und Sicheres über ihre Geschichte ins Publikum komme. Ihre

Neider, — und welche ausgezeichnete Sängerin, wenn ſie noch dazu ſchön und achtzehn alt iſt, hat deren nicht genug? — ihre Neider gönnten ihr Alles und machten hämiſche Bemerkungen; die Gemäßigten ſagten: ſo iſt es mit ſolchem Volke; einer Deutſchen wäre dies auch nicht paſſirt. Ihre Freunde beklagten ſie, und fürchteten für ihren Ruf beinahe noch mehr als für ihre Geſundheit. „Das arme Mädchen!“ dachte Lange, und beſchloß um ſo eifriger ihr zu dienen.

Vom Kapellmeiſter wußte man wenig, weder Schlechtes noch Gutes. Er war vor etwa drei Vierteljahren nach B. gekommen, hatte ſich im Hôtel de Portugal ein Dachſtübchen gemiethet und lebte ſehr eingezogen und mäßig. Er ſchien ſich von Geſangſtunden und muſikaliſchen Compoſitionen zu nähren. Alle wollten übrigens etwas Ueberſpanntes, Hochfahrendes an ihm bemerkt haben; die, welche ihn näher kennen gelernt hatten, fanden ihn ſehr intereſſant, und ſchon mancher Muſikfreund ſoll ſich ein Couvert an der Abendtafel im Hôtel de Portugal beſtellt haben, nur um ſeine herrliche Unterhaltung über die Muſik zu genießen. Aber auch dieſe kamen darin überein, daß es mit Boloni nicht ganz richtig ſey, denn er vernächläſſige, verachte ſogar den weiblichen Geſang, während er mit Entzücken von Männerſtimmen, beſonders von Männerchören ſpreche. Er hatte übrigens keine näheren Bekannten, keinen Freund; von ſeinem Verhältniß zur Sängerin Bianetti ſchien niemand etwas zu wiſſen.

Den Commerzienrath Bolnau fand er noch immer unwohl und im Bette; er ſchien ſehr niedergeſchlagen

und ſprach mit unſicherer, heiſerer Stimme allerlei Unſinn über Dinge, die ſonſt gänzlich außer ſeinem Geſichtskreiſe lagen. Er hatte eine Sammlung berühmter Rechtsfälle um ſich her, in welcher er eifrig ſtudirte; die Frau Commerzienräthin behauptete, er habe die ganze Nacht darin geleſen und hie und da ſchrecklich gewinſelt und gejammert. Seine Lektüre betraf beſonders die unſchuldig Hingerichteten, und er äußerte gegen den Medizinalrath, es liege eigentlich für den Menſchenfreund ein großer Troſt in der Langſamkeit der deutſchen Juſtiz; denn es laſſe ſich erwarten, daß wenn ein Prozeß zehn und mehr Jahre daure, die Unſchuld doch leichter an den Tag komme, als wenn man heute gefangen und morgen gehangen werde.

Die Sängerin Bianetti, für welche der Doktor endlich ein Stündchen erübrigt hatte, war düſter und niedergeſchlagen, als ſey keine Hoffnung mehr für ſie auf Erden. Ihr Auge war trübe, ſie mußte viel geweint haben; die Wunde war über alle Erwartung gut; aber mit ihrem zunehmenden körperlichen Wohlbefinden ſchien die Ruhe und Geſundheit ihrer Seele zu ſchwinden. „Ich habe lange darüber nachgedacht," ſagte ſie, „und fand, daß Sie, lieber Doktor, doch auf höchſt ſonderbare Weiſe in mein Schickſal verwebt werden. Ich kannte Sie vorher nicht; ich geſtehe, ich wußte kaum, daß ein Medizinalrath Lange in B. exiſtire. Und jetzt, da ich mit einem Schlage ſo unglücklich geworden bin, ſendet mir Gott einen ſo theilnehmenden väterlichen Freund zu."

„Mademoiſelle Bianetti," erwiederte Lange, „der Arzt hat an manchem Bette mehr zu thun, als nur den

Puls an der Linken zu fühlen, Wunden zu verbinden und Mixturen zu verſchreiben. Glauben Sie mir, wenn man ſo allein bei einem Kranken ſitzt, wenn man den innern Puls der Seele unruhig pochen hört, wenn man Wunden verbinden möchte, die niemand ſiehet, da wird auf wunderbare Weiſe der Arzt zum Freunde, und der geheimnißvolle Zuſammenhang zwiſchen Körper und Seele ſcheint auch in dieſem Verhältniſſe auffallend zu wirken."

„So iſt es," ſprach Giuſeppa, indem ſie zutraulich ſeine Hand faßte, „ſo iſt es, und auch meine Seele hat einen Arzt gefunden. Sie werden vielleicht viel für mich thun müſſen. Es möchte ſeyn, daß Sie ſogar vor den Gerichten in meinem Namen handeln müſſen. Wenn Sie einem armen Mädchen, das ſonſt gar keine Stütze hat, dieſes große Opfer bringen wollen, ſo will ich mich Ihnen entdecken."

„Ich will es thun," ſprach der freundliche Alte, indem er ihre Hand drückte.

„Aber bedenken Sie es wohl; die Welt hat meinen Ruf angegriffen, ſie klagt mich an, ſie richtet, ſie verdammt mich. Wenn nun die Menſchen auch auf Sie höhniſch deuten, daß Sie der verrufenen Sängerin, der ſchlechten Italienerin, ach! meiner ſich angenommen haben, werden Sie das ertragen können?"

„Ich will es!" rief der Doktor mit Ernſt und Heftigkeit. „Erzählen Sie!"

6.

„Mein Vater," erzählte die Sängerin, „war Antonio Bianetti, ein berühmter Violinſpieler, der Ihnen

aus jüngeren Jahren nicht unbekannt seyn kann, denn sein Ruf hatte durch die Concerte, die er an Höfen und in großen Städten gab, sich überall verbreitet. Ich kann mir ihn nur noch aus meiner frühesten Kindheit denken, wie er mir die Scala vorgeigte, die ich schon im dritten Jahre sehr richtig nachsang. Meine Mutter war zu ihrer Zeit eine vorzügliche Sängerin gewesen und pflegte in den Concerten des Vaters einige Arien und Canzonetten vorzutragen. Ich war vier Jahre alt, als mein Vater auf der Reise starb und uns in Armuth zurückließ. Meine Mutter mußte sich entschließen, durch Singen uns fortzubringen. Sie heirathete nach einem Jahre einen Musiker, der ihr von Anfang sehr geschmeichelt haben soll, nachher aber zeigte es sich, daß er sie nur geheirathet, um ihre Stimme zu benützen. Er wurde Musikdirektor in einer kleinen Stadt im Elsaß, und da fing erst unser Leiden recht an.

„Meine Mutter bekam noch drei Kinder und verlor ihre Stimme so sehr, daß sie beinahe keinen Ton mehr singen konnte. Dadurch war die größte Geldquelle meines Stiefvaters versiegt, denn seine Concerte waren nur durch meine Mutter glänzend und zahlreich gewesen. Er plagte sie von jetzt an schrecklich; mir wollte er gar nicht mehr zu essen geben, bis er endlich auf ein Mittel verfiel, mich brauchbar zu machen. Er marterte mich ganze Tage lang und geigte mir die schwersten Sachen von Mozart, Gluck, Rossini und Spontini ein, die ich dann Sonntag Abends mit großem Applaus absang; das arme Schepperl, so hatte man meinen Namen Giuseppa verketzert, wurde eines jener unglücklichen

Wunderkinder, denen die Natur ein ſchönes Talent zu ihrem größten Unglück gegeben hat; der Grauſame ließ mich alle Tage ſingen, er peitſchte mich, er gab mir Tage lang nichts zu eſſen, wenn ich nicht richtig intonirt hatte; die Mutter aber konnte meine Qualen nicht mehr lange ſehen, es war, als ob ihr Leben in ihren ſtillen Thränen dahin fließe; an einem ſchönen Frühlingsmorgen fanden wir ſie todt. Was ſoll ich Sie von meinen Marterjahren unterhalten, die jetzt anfingen? Ich war elf Jahre alt und ſollte die Haushaltung führen, die kleinen Geſchwiſter erziehen, und dabei noch ſingen lernen für die Concerte! O, es war eine Qual der Hölle!

„Um dieſe Zeit kam oft ein Herr zu uns, der dem Vater immer einen Sack voll Fünffrankenſtücke mitbrachte. Ich kann nicht ohne Grauen an ihn denken. Es war ein großer hagerer Mann von mittlerem Alter; er hatte kleine blinzelnde graue Augen, die ihn durch ihren unangenehmen ſtechenden Ausdruck vor allen Menſchen, die ich je geſehen, auszeichneten. Mich ſchien er beſonders liebgewonnen zu haben. Er lobte, wenn er kam, meine Größe, meinen Anſtand, mein Geſicht, meinen Geſang. Er ſetzte mich auf ſeine Knie, obgleich mich ein unwillkürliches Grauen von ihm wegdrängte; er küßte mich trotz meines Schreiens, er ſagte wohlgefällig: Noch zwei — drei Jahr, dann biſt du fertig, Schepperl! Und er und mein Stiefvater brachen in ein wildes Lachen bei dieſer Prophezeihung aus. An meinem fünfzehnten Geburtsfeſt ſagte mein Stiefvater zu mir: Höre, Schepperl, du haſt nichts, du biſt nichts, ich geb'

dir nichts, ich will nichts von dir, habe auch hinlänglich genug an meinen drei übrigen Rangen; die Chriſtel (meine Schweſter) wird jetzt ſtatt deiner das Wunderkind. Was du haſt, dein bischen Geſang, haſt du von mir, damit wirſt du dich fortbringen. Der Onkel in Paris will dich übrigens aus Gnade in ſein Haus aufnehmen. — Der Onkel in Paris? rief ich ſtaunend, denn bisher wußte ich nichts von einem ſolchen. Ja der Onkel in Paris, gab er zur Antwort, er kann alle Tage kommen.

„Sie können ſich denken, wie ich mich freute; es iſt jetzt drei Jahre her, aber noch heute iſt die Erinnerung an jene Stunden ſo lebhaft in mir, als wäre es geſtern geweſen. Das Glück, aus dem Hauſe meines Vaters zu kommen, das Glück, meinen Onkel zu ſehen, der ſich meiner erbarme, das Glück, nach Paris zu kommen, wo ich mir den Sitz des Putzes und der Seligkeit dachte, — ich war berauſcht von ſo vielem Glück; ſo oft ein Wagen fuhr, ſah ich hinaus, ob nicht der Onkel komme, mich in ſein Reich abzuholen. Endlich fuhr eines Abends ein Wagen vor unſerem Hauſe vor. Das iſt dein Onkel! rief der Vater; ich flog hinab, ich breitete meine Arme aus nach meinem Erretter — grauſame Täuſchung! es war der Mann mit den Fünffrankenſtücken.

„Ich war beinahe bewußtlos in jenen Augenblicken, aber dennoch vergeſſe ich die teufliſche Freude nie, die aus ſeinen grauen Augen blitzte, als er mich hoch aufgewachſen fand; noch immer klingt mir ſeine krächzende Stimme in den Ohren: Jetzt biſt du recht, mein Täubchen, jetzt will ich dich einführen in die große Welt. Er

faßte mich mit der einen Hand, mit der andern warf er einen Geldſack auf den Tiſch; der Sack fuhr auf, ein glänzender Regen von Silber- und Goldſtücken rollte auf den Boden; meine drei kleinen Geſchwiſter und der Vater jubelten, rutſchten auf dem Boden umher und laſen die Stücke auf, — es war — mein Kaufpreis.

„Schon den folgenden Tag ging es nach Paris. Der hagere Mann (ich vermochte es nicht, ihn Onkel zu nennen) predigte mir beſtändig vor, welch' glänzende Rolle ich in ſeinen Salons ſpielen werde. Ich konnte mich nicht freuen, eine Angſt, eine unerklärliche Bangigkeit waren an die Stelle meiner Freude, meines Glückes getreten. Vor einem großen erleuchteten Hauſe hielt der Wagen; wir waren in Paris. Zehn bis zwölf ſchöne allerliebſte Mädchen hüpften die breiten Treppen herab uns entgegen. Sie herzten und küßten mich und nannten mich Schweſter Giuſeppa; ich fragte den Hagern: ſind dies Ihre Töchter, mein Herr? — **Oui, mes bonnes enfantes**, rief er lachend, und die Mädchen und die zahlreiche Dienerſchaft ſtimmten ein mit einem rohen ſchallenden Gelächter.

„Schöne Kleider, prachtvolle Zimmer zerſtreuten mich. Ich wurde am folgenden Abend herrlich gekleidet; man führte mich in den Salon. Die zwölf Mädchen ſaßen im ſchönſten Putz an Spieltiſchen, auf Kanapee's, am Flügel. Sie unterhielten ſich mit jungen und ältern Herren ſehr lebhaft. Als ich eintrat, brachen Alle auf, gingen mir entgegen und betrachteten mich. Der Herr des Hauſes führte mich zum Flügel, ich mußte ſingen; allgemeiner Beifall wurde mir zu Theil. Man zog mich

ins Gespräch, meine ungebildeten, halb italienischen Ausdrücke galten für Naivetät; man bewunderte mich, ich erröthe heute noch, mit welchen Worten man mir dieses sagte. So ging es mehrere Tage herrlich und in Freuden. Ich lebte ungenirt, ich hätte zufrieden leben können, wenn ich mich nicht höchst unbehaglich, beinahe bänglich in diesem Hause, in dieser Gesellschaft gefühlt hätte; in meiner naiven Unschuld glaubte ich, so sey nun einmal die große Welt, und man müsse sich in ihre Sitten fügen. Eines fiel mir jedoch auf: als ich an einem Abende zufällig an der Treppe vorbeiging, sah ich, daß die Herren, die uns besuchten, dem Portier Geld gaben, dafür blaue oder rothe Karten bekamen und solche einem Bedienten vor dem Salon wieder übergaben. Ein junger Stutzer, der an mir vorüberkam, wies mir mit zärtlichen Blicken eine dieser rothen Karten; ich weiß heute noch nicht, warum ich darüber erröthete. Aber hören Sie weiter, was sich bald zutrug.

„Sehen Sie, lieber Doktor, hier habe ich ein kleines unscheinbares Papier. Diesem bin ich meine Rettung schuldig. Ich fand es eines Morgens unter den Brödchen meines Frühstücks, ich weiß nicht, von welcher gütigen Hand es kam, aber möge der Himmel das Herz belohnen, das sich meiner erbarmte. Es lautet:

„Mademoiselle!

Das Haus, welches Sie bewohnen, ist ein Freudenhaus; die Damen, die Sie um sich sehen, sind Freudenmädchen; sollten wir uns in Giuseppa geirrt haben? Wird sie einen kurzen Schimmer von Glück mit langer Reue erkaufen wollen?

„Es war ein ſchreckliches Licht, es drohte mich völlig zu blenden, denn es zerriß beinahe zu plötzlich meinen unſchuldigen Kinderſinn und den Traum von einer unbeſorgten glücklichen Lage. Was war zu thun? Ich hatte in meinem Leben noch nicht gelernt, Entſchlüſſe zu faſſen. Der Mann, dem dieſes Haus gehörte, war mir ein fürchterlicher Zauberer, der jeden meiner Gedanken leſen könne, der jetzt ſchon darum wiſſen müſſe, was ich erfahren. Und dennoch wollte ich lieber ſterben, als noch einen Augenblick hier verweilen. — Ich hatte ein Mädchen gerade über von unſerer Wohnung zuweilen italieniſch ſprechen hören; ich kannte ſie nicht, — aber kannte ich denn ſonſt jemand in dieſer ungeheuren Stadt? dieſe vaterländiſchen Klänge erweckten Zutrauen in mir; zu ihr wollte ich flüchten, ich wollte ſie auf den Knien anflehen, mich zu retten.

„Es war ſieben Uhr frühe; ich war meiner ländlichen Gewohnheit treu geblieben, ſtand immer frühe auf und pflegte gleich nachher zu frühſtücken, und dies rettete mich. Um dieſe Zeit ſchliefen noch Alle, ſogar ein großer Theil der Domeſtiken. Nur der Portier war zu fürchten. Doch konnte er denken, daß jemand aus dieſem Tempel der Herrlichkeit entfliehen werde? Ich wagte es, ich warf mein ſchwarzes unſcheinbares Mäntelchen um mich, eilte die Treppe hinab; meine Knie ſchwankten, als ich an der Loge des Portier vorbeiging; er bemerkte mich nicht; drei Schritte, und ich war frei.

„Rechts über die Straße hinüber wohnte das italieniſche Mädchen. Ich ſprang über die breite Straße, ich pochte am Haus, ein Diener öffnete. Ich fragte

nach der Signora mit dem ſchwarzen Lockenköpfchen, die italieniſch ſpreche. Der Diener lachte und ſagte, ich meine wohl die kleine Excellenza Seraphina; dieſelbe, dieſelbe, antwortete ich, führen Sie mich geſchwind zu ihr. Er ſchien anfangs Bedenken zu tragen, weil es noch ſo frühe am Tag ſey, doch meine Bitten überredeten ihn. Er führte mich in den zweiten Stock in ein Zimmer, hieß mich warten und rief dann eine Zofe, der Excellenza mich zu melden. Ich hatte mir gedacht, das hübſche italieniſche Mädchen werde meines Standes ſeyn; ich ſchämte mich, einer Höhern mich zu entdecken, aber man ließ mir keine Zeit, mich zu beſinnen; die Zofe erſchien, mich vor das Bett ihrer Gebieterin zu führen. Ja, ſie war es, es war die ſchöne junge Dame, die ich hatte italieniſch ſprechen hören. Ich ſtürzte vor ihr nieder und flehte ſie um ihren Schutz an; ich mußte ihr meine ganze Geſchichte erzählen. Sie ſchien gerührt und verſprach, mich zu retten. Sie ließ den Diener, der mich heraufgeführt hatte, kommen und legte ihm das ſtrengſte Stillſchweigen auf; dann wies ſie mir ein kleines Stübchen an, deſſen Fenſter in den Hof gingen, gab mir zu arbeiten und zu eſſen, und ſo lebte ich mehrere Tage in Freude über meine Rettung, in Angſt über meine Zukunft.

„Es war das Haus des Geſandten eines kleinen deutſchen Hofes, in welches ich aufgenommen war. Die Excellenza war ſeine Nichte, eine geborne Italienerin, die bei ihm in Paris erzogen worden war. Sie war ein gütiges liebenswürdiges Geſchöpf, deſſen Wohlthaten ich nie vergeſſen werde. Sie kam alle Tage zu mir und

tröſtete mich; ſie ſagte mir, daß der Geſandte durch ſeine Bedienten in dem Hauſe des argen Mannes nachgeforſcht habe. Man ſey ſehr in Beſtürzung, ſuche es aber zu verbergen. Die Diener drüben flüſtern geheimnißvoll, es habe ſich eine Mamſell aus einem Fenſter des zweiten Stocks in den Kanal der Seine geſtürzt. Sonderbare Fügung! Mein Zimmer war ein Eckzimmer und ſah mit der einen Seite nach der Straße, die andere ging ſchroff hinab in einen Kanal. Ich erinnerte mich, an jenem Morgen ein Fenſter dieſer Seite geöffnet zu haben; wahrſcheinlich war es offen geblieben, und ſo mochte man ſich mein Verſchwinden erklären. Signora Seraphina ſollte um dieſe Zeit nach Italien zurückkehren, ſie war ſo gütig, mich mitzunehmen. Ja ſie that noch mehr für mich; ſie bewog ihre Eltern in Piacenza, daß Sie mich wie ein Kind in ihr Haus aufnahmen; ſie ließ mein Talent ausbilden, ihr habe ich Freiheit, Leben, Kunſt, o! vielleicht mehr als ich weiß, zu danken. In Piacenza lernte ich den Kapellmeiſter Boloni, der übrigens kein Italiener iſt, kennen; er ſchien mich zu lieben, aber er ſagte es mir nicht. Ich nahm bald nachher den Ruf an das hieſige Theater an. Man ſchätzte mich hier, man hat mir ſonſt wohlgewollt, mein Leben und mein Ruf waren unſträflich; ach, ich habe in dieſer langen Zeit nie einen Mann bei mir geſehen, als — ich kann Ihnen dies ſchöne Verhältniß ohne Erröthen geſtehen, — als Boloni, der mir bald hieher nachgereist war. Sie haben mein Leben jetzt gehört; ſagen Sie mir, habe ich etwas gethan, um ſo bittere Strafe zu verdienen? Habe ich ſo Entſetzliches verſchuldet?“

7.

Als die Sängerin geendet hatte, ergriff der Medizinalrath lebhaft ihre Hand. „Ich wünsche mir Glück," sagte er, „den wenigen Menschen, die Sie auf Ihrem Lebensweg gefunden haben, beitreten zu können. Meine Kräfte sind zwar zu schwach, um für Sie thun zu können, was die treffliche kleine Excellenza für Sie that, aber ich will suchen, Ihr trauriges Geschick entwirren zu helfen; ich will den Brausewind, Ihren Freund, zu versöhnen suchen. Aber sagen Sie mir nur, was ist denn Herr Boloni eigentlich für ein Landsmann?" „Da fragen Sie mich zu viel," erwiederte Sie ausweichend; „ich weiß nur, daß er ein Deutscher von Geburt ist und wenn ich nicht irre, wegen Familienverhältnissen vor mehreren Jahren sein Vaterland verließ. Er hielt sich in England und Italien auf, und kam vor etwa drei Vierteljahren hieher."

„So, so; aber warum haben Sie ihm das, was Sie mir erzählen, nicht schon früher selbst gesagt?"

Guiseppa erröthete bei dieser Frage; sie schlug die Augen nieder, und antwortete: „Sie sind mein Arzt, mein väterlicher Freund; es ist mir, wenn ich zu Ihnen spreche, als spräche ich als Kind zu meinem Vater. — Aber konnte ich denn dem jungen Mann von diesen Dingen erzählen? Und ich kenne ja seine schreckliche Eifersucht, seinen leicht gereizten Argwohn, ich habe es nie über mich vermocht, ihm zu sagen, welchen Schlingen ich entflohen war."

„Ich ehre, ich bewundere Ihr Gefühl; Sie sind ein gutes Kind; glauben Sie mir, es thut einem alten

Manne wohl, auf ſolche decente Gefühle aus der alten Zeit zu ſtoßen; denn heutzutage gilt es für guten Ton, ſich über dergleichen wegzuſetzen. Aber noch haben Sie mir nicht alles erzählt; der Abend auf der Redoute, jene ſchreckliche Nacht?" —

„Es iſt wahr, ich muß Ihnen noch weiter ſagen. Ich habe, ſo oft ich im Stillen über meine Rettung nachdachte, die Vorſehung geprieſen, daß man in jenem Hauſe glaubte, ich habe mich ſelbſt getödtet, denn es war mir nur zu gewiß, daß, wenn jener Schreckliche nur die entfernteſte Ahnung von meinem Leben habe, er kommen werde, ſein Opfer zurück zu holen oder es zu verderben; denn er mochte manches Fünffrankenſtück für mich bezahlt haben. Deßwegen habe ich, ſo lange ich in Piacenza war, manches ſchöne Anerbieten für's Theater abgelehnt, weil ich mich ſcheute, öffentlich aufzutreten. Als ich aber etwa anderthalb Jahre dort war, brachte mir eines Morgens Seraphina ein Pariſer Zeitungsblatt, worin der Tod des Chevalier de Planto angezeigt war."

„Chevalier de Planto?" unterbrach ſie der Arzt, „hieß ſo jener Mann, der Sie aus dem Hauſe Ihres Stiefvaters führte?"

„So hieß er; ich war voll Freude, meine letzte Furcht war verſchwunden, und es ſtand nichts mehr im Wege, meinen Wohlthätern nicht mehr beſchwerlich zu fallen. Schon einige Wochen nachher kam ich nach B. Ich ging vorgeſtern Abend auf die Redoute, und ich will Ihnen nur geſtehen, daß ich recht freudig geſtimmt war. Boloni durfte nicht wiſſen, in welchem Koſtüm ich

erſcheinen würde, ich wollte ihn necken und dann überraſchen. Auf einmal, wie ich allein durch den Saal gehe, flüſtert eine Stimme in mein Ohr: Schepperl! was macht dein Onkel? Ich war wie niedergedonnert; dieſen Namen hatte ich nicht mehr gehört, ſeit ich den Händen jenes Fürchterlichen entgangen war; mein Onkel! ich hatte ja keinen, und nur einer hatte gelebt, der ſich vor der Welt dafür ausgab, der Chevalier de Planto. Ich hatte kaum ſo viel Faſſung zu erwiedern: Du irrſt dich, Maske! Ich wollte hinwegeilen, mich unter dem Gewühl der Menge verbergen, aber die Maske ſchob ihren Arm in den meinigen und hielt mich feſt. Schepperl! ſprach der Unbekannte, ich rathe dir, ruhig neben mir herzugehen, ſonſt werde ich den Leuten erzählen, in welcher Geſellſchaft du dich früher umhergetrieben. Ich war vernichtet, es wurde Nacht in meiner Seele, nur ein Gedanke war in mir lebhaft, die Furcht vor der Schande. Was konnte ich armes hülfloſes Mädchen machen, wenn dieſer Menſch, wer er auch ſeyn mochte, ſolche Dinge von mir ausſagte? die Welt würde ihm geglaubt haben, und Carlo! ach, Carlo wäre nicht der letzte geweſen, der mich verdammt hätte. Ich folgte dem Mann an meiner Seite willenlos. Er flüſterte mir die ſchrecklichſten Dinge zu; meinen Onkel, wie er den Chevalier nannte, habe ich unglücklich gemacht, meinen Vater, meine Familie ins Verderben geſtürzt. Ich konnte es nicht mehr aushalten, ich riß mich los und rief nach meinem Wagen. Als ich mich aber auf der Treppe umſah, war dieſe ſchreckliche Geſtalt mir gefolgt. Ich fahre mit dir nach Hauſe, Schepperl, ſprach er mit

ſchrecklichem Lachen; ich habe noch ein paar Worte mit dir zu reden. Die Sinne vergingen mir, ich fühlte, daß ich ohnmächtig wurde; ich wachte erſt wieder im Wagen auf, die Maske ſaß neben mir. Ich ſtieg aus und ging auf mein Zimmer, er folgte, er fing ſogleich wieder an zu reden, in der Todesangſt, ich möchte verrathen werden, ſchickte ich Babette hinaus.

„Was willſt du hier, Elender? rief ich voll Wuth, mich ſo beleidigt zu ſehen. Was kannſt du von mir Schlechtes ſagen? Ohne meinen Willen kam ich in jenes Haus; ich verließ es, als ich ſah, was dort meiner warte.

„Schepperl, mache keine Umſtände; es gibt nur zwei Wege, dich zu retten. Entweder zahlſt du auf der Stelle zehntauſend Franken, ſey es in Juwelen oder Gold, oder du folgſt mir nach Paris; ſonſt weiß morgen die ganze Stadt mehr von dir, als dir lieb iſt. Ich war außer mir; wer gibt dir dieſes Recht, mir ſolche Zumuthungen zu machen? rief ich; wohlan! ſage der Stadt, was du willſt; aber auf der Stelle verlaſſe dieſes Haus! ich rufe die Nachbarn.

„Ich hatte einige Schritte gegen das Fenſter gethan, er lief mir nach, packte meinen Arm; wer mir das Recht gibt? ſprach er, dein Vater, Täubchen, dein Vater! ein teufliſches Lachen tönte aus ſeinem Mund, der Schein der Kerze fiel auf ein Paar graue ſtechende Augen, die mir nur zu bekannt waren. In demſelben Moment war mir klar, wen ich vor mir hatte; ich wußte jetzt, daß ſein Tod nur ein Blendwerk war, das er zu irgend einem Zweck erfunden hatte; die Verzweiflung

gab mir übernatürliche Kraft; ich rang mich los, ich wollte ihm ſeine Maske abreißen. Ich kenne Euch, Chevalier de Planto! rief ich, aber Ihr ſollt den Gerichten Rechenſchaft über mich geben müſſen. — So weit ſind wir noch nicht, Täubchen, ſagte er, und in demſelben Augenblick fühlte ich ſein Eiſen in meiner Bruſt, ich glaubte zu ſterben.“ —

Der Doktor ſchauderte; es war heller Tag, und doch graute ihm, wie wenn man im Dunkeln von Geſpenſtern ſpricht. Er glaubte das heiſere Lachen dieſes Teufels zu hören, er glaubte hinter den Gardinen des Bettes die grauen ſtechenden Augen dieſes Ungeheuers glänzen zu ſehen. „Sie glauben alſo,“ ſagte er nach einer Weile, „daß der Chevalier nicht todt iſt, daß es derſelbe iſt, der Sie ermorden wollte?“

„Seine Stimme, ſein Auge überzeugten mich; das Tuch, das ich Ihnen geſtern gab, machte es mir zur Gewißheit. Die Anfangslettern ſeines Namens ſind dort eingezeichnet.“

„Und geben Sie mir Vollmacht, für Sie zu handeln? darf ich alles, was Sie mir ſagten, ſelbſt vor Gericht angeben?“

„Ich habe keine Wahl, Alles! Aber nicht wahr, Doktor, Sie gehen zu Boloni und ſagen ihm, was ich Ihnen ſagte? Er wird Ihnen glauben, er kannte ja auch Seraphina.“

„Und darf ich nicht auch wiſſen,“ fuhr der Medizinalrath fort, „wie der Geſandte hieß, in deſſen Haus Sie ſich verbargen?“

„Warum nicht? es war ein Baron Martinow.“

„Wie?“ rief Lange in freudiger Bewegung, „der Baron Martinow? iſt er nicht in .... ſchen Dienſten?“

„Ja! kennen Sie ihn? Er war Geſandter des .... ſchen Hofes in Paris und nachher in Petersburg.“

„O dann iſt es gut, ſehr gut!“ ſagte der Medizinalrath und rieb ſich freudig die Hände. „Ich kenne ihn, er iſt ſeit geſtern hier; er hat mich rufen laſſen; er wohnt im Hôtel de Portugal.“

Eine Thräne blinkte in dem Auge der Sängerin und von frommen Empfindungen ſchien ihr Herz bewegt. „So mußte ein Mann,“ ſagte ſie, „den ich viele hundert Meilen entfernt glaubte, hieher kommen, um die Wahrheit meiner Erzählung zu bekräftigen! Gehen Sie zu ihm; ach, daß auch Carlo zuhören könnte, wenn er Ihnen verſichert, daß ich die Wahrheit ſprach!“

„Er ſoll es, er ſoll mit mir, ich will es ſchon machen. Adieu, gutes Kind; ſeyn Sie ganz ruhig, es muß Ihnen noch gut gehen auf Erden, und nehmen Sie die Mixtur recht fleißig, alle Stunden zwei Löffel voll!“ So ſprach der Doktor und ging. Die Sängerin aber dankte ihm durch ihre freundlichen Blicke. Sie war ruhiger und heiter; es war, als habe ſie eine große Laſt mit ihrem Geheimniß hinweggewälzt; ſie ſah vertrauungsvoller in die Zukunft, denn ein gütiges Geſchick ſchien ſich des armen Mädchens zu erbarmen.

8.

Der Baron Martinow, dem Lange früher einmal einen wichtigen Dienſt zu leiſten Gelegenheit gehabt hatte, nahm ihn freundlich auf, und gab ihm über die

Sängerin Bianetti die genügendſten Aufſchlüſſe. Er beſtätigte nicht nur beinahe wörtlich ihre Erzählung, ſondern er brach auch in die lauteſten Lobeserhebungen ihres Charakters aus; ja er verſprach, wohin er in dieſer Stadt kommen würde, überall zu ihren Gunſten zu ſprechen und die Gerüchte zu widerlegen, die über ſie im Umlauf waren. Er hat auch Wort gehalten, denn hauptſächlich ſeinem Anſehen und der edelmüthigen Art, womit er ſich der Italienerin annahm, ſchrieben es ihre Freunde zu, daß die Geſinnungen des Publikums über ſie in wenigen Tagen wie durch einen Zauberſchlag ſich änderten. Der Medizinalrath Lange aber ſtieg an jenem Tage, als er vom Geſandten kam, aus der Beletage des Hôtel de Portugal noch einige Treppen höher, in die Manſarden; in Nro. 54 ſollte der Kapellmeiſter wohnen. Er ſtand vor der Thüre ſtill, um Athem zu ſchöpfen, denn die ſteilen Treppen hatten ihn angegriffen. Sonderbare Töne drangen aus dieſer Thüre in ſein Ohr. Es ſchien ein ſchwer Kranker darin zu ſeyn, denn er vernahm ein tiefes Stöhnen und Seufzen, das aus der tiefſten Bruſt aufzuſteigen ſchien. Dann klangen wieder ſchreckliche franzöſiſche und italieniſche Flüche dazwiſchen, wie wenn Ungeduld dem Jammer Luft machen will, und ein heiſeres Lachen der Verzweiflung bildete wieder den Uebergang zu jenen tiefen Seufzern. Der Medizinalrath ſchauderte. „Habe ich doch ſchon neulich etwas weniges Wahnſinn an dem Maeſtro verſpürt,“ dachte er, „ſollte er vollends übergeſchnappt ſeyn, oder iſt er krank geworden aus Schmerz?“ Er hatte ſchon den Finger gekrümmt, um anzuklopfen, als ſein Blick noch

einmal auf die Nummer der Thüre fiel; es war 53. Wie hatte er ſich doch ſo täuſchen können; faſt wäre er zu einem ganz fremden Menſchen eingetreten. Unwillig über ſich ſelbſt, ging er eine Thüre weiter; hier war 54; hier lautete es auch ganz anders. Eine tiefe ſchöne Männerſtimme ſang ein Lied, begleitet von dem Pianoforte; der Medizinalrath trat ein, es war jener junge Mann, den er geſtern bei der Sängerin geſehen.

Im Zimmer lagen Notenblätter, Guitarre, Violinen, Saiten und anderer Muſikbedarf umher, und mitten unter dieſen Trümmern ſtand der Kapellmeiſter in einem weiten ſchwarzen Schlafrock, eine rothe Mütze auf dem Kopf und eine Notenrolle in der Hand; der Doktor hat nachher geſtanden, es ſey ihm bei ſeinem Anblick Marius auf den Trümmern von Karthago eingefallen.

Der junge Mann ſchien ſich ſeiner von geſtern zu erinnern und empfing ihn beinahe finſter; doch war er ſo artig, einen Stoß Notenblätter mit einem Ruck von einem Seſſel auf den Boden zu werfen, um ſeinem Beſuch Platz anzubieten; er ſelbſt ſtieg mit großen Schritten im Zimmer umher und ſein fliegender Schlafrock nahm geſchickt den Staub von Tiſchen und Büchern.

Er ließ den Medizinalrath nicht zum Wort gelangen, er überſchrie ihn. „Sie kommen von ihr?“ rief er. „Schämen ſich Ihre grauen Haare nicht, der Kuppler eines ſolchen Weibes zu werden? Ich will nichts mehr hören; ich habe mein Glück zu Grabe getragen, Sie ſehen, ich traure um meine Seligkeit; ich habe meinen ſchwarzen Schlafrock an, ſchon dies ſollte Ihnen, wenn

Sie ſich entfernt auf Pſychologie verſtehen, ein Zeichen ſeyn, daß ich jene Perſon für mich als geſtorben anſehe. O Giuſeppe, Giuſeppe!"

„Wertheſter Herr Kapellmeiſter," unterbrach ihn der Doktor, „ſo hören Sie mich nur an" —

„Hören? was wiſſen Sie von Hören? Lauſchen Sie, wenn Sie von Hören ſprechen; ich will prüfen, ob du Gehör haſt, Alter! Siehe, das iſt das Weib," fuhr er fort, indem er den Flügel aufriß und Einiges ſpielte, das übrigens dem Doktor, der kein großer Muſikkenner war, vorkam wie andere Muſik auch; „hören Sie dieſes Weiche, Schmelzende, Anſchmiegende? Aber bemerken Sie nicht in dieſen Uebergängen das unzuverläſſige, flüchtige, charakterloſe Weſen dieſer Geſchöpfe? Aber hören Sie weiter," ſprach er mit erhobener Stimme und glänzendem Auge, indem er die weiten Aermel des Trauerſchlafrockes zurückſchüttelte, „wo Männer wirken, iſt Kraft und Wahrheit; hier kann nichts Unreines aufkommen, es ſind heilige göttliche Laute!" Er hämmerte mit großer Macht auf den Taſten umher, aber dem Doktor wollte es wieder bedünken, als ſey dies nur ganz gewöhnliche Muſik.

„Sie haben da eine ſonderbare Charakteriſtik der Menſchen," ſagte er; „da wir doch einmal ſo weit ſind, dürfte ich Sie nicht bitten, Verehrter, daß ſie mir einmal einen Medizinalrath auf dem Klavier vorſtellten?"

Der Muſiker ſah ihn verächtlich an; „wie magſt du nur mit einem ſchlechten, quickenden Cis hereinfahren, Erdenwurm, wenn ich den herrlichen ſtrahlenwerfenden Akkord anſchlage?"

Die Antwort des Doktors wurde durch ein Klopfen an der Thür unterbrochen; eine kleine verwachsene Figur trat herein, machte eine Reverenz und sprach: „Der kranke Herr auf Nro. 53 läßt den Herrn Kapellmeister höflichst ersuchen, doch nicht so gar erschrecklich zu hantieren und zu haselieren, was maßen derselbe von gar schwacher Constitution und dem zeitlichen Hinscheiden nahe ist.“

„Ich lasse dem Herrn meinen gehorsamsten Respekt vermelden,“ erwiederte der junge Mann, „und meinetwegen könne er abfahren, wann es ihm gefällig. Es graut mir ohnedies alle Nacht vor seinem Jammern und Stöhnen, und das Greulichste sind mir seine gottlosen Flüche und sein tolles Lachen. Meint vielleicht der Franzose, er sey allein Herr im Hôtel de Portugal? Genirt er mich, so genire ich ihn wieder.“

„Aber verzeihen Euer Hochedelgeboren,“ sagte der verwachsene Mensch, „er treibt's nicht mehr lange, wollten Sie ihm nicht die letzten Augenblicke“ —

„Ist er so gar krank, der Herr?“ fragte der Medizinalrath theilnehmend, „was fehlt ihm? wer behandelt ihn? wer ist er?“

„Wer er ist, weiß ich gerade nicht; ich bin der Lohnlaquai; ich denke, er nennt sich Lorier und ist aus Frankreich; vorgestern war er noch wohl auf, aber etwas melancholisch, denn er ging gar nicht aus, hatte auch keine Lust, die Merkwürdigkeiten dieser Stadt zu sehen, aber am andern Morgen fand ich ihn schwer krank im Bette; es scheint, er hat in der Nacht einen Schlaganfall bekommen. Aber um alle Welt will er keinen Arzt. Er

flucht gräßlich, wenn ich frage, ob ich einen zu ihm führen solle. Er pflegt und verbindet sich selbst, ich glaube, er hat auch eine alte Schußwunde aus dem Krieg, die jetzt wieder aufgegangen ist."

Man hörte in diesem Augenblicke den Kranken neben an mit heiserer Stimme rufen und einige Verwünschungen ausstoßen. Der Lohnlaquai schlug drei Kreuze und flog hinüber.

Der Doktor versuchte noch einmal, ob seine Reden bei dem verstockten Liebhaber keinen Eingang fänden, und wirklich schien es diesmal zu gelingen. Er hatte eine Partitur in die Hand genommen, aus welcher er mit leiser Stimme vor sich hinsang; der Doktor benützte diese ruhigere Stimmung und fing an, ihm das Leben der Sängerin zu erzählen. Anfangs schien der Kapellmeister nicht darauf zu achten; er las emsig in seiner Partitur und that, als sey außer ihm niemand im Zimmer; nach und nach aber wurde er aufmerksamer, er hörte auf zu singen; bald hob sich zuweilen sein Auge über die Partitur und streifte glühend über des Doktors Gesicht, dann ließ er das Notenheft sinken und sah den Erzähler fest an; sein Interesse schien mehr und mehr zu wachsen, seine Augen glänzten, er rückte näher, er faßte den Arm des Mediziners, und als dieser seine Erzählung schloß, sprang er in großer Bewegung auf, und rannte im Zimmer auf und nieder. „Ja," rief er, „es liegt Wahrheit darin, ein Schein von Wahrheit, eine Wahrscheinlichkeit; es ist möglich, es könnte etwa so gewesen seyn; Teufel! könnte es nicht auch eine Lüge seyn?"

„Das heißt man, glaube ich, decrescendo in Ihrer werthen Kunst, Herr Kapellmeister; aber warum denn bei dieser Sache so von der Wahrheit bis zur Lüge herabsteigen? Wenn ich Ihnen nun einen Bürgen für die Wahrheit stellte? Maestro, wie dann?"

Boloni blieb sinnend vor ihm stehen: „Ha! wer dieses könnte, Medizinalrath, in Gold wollte ich dich fassen; schon dieser Gedanke verdient, groß und königlich belohnt zu werden. Ja, wer mir Bürge wäre! — Es ist Alles so finster — verworrene Labyrinthe — kein Ausgang — kein leitendes Gestirn!"

„Werthgeschätzter Freund," unterbrach ihn der Doktor, „ich ertappe Sie hier auf einer Reminiscenz aus Schillers Räubern, so in der Cotta'schen Taschenausgabe stehet, wenn ich mich recht erinnere. Demungeachtet weiß ich einen solchen Bürgen, ein solches leitendes Gestirn."

„Ha! wer mir einen solchen gäbe!" rief jener, „er sey mein Freund, mein Engel, mein Gott, — ich will ihn anbeten!"

„Es ist zwar in der angeführten Stelle von einem Schwert die Rede, womit man der Otternbrut eine brennende Wunde versetzen will; nichts destoweniger aber will ich Sie überzeugen; jener Gesandte, der die arme Giuseppa in seinem Hause aufnahm, logirt zufällig hier im Hause auf Nro. 6; belieben Sie einen Frack anzuziehen und ein Halstuch umzuknüpfen, so werde ich Sie zu ihm führen; er hat mir versprochen, Sie zu überzeugen."

Der junge Mann drückte gerührt die Hand des Arztes; doch auch jetzt noch konnte er ein gewisses

erhabenes Pathos nicht verbergen. „Ihr wart mein guter Engel," ſagte er, „wie vielen Dank bin ich für dieſen Wink Euch ſchuldig; ich fahre nur geſchwind in meinen Frack, und ſogleich folg' ich Euch zu dem Geſandten."

9.

Die Ausſöhnung mit dem Geliebten ſchien beinahe noch von größerer Wirkung auf die Sängerin zu ſeyn, als die kunſtreichſten Tränklein ihres Arztes. Ihre Geſundheit beſſerte ſich in den nächſten Tagen zuſehends, und bald war ſie ſo weit hergeſtellt, daß ſie die Beſuche ihrer theilnehmenden Freunde außer dem Bette empfangen konnte. Dieſe Wendung ihres Zuſtandes mochte der Direktor der Polizei abgewartet haben, um die Sache weiter zu verfolgen. Er war ein umſichtiger Mann, und der Ruf ſagte von ihm, daß ihm nicht leicht einer entgehe, auf den er einmal ſein Auge geworfen, ſollte er auch hundert und mehrere Meilen entfernt ſeyn. Von dem Medizinalrath war ihm die Geſchichte der Sängerin mitgetheilt worden, er hatte ſodann mit dem Baron Martinow noch weitere Rückſprache genommen, und Einiges erfahren, was ihm von großem Intereſſe ſchien. Der Geſandte hatte ihm neulich geſtanden, daß er von dem Vorfall mit der jungen Bianetti Gelegenheit genommen, das ruchloſe Leben des Chevalier de Planto höheren Orts zu berühren. Er hatte nicht verſäumt, hauptſächlich den Umſtand, daß jenes arme Kind eigentlich verkauft wurde, ins rechte Licht zu ſetzen. Jenes berüchtigte Haus wurde kurze Zeit darauf von der Polizei aufgehoben, und der Baron ſchien dies hauptſächlich

den Schritten, die er in der Sache gethan, zuzuschreiben. Auch er hatte von dem Tod des Chevaliers gehört, glaubte aber mit dem Polizeidirektor, daß dies nur ein Kunstgriff gewesen sey, um sein Gewerbe sicherer fortzusetzen; denn beide hegten keinen Zweifel, jener Mordversuch an der Sängerin könne nur von diesem schrecklichen Menschen herrühren. Wie schwer war es aber, der Spur dieses Mörders zu folgen; die Fremden, die sich damals zu B. aufhielten, waren, wie der Direktor versicherte, alle unverdächtig; nur zwei Umstände konnten zu Gewisserem führen; das Schnupftuch, welches sich im Zimmer der Bianetti gefunden hatte, konnte, wenn man irgendwo ein ähnliches sah, zur Entdeckung leiten; es war daher die genaueste Beschreibung davon in den Händen aller jener Näherinnen und Waschfrauen, welche die Garderobe der Fremden in B. zu besorgen pflegten. Sodann glaubte der Direktor aus psychologischen Gründen annehmen zu können, daß ein zweiter Versuch auf das Leben der Sängerin bald folgen würde, im Falle sich nämlich der Mörder noch in der Nähe aufhielte.

Sobald daher die Sängerin wieder bei Kräften war, begleitete der Direktor der Polizei den Doktor Lange, so oft er sie besuchte; es wurden dort manche Maaßregeln besprochen, manche schienen gut, aber nicht wohl auszuführen, manche wurden geradehin verworfen. Giuseppa selbst kam endlich auf einen Gedanken, der den beiden Männern sehr einleuchtete. „Der Doktor," sagte sie, „hat mir erlaubt, in der nächsten Woche wieder auszugehen; wenn er nichts dagegen hat, würde ich auf

der letzten Redoute des Carnevals zuerſt wieder unter den Leuten erſcheinen; es hat etwas Anziehendes für mich, mich dort, wo mein Unglück eigentlich anfing, zum erſten Mal zu zeigen. Wenn wir dafür ſorgen, daß dies in B. hinlänglich bekannt wird, und wenn der Chevalier noch hier iſt, ſo bin ich wie von meinem Leben überzeugt, daß er unter irgend einer Maske ſich wieder in meine Nähe drängt. Er wird ſich zwar hüten zu ſprechen, er wird durch nichts ſich verrathen, aber ſeine Anſchläge auf mein Leben wird er nicht ruhen laſſen, und ich will ihn aus Tauſenden erkennen. Seine Größe, ſeine Geſtalt, vor Allem ſeine Augen werden mir ihn kenntlich machen. Was meinen Sie, meine Herren?"

Der Plan war nicht übel. „Ich wollte wetten," ſagte der Direktor, „wenn er erfährt, Sie kommen auf dieſen Ball, ſo bleibt er nicht aus; ſey es auch nur, um den Gegenſtand ſeiner Rache wieder zu ſehen und ſeiner Wuth neue Nahrung zu geben. Ich denke übrigens, Sie ſollten keine Larve vor's Geſicht nehmen, er wird Sie dann um ſo leichter erkennen, um ſo eher in Ihrer Nähe in ſeine Falle gehen; ich werde ein paar tüchtige Burſche in Dominos ſtecken und ſie Ihnen zur Escorte geben; auf ein Zeichen von Ihnen ſoll der alte Fuchs gefangen ſeyn."

Babette, das Kammermädchen der Sängerin, war während dieſes Geſpräches ab- und zugegangen; ſie hatte gehört, wie ihre Dame entſchloſſen ſey, den Mörder oder ſeine Gehülfen ausfindig zu machen, ſie glaubte es ſich ſelbſt ſchuldig zu ſeyn, nach Kräften zu dieſer Entdeckung beizutragen. Sie paßte daher den Direktor

ab, faßte ſich ein Herz und ſagte, ſie habe ſchon neulich den Doktor auf einen Umſtand aufmerkſam gemacht, der zur Entdeckung führen könnte, er ſcheine aber nicht darauf zu achten.

„Kein Umſtand iſt bei ſolchen Vorfällen gering, meine liebe Kleine," antwortete der Mann der Polizei; „wenn Sie irgend etwas wiſſen" —

„Ich glaube faſt, Signora iſt zu diskret und will nicht recht mit der Sprache heraus; als ſie den Stich bekam und in meinen Armen ohnmächtig wurde, war ihr letzter Seufzer — Bolnau."

„Wie?" rief der Direktor entrüſtet, „und das verſchwieg man mir bis jetzt? einen ſo wichtigen Umſtand; haben Sie auch recht gehört, Bolnau?"

„Auf meine Ehre," ſagte die Kleine und legte die Hand betheuernd auf das Herz. „Bolnau, ſagte ſie und ſo ſchmerzlich, daß ich nicht anders glaube, als ſo heißt der Mörder; aber bitte, verrathen Sie mich nicht!"

Der Direktor hatte den Grundſatz, daß kein Menſch, er ſehe ſo ehrlich aus als er wolle, zu gut zu einem Verbrechen ſey. Der Commerzienrath Bolnau, und einen andern wußte er nicht in dieſer Stadt, war ihm zwar als ein geordneter Mann bekannt, aber — hatte man nicht Beiſpiele, daß gerade ſolche Leute, denen man vor der Welt nichts nachſagen konnte, der Juſtiz am meiſten zu ſchaffen machten? konnte er nicht mit dieſem Chevalier de Planto unter einer Decke ſpielen. Er ſetzte unter dieſen Betrachtungen ſeinen Weg weiter fort, er näherte ſich der breiten Straße, es fiel ihm bei, daß um dieſe Zeit der Commerzienrath ſich dort zu ergehen pflegte; er

beſchloß, ihm ein wenig auf den Zahn zu fühlen. Richtig, dort kam er die Straße herab, er grüßte rechts, er grüßte links, er ſprach alle Augenblicke mit einem Bekannten, er lächelte, wenn er weiter ging, vor ſich hin, er ſchien munter und guter Dinge zu ſeyn. Er mochte etwa noch fünfzig Schritte vom Direktor entfernt ſeyn, als er dieſen anſichtig wurde; er erbleichte, er wandte um und wollte in eine Seitenſtraße einbiegen. „Ein verdächtiger, ſehr verdächtiger Umſtand!“ dachte der Direktor, lief ihm nach, rief ſeinen Namen und brachte ihn zum Stehen. Der Commerzienrath war ein Bild des Jammers, er brachte in hohlen Tönen bon jour, bon jour hervor, er ſchien lächeln zu wollen, aber die Augen gingen ihm über und ſein Geſicht verzog ſich krampfhaft; ſeine Knie zitterten, ſeine Zähne ſchlugen hörbar aneinander.

„Ei, ei, Sie machen ſich recht rar. Habe Sie ſchon ein paar Tage nicht an meinem Fenſter vorbeigehen ſehen; Sie ſcheinen nicht recht wohl zu ſeyn?“ ſetzte der Direktor mit ſtechendem Blick hinzu, „Sie ſind ſo blaß; fehlt Ihnen etwas?“

„Nein, — es iſt nur ſo ein kleines Fröſteln — ich war wirklich einige Tage nicht wohl, aber Gottlob, es geht mir beſſer.“

„So? Sie waren nicht wohl?“ fragte jener weiter, „das hätte ich kaum gedacht; ich glaubte ſie doch noch vor wenigen Tagen auf der Redoute recht munter geſehen zu haben.“

„Ja freilich; aber gleich den folgenden Tag mußte ich mich legen; ich bekam meine Zufälle wieder, aber ich bin jetzt ganz wieder hergeſtellt.“

„Nun, da werden Sie nicht verſäumen, die nächſte Redoute zu beſuchen; es iſt die letzte und ſoll ſehr brillant werden: ich hoffe Sie dort zu ſehen; bis dahin Adieu, Herr Commerzienrath!“

10.

„Werde nicht manquiren!“ rief ihm der Commerzienrath Bolnau mit jammervollen Mienen nach; „der hat Verdacht!“ ſprach er zu ſich, „der weiß etwas von dem Wort der Sängerin. Zwar ſoll ſie wieder hergeſtellt ſeyn; aber kann nicht der Verdacht im Herzen dieſes Policiſten um ſich freſſen? Kann er mich nicht aus Argwohn beobachten laſſen? Die geheime Polizei wird mich verfolgen; auf allen meinen Schritten und Tritten ſehe ich ſchlaue fremde Geſichter. Ich darf nichts mehr reden, ſo wird es rapportirt, gedeutet; ich werde, o Gott im Himmel! ich werde ein unruhiger Kopf, ein gefährliches Individuum; und doch lebte ich ſtill und harmlos wie Wilhelm Tell im vierten Akt!“

So ſprach der unglückliche Bolnau bei ſich; ſeine Angſt vermehrte ſich, als er über die verfängliche Frage wegen der nächſten Redoute nachdachte; „er meint gewiß, ich werde mich nicht in die Nähe der Sängerin wagen, aus böſem Gewiſſen; aber ich muß hin, ich muß ihm dieſen Verdacht benehmen! und doch — wird mich nicht in ihrer Nähe ein Zittern und Beben überfallen, gerade weil er glauben kann, ich werde aus Gewiſſensbiſſen und Angſt zittern?“ Er quälte ſich ab mit dieſen Vorſtellungen, ſie beſchäftigten ihn Tage lang; er erinnerte ſich, daß ein berühmter Schriftſteller in einer

Schrift bewieſen habe, daß man Angſt vor der Angſt haben könne, und dies ſchien ihm ganz ſein Fall zu ſeyn. Aber er fühlte, daß er ſich ein Herz faſſen und der Gefahr entgegen gehen müſſe. Er ließ ſich vom Maskenverleiher den prachtvollen Anzug des Paſcha von Janina holen; er zog ihn alle Tage an und übte ſich vor einem Spiegel, recht unbefangen aus ſeiner Maske hervorzuſchauen. Er machte ſich aus ſeinem Schlafrocke eine Puppe und ſetzte ſie auf einen Seſſel; ſie ſtellte die Sängerin Bianetti vor. Er ging als Paſcha um ſie her, näherte ſich ihr und ſprach: „Es freuet mich unendlich, Sie in ſo erwünſchtem Wohlbefinden zu ſehen.“ Am dritten Tage konnte er ſeine Lektion ſchon ganz ohne Zittern ſagen, daher legte er ſich noch Schwereres auf. Er wollte recht artig und unbefangen ſeyn und ihr einen Teller mit Bonbons und Punſch offeriren. Er übte ſich mit einem Glas Waſſer, das er auf einen Teller ſetzte. Von Anfang klirrte es ſchrecklich in ſeiner zitternden Hand; aber auch dieſe Schwachheit überwand er, ja er konnte ganz luſtig dazu ſagen: „Verehrte, beliebt Ihnen nicht etwas weniges Punſch und etliche Bonbons?“ Es ging trefflich; kein Sterblicher ſollte ihn beben ſehen. Ali Paſcha von Janina fühlte Muth in ſich, trotz ſeiner Angſt auf die Redoute zu gehen.

Der Medizinalrath Lange hatte es ſich nicht nehmen laſſen, die Geneſene zum erſten Mal wieder unter die Leute zu führen. Sie hatte es ihm gern zugeſagt; hatte er doch durch ſeine treue Pflege, durch die väterliche Sorgfalt, womit er ſich ihrer angenommen, ein Recht auf ihre wärmſte Dankbarkeit gewonnen. So kam er

mit ihr auf die Redoute, und er ſchien ſich nicht wenig auf den Platz an der Seite des ſchönen intereſſanten Mädchens zu gut zu thun. Die Leute in B. ſind ein ſonderbares Volk. In den erſten Tagen hatte man von den nobelſten Salons bis hinab in die Bierſchenken von der Sängerin Uebels geſprochen; als aber Männer von Gewicht ſich ihrer annahmen, als angeſehene Damen ſich öffentlich für ſie erklärten, drehte ſich die Fahne nach dem Wind, und die B . . . er liefen, gerührt über das Schickſal des armen Kindes, in den Straßen umher und ſtarben bald vor Entzücken, daß ſie geneſen. Als ſie in den Saal der Redoute trat, ſchien Alles nur auf ſie, als die Königin des Feſtes, gewartet zu haben; man jubelte und jauchzte, man klatſchte in die Hände und rief: Bravo! als hätte ſie eben die ſchwerſten Rouladen zu Stande gebracht. Auch dem Medizinalrath fiel ſein Antheil am Beifall zu: „Sehet, der iſt's!“ riefen ſie, „das iſt ein geſchickter Mann, der hat ſie gerettet!“

Die Sängerin fühlte ſich freudig bewegt von dieſem Beifall der Menge; ja ſie hätte, berauſcht von dem Gemurmel der Glückwünſchenden, beinahe vergeſſen, daß ſie noch ein ernſterer Zweck in dieſen Saal geführt habe; aber die vier handfeſten Dominos, die ihren Schritten folgten, die Fragen des Doktors, ob ſie die grauen Augen des Chevaliers noch nicht anſichtig geworden, erinnerten ſie immer wieder an ihr Vorhaben. Ihr ſelbſt und dem Doktor war es nicht entgangen, daß ein langer hagerer Türke (man hieß in B. ſein Koſtüm den Ali Baſſa) ſich immer in ihre Nähe dränge; und ſo oft der Strom der Masken ihn wegriß, immer war er

ihnen zur Seite. Die Sängerin ſtieß den Doktor an und winkte mit den Augen nach dem Paſcha hin. Er erwiederte ihren Wink und ſagte: „Ich habe ihn ſchon lange bemerkt.“ Der Paſcha näherte ſich mit ungewiſſen Schritten; die Sängerin klammerte ſich feſter an Lange's Arm; er war jetzt ganz nahe, ſtarre graue Aeuglein guckten aus der Maske, und eine hohle Stimme ſprach zu ihr: „Es freut mich unendlich, werthgeſchätzte Mamſell, Sie in ſo erwünſchtem Wohlſeyn zu ſehen.“ Die Sängerin wandte ſich erſchreckt ab und ſchien zu zittern; auch die Maske fuhr bei dieſem Anblick bebend zurück und verſchwand unter der Menge. „Iſt er es?“ rief der Medizinalrath, „faſſen Sie ſich doch; es gilt hier, ruhig und mit Umſicht zu handeln; glauben Sie, er iſt es?“ — „Noch weiß ich es nicht gewiß,“ entgegnete ſie; „aber ich glaube ſeine Augen zu erkennen.“

Der Medizinalrath gab den vier Dominos die Weiſung, recht genau auf dieſen Paſcha acht zu geben, und ging mit der Dame weiter. Aber kaum hatte er einige Gänge durch den Saal gemacht, ſo erſchien der Türke wieder; doch hielt er ſich mehr in der Entfernung, als beobachte er die Sängerin.

Der Doktor trat mit ſeiner Dame an ein Buffet, um ihr auf den gehabten Schrecken eine Taſſe Thee zu verordnen; er ſah ſich um — auch hier wieder der Türke. Und ſiehe da, jetzt hatte er auf einem Tellerlein ein Glas Punſch und einige Bonbons; er nähert ſich der Sängerin, ſeine Augen funkeln, das Glas hüpft und klappert in ſeltſamen Klängen auf dem zitternden Teller; er iſt an ihrer Seite, er bietet ihr den Teller und ſagt:

„Verehrte, beliebt Ihnen nicht etwas weniges Punſch und etliche Bonbons?“ Die Sängerin ſah ihn ſtarr an, ſie erbleichte, ſie ſtieß den Teller zurück und rief: „Ha, der Schreckliche! er iſt's, er iſt's, er will mich vergiften!“

Der Paſcha von Janina ſtand ſtumm und regungslos, er ſchien jeden Gedanken an Vertheidigung aufzugeben; willenlos ließ er ſich von den vier handfeſten Dominos hinwegführen.

Beinahe in demſelben Augenblicke wurde der Doktor heftig an ſeinem ſchwarzen Mantel gezogen; er ſah ſich um, jener kleine verwachſene Lohnlaquai aus dem Hôtel de Portugal ſtand vor ihm, bleich und von Schrecken entſtellt: „Um Gottes Barmherzigkeit willen, Herr Medizinalrath, kommen Sie doch gefälligſt mit mir auf Nr. 53, eben will der Teufel den franzöſiſchen Herrn holen.“

„Was ſchwatzt Er da?“ ſagte der Doktor unwillig und wollte ihn auf die Seite ſchieben, um dem Gefangenen auf die Polizeidirektion zu folgen, „was geht es mich an, wenn ihn der Satan zu ſich nimmt?“

„Aber ich bitte Sie,“ rief der Kleine beinahe heulend, „er kann vielleicht doch gerettet werden; Hochdieſelben ſind ja Stadtphyſikus allhier und verpflichtet, zu den Fremden in den Hotellern zu kommen.“

Der Medizinalrath unterdrückte einen Fluch, der ihm auf der Zunge ſchwebte; er ſah, daß er dieſem unangenehmen Gang nicht ausweichen könne, er winkte den Kapellmeiſter Boloni herbei, übergab ihm die Sängerin und eilte mit dem kleinen Menſchen nach dem Hôtel de Portugal.

11.

Es war ſtill und öde in dieſem großen Gaſthof, Mitternacht war beinahe ſchon vorüber, die Lampen in den Gängen und Treppen brannten düſter und trübe; es war dem Medizinalrath unheimlich zu Muth, als er zu dem einſamen Kranken hinanſtieg. Der Laquai ſchloß die Thüre auf, der Doktor trat ein, wäre aber beinahe wieder zurückgeſunken; denn ein Weſen, das ſeit einigen Tagen unabläſſig ſeine Phantaſie im Wachen und im Schlafe beſchäftigt hatte, ſaß hier wirklich und verkörpert im Bette. Es war ein großer hagerer ältlicher Mann, er hatte eine ſpitzig aufſtehende wollene Schlafmütze tief in die Stirne gezogen, ſeine enge Bruſt, ſeine langen dünnen Arme waren mit Flanell überkleidet, unter der Mütze ragte eine große ſpitzige Naſe aus einem magern braungelben Geſicht hervor, das man ſchon todt und erſtorben geglaubt hätte, wären es nicht ein Paar graue ſtechende Augen geweſen, die ihm noch etwas Leben und einen ſchrecklichen grauenerregenden Ausdruck gaben. Seine langen dünnen Finger, die mit den hagern Gelenken weit aus den Aermeln hervorragten, hatte er zuſammengekrümmt, er kratzte mit heiſerem wahnſinnigen Lachen auf der Bettdecke.

„Schaut! er kratzt ſich ſchon ſein Grab!“ flüſterte der kleine Menſch und weckte damit den Doktor aus ſeinem Hinſtarren auf den Kranken. So, gerade ſo hatte ſich dieſer den Chevalier de Planto gedacht: dieſes tückiſche graue Auge, dieſe unheilverkündenden Züge, dieſe dürre geſpenſterhafte Figur — es war hier alles,

was die Sängerin von jenem ſchrecklichen Manne geſagt hatte. Doch er beſann ſich, kam er denn nicht jetzt eben von der Verhaftung jenes Chevaliers? Konnte nicht ein anderer Mann auch graue Augen haben? war es zu verwundern, daß ein Kranker abgefallen und bleich war? Der Doktor lachte ſich ſelbſt aus, fuhr mit der Hand über die Stirne, als wolle er dieſe Gedanken hinwegwiſchen, und trat an das Bett. — Doch, noch nie hatte er in ſo langen Jahren am Bette eines Kranken Grauen und Furcht gefühlt — hier, es war ihm unerklärlich, hier befiel ihn eine Beengung, ein Schauer, den er umſonſt abzuſchütteln ſuchte, und er fuhr unwillkürlich zurück, als er die feuchte kalte Hand in der ſeinigen fühlte, als er lange umſonſt nach einem Puls ſuchte.

„Der dumme Kerl,“ rief der Kranke mit heiſerer Stimme, indem er bald Franzöſiſch, bald ſchlechtes Italieniſch und gebrochenes Deutſch unter einander warf, „der dumme kleine Kerl hat mir, glaube ich, einen Doktor gebracht. Sie werden mir verzeihen, ich habe nie viel von Ihrer Kunſt gehalten. Das Einzige, was mich heilen kann, ſind die Bäder von Genua; ich habe der Bête ſchon befohlen, daß er mir Poſtpferde beſtellte; ich werde heute Nacht noch abfahren.“

„Freilich wird er abfahren,“ murmelte der kleine Menſch; „aber mit ſechs kohlſchwarzen Rappen; und nicht nach Genua, ſondern dahin, wo Heulen und Zähnklappern.“

Der Doktor ſah, daß hier wenig mehr zu machen ſey; er glaubte die Vorzeichen des nahen Todes in den Augen, in den unruhigen Bewegungen des Kranken zu

leſen, ſelbſt jene Sehnſucht zu reiſen und hinaus ins Weite zu kommen, war ſchon oft der Vorbote eines ſchnellen Endes geweſen. Er rieth ihm daher, ſich ruhig nieder zu legen, und verſprach ihm einen kühlen Trank zu bereiten.

Der Kranke lachte grimmig. „Liegen, ruhig liegen?“ antwortete er. „Wenn ich liege, höre ich auf zu athmen; ich muß ſitzen, im Wagen muß ich ſitzen, fort, weit fort! — Was ſagt der kleine Menſch? hat er die Pferde beſtellt? Kleiner Hund, haſt du mein Gepäck in Ordnung?“

„Ach Herr und Vater!“ krächzte der Kleine, „jetzt denkt er an ſein Gepäck; ja einen ſchweren Pack Sünden nimmt er mit, der Unmenſch. Es iſt nicht an den Himmel zu malen, was er geflucht und gotteslästerliche Reden geführt hat.“

Der Medizinalrath faßte noch einmal die Hand des Kranken. „Faſſen Sie Vertrauen zu mir,“ ſagte er, „vielleicht kann Ihnen die Kunſt doch noch nützen; Ihr Diener ſagt mir, es ſey Ihnen eine Schußwunde wieder aufgegangen; laſſen Sie mich unterſuchen.“ Murrend bequemte ſich der Kranke dazu, er deutete auf ſeine Bruſt. Der Arzt nahm einen ſchlechtgemachten Verband weg, er fand — eine Stichwunde nahe am Herzen. — Sonderbar! es war dieſelbe Größe, derſelbe Ort, wie die Wunde der Sängerin.

„Das iſt eine friſche Wunde, ein Stich!“ rief der Doktor und ſah den Kranken mißtrauiſch an. „Woher haben Sie dieſe Wunde?“

„Sie glauben wohl, ich habe mich geſchlagen? Nein, beim Teufel! ich hatte ein Meſſer in der

Bruſttaſche, fiel eine Treppe herab und habe mich ein wenig geritzt."

„Ein wenig geritzt!" dachte Lange, „und doch wird er an dieſer Wunde ſterben."

Er hatte indeſſen Limonade bereitet und bot ſie dem Kranken; dieſer führte ſie mit unſicherer Hand zum Munde, ſie ſchien ihn zu erquicken; er war einige Momente ſtill und ruhig; doch, als er ſah, daß er einige Tropfen auf die Decke gegoſſen hatte, fing er an zu fluchen und verlangte ein Schnupftuch. Der Laquai flog zu einem Koffer, ſchloß auf und brachte ein Tuch heraus — der Doktor ſah hin, eine ſchreckliche Ahnung ſtieg in ihm auf — er ſah wieder hin, es war dieſelbe Farbe, derſelbe Stoff, es war das Tuch, das man bei der Sängerin gefunden. Der kleine Menſch wollte es dem Kranken überreichen; er ſtieß es zurück: „Gehe zu allen Teufeln, du Thier! wie oft muß ich es ſagen, Eau d'héliotrope darauf!" Der Diener holte eine kleine Flaſche hervor und beſprengte das Tuch; ein angenehmer Geruch verbreitete ſich im Zimmer — es war daſſelbe Parfüm, das jenes gefundene Tuch an ſich getragen.

Der Medizinalrath bebte an allen Gliedern; es war kein Zweifel mehr, er hatte hier den Mörder der Sängerin Bianetti, den Chevalier de Planto vor ſich. Es war ein Hülfloſer, ein Kranker, ein Sterbender, der hier im Bette ſaß; aber dem Doktor war es, als könne er alle Augenblicke aus dem Bette fahren und nach ſeiner Kehle greifen, er ergriff ſeinen Hut, es trieb ihn fort aus der Nähe des Schrecklichen.

Der kleine Laquai packte ihn am Rock, als er ihn gehen ſah. „Ach, Wohledler!“ ſtöhnte er, „Sie werden mich doch nicht bei ihm allein laſſen wollen? Ich halte es nicht aus, wenn er jetzt ſtürbe und dann ſogleich als flanellenes Geſpenſt mit der Zipfelmütze auf dem Schädel im Zimmer auf und ab ſpazierte! Um Gottes Barmherzigkeit willen, verlaſſen Sie mich nicht!“

Der Kranke grinzte fürchterlich, und lachte und fluchte untereinander, er ſchien dem Kleinen zu Hülfe kommen zu wollen, er ſtreckte ein langes dürres Bein aus dem Bette, er krallte die dünnen Finger nach dem Doktor. Doch dieſer hielt es nicht mehr aus; der Wahnſinn ſchien ihn anzuſtecken, er warf den Kleinen zurück und floh aus dem Zimmer; noch auf den unterſten Treppen hörte er das gräßliche Lachen des Mörders.

12.

Am Morgen nach dieſer Nacht fuhr ein hübſcher Stadtwagen vor dem Hôtel de Portugal vor; es ſtiegen drei Perſonen, eine verſchleierte Dame und zwei ältliche Herren, heraus und ſtiegen die Treppe hinan. „Iſt der Herr Oberjuſtizreferendarius Pfälle ſchon oben?“ fragte der eine dieſer Herren den Kellner, der ſie hinauf führte; dieſer bejahte und der Herr fuhr fort: „Und doch iſt es eine ſonderbare Fügung des Schickſals, daß er die Treppe herabſtürzt und ſich ſelbſt den Dolch in die Bruſt ſtoßt, daß er ſich ſelbſt verhindert zu entfliehen, daß gerade Sie, Lange, zu ihm beſchieden werden!“

„Gewiß!“ ſagte die verſchleierte Dame. „Finden Sie aber nicht auch ein eigentliches Verhängniß in

dieſen Schnupftüchern? Das eine mußte er bei mir liegen laſſen, welcher Zufall! das andere mußte er gerade in dem Augenblick verlangen, wo der Doktor noch bei ihm iſt."

„Es mußte ſo gehen," erwiederte der zweite Herr; „man kann nichts ſagen, als es mußte ſo kommen. Aber in dieſem Strudel hätte ich beinahe etwas vergeſſen; ſagen Sie, was iſt denn mit dem Paſcha von Janina? Signora mußte ſich offenbar getäuſcht haben. Sie haben ihn wieder auf freien Fuß geſetzt? Wer war der arme Teufel?"

„Mit nichten und im Gegentheil," ſprach der erſtere, „ich habe mich überzeugt, daß es ein Mitſchuldiger des Chevalier iſt, dem ich ſchon lange auf der Spur bin. Ich habe ihn ſchon hieher bringen laſſen, er wird mit dem Mörder konfrontirt werden."

„Nicht möglich!" rief die Dame, „ein Mitſchuldiger?"

„Ja, ja!" ſagte der Herr mit ſchlauem Lächeln, „ich weiß allerlei, wenn man mir es auch nicht angibt. Aber Gottlob, wir ſind oben, hier iſt ja gleich Nro. 53. Mademoiſelle haben Sie die Güte, einſtweilen hier auf 54 einzutreten; der Kapellmeiſter hat es erlaubt und wird Sie nicht hinauswerfen, dafür wollte ich ſtehen. Wenn das Verhör an Sie kommt, werde ich Sie rufen."

Wir brauchen nicht erſt zu ſagen, daß dieſe drei Perſonen die Sängerin, der Doktor und der Direktor waren; ſie kamen, um den Chevalier de Planto eines Mordverſuchs anzuklagen. Der Direktor und der Medizinalrath traten ein; der Kranke ſaß noch eben ſo im

Bette, wie ihn der Doktor in der Nacht geſehen; nur ſchienen beim Tageslicht ſeine Züge noch graſſer, der Ausdruck der Augen, die ſchon zu erſtarren anfingen, noch ſchauerlicher. Er ſah bald den Doktor, bald den Direktor mit ſeelenloſen Blicken an, dann ſchien er nachzuſinnen, was hier in ſeinem Zimmer vorgehe, denn der Referendarius Pfälle, ein kurzer junger Mann mit rothen Wangen und kleinen Aeuglein, hatte ſich einen Tiſch zurecht geſtellt, einen Stoß Papier vor ſich hingelegt und hielt eine lange Schwanenfeder in der Rechten, um zu protokolliren.

„Bête, was wollen dieſe Herren?“ rief der Kranke mit ſchwacher Stimme dem kleinen Laquaien zu, „du weißt ja, ich nehme keine Beſuche an.“

Der Direktor trat dicht vor ihn hin, ſah ihn feſt an, und ſagte mit Nachdruck: „Chevalier de Planto!“

„Qui vive?“ ſchrie der Kranke und fuhr mit der Rechten an die Schlafmütze, als wolle er militäriſch ſalutiren.

„Mein Herr, Sie ſind der Chevalier de Planto?“ fuhr jener fort.

Die grauen Augen fingen an zu glänzen, er warf ſtechende Blicke auf den Direktor und den Referendär, ſchüttelte mit höhniſcher Miene den Kopf nnd antwortete: „der Chevalier iſt längſt todt.“

„So? wer ſind denn Sie? antworten Sie, ich frage im Namen des Königs.“

Der Kranke lachte: „ich nenne mich Lorier; Bête, gib dem Herrn meine Päſſe!“

„Iſt nicht nöthig; kennen Sie dies Tuch, mein Herr?“

„Was werde ich es nicht kennen, Sie haben es da von meinem Stuhl weggenommen; wozu dieſe Fragen, wozu dieſe Scenen? Sie geniren mich, mein Herr!“

„Belieben Sie auf Ihre linke Hand zu ſchauen,“ ſagte der Direktor, „dort halten Sie ja Ihr Tuch; dieſes hier fand ſich im Hauſe einer gewiſſen Giuſeppa Bianetti.“

Der Kranke warf einen wüthenden Blick auf die Männer; er ballte ſeine Fauſt und knirſchte mit den Zähnen; er ſchwieg hartnäckig, obgleich der Direktor ſeine Fragen wiederholte. Dieſer gab jetzt dem Doktor einen Wink; er ging hinaus und erſchien bald darauf mit der Sängerin, dem Kapellmeiſter Boloni und dem ....ſchen Geſandten in dem Zimmer.

„Herr Baron von Martinow,“ wandte ſich der Direktor zu dieſem, „erkennen Sie dieſen Mann für denſelben, den Sie in Paris als Chevalier de Planto kannten?“

„Ich erkenne ihn für denſelben,“ antwortete der Baron, „und wiederhole meine Ausſagen über ihn, die ich früher zu Protokoll gab.“

„Giuſeppa Bianetti! erkennen Sie ihn für denſelben, der Sie aus dem Hauſe Ihres Stiefvaters führte, in ſein Haus nach Paris brachte, für denſelben, den Sie eines Mordverſuchs beſchuldigen?“

Die Sängerin bebte bei dem Anblick des fürchterlichen Mannes; ſie wollte antworten, aber er ſelbſt erſparte ihr jedes Geſtändniß. Er richtete ſich höher auf, ſeine wollene Mütze ſchien ſpitziger aufzuſtehen, ſeine Arme waren ſteif, er ſchien ſie mit Mühe zu bewegen.

aber ſeine Finger krallten ſich krampfhaft auf und zu; ſeine Stimme ſchlich nur noch leiſe und heiſer aus der Bruſt herauf, ſelbſt ſein Lachen und ſeine Flüche wurden beinahe zum Geflüſter. „Kommſt du mich zu beſuchen, Schepperl?“ ſagte er, „das iſt ſchön von dir; nicht wahr, du weideſt dich recht an meinem Anblick? Es iſt mir wahrhaftig leid, daß ich dich nicht beſſer getroffen, ich hätte dir dadurch den Schmerz erſpart, deinen Oheim vor ſeiner Abreiſe von dieſen deutſchen Thieren verhöhnt zu ſehen.“

„Was brauchen wir weiter Zeugniß?“ unterbrach ihn der Direktor, „Herr Referendarius Pfälle, ſchreiben Sie einen Verhaftungsbefehl gegen“ —

„Was thun Sie?“ rief der Doktor, „ſehen Sie denn nicht, daß ihm der Tod ſchon am Herzen iſt? Er treibt es keine Viertelſtunde mehr. Eilen Sie, wenn Sie noch etwas zu fragen haben.“

Der Direktor befahl dem Laquai, den Gerichtsdienern zu rufen, ſie ſollen den Gefangenen herauf bringen; der Kranke ſank mehr nnd mehr zuſammen, ſein Auge ſchien ſtill zu ſtehen, es hatte nur eine Richtung, nach der Sängerin, aber auch jetzt noch ſchien Wuth und Ingrimm daraus hervor zu blitzen. „Schepperl,“ ſprach er wieder, „du haſt mich unglücklich gemacht, zu Grunde gerichtet, darum verdienteſt du den Tod; du haſt deinen Vater zu Grunde gerichtet, ſie haben ihn auf die Galeere geſchickt, weil er dich mir um Geld verkauft hat; er hat mich beſchworen, dich umzubringen; es thut mir leid, daß ich gezittert habe. Verflucht ſeyen dieſe Hände, die nicht einmal mehr ſicher ſtoßen konnten!“ Seine

greulichen Verwünſchungen, die er über ſich und Giuſeppa ausſtieß, wurden durch eine neue Erſcheinung unterbrochen. Zwei Gerichtsdiener brachten einen Mann in türkiſcher Kleidung; es war der unglückliche Ali Paſcha von Janina — der Turban bedeckte das jammervolle Haupt des Commerzienraths Bolnau. Alle erſtaunten über dieſen Anblick, beſonders ſchien der Kapellmeiſter ſehr betreten; er erblaßte und erröthete und wandte ſein Geſicht ab. „Monſieur de Planto," ſprach der Direktor, „kennen Sie dieſen Mann?" Der Kranke hatte die Augen geſchloſſen; er riß ſie mühſam auf und ſagte: „gehet zu allen Teufeln, ich kenne ihn nicht."

Der Türke ſah die Umſtehenden mit kummervoller Miene an; „ich wußte wohl," daß es ſo kommen werde," ſprach er mit weinerlichem Tone, „es hat mir ſchon lange geahnet. Aber Mademoiſelle Bianetti, wie konnten Sie doch einen unſchuldigen Mann ſo ins Unglück bringen?"

„Was iſt es denn mit dieſem Herrn?" fragte die Sängerin, „ich kenne ihn nicht. Herr Direktor, was hat denn dieſer gethan?"

„Signora," ſprach der Direktor mit tiefem Ernſt, „vor den Gerichten gilt keine Nachſicht oder irgend eine Schonung; Sie müſſen dieſen Herrn kennen, es iſt der Commerzienrath Bolnau. Ihr eigenes Kammermädchen hat eingeſtanden, daß Sie bei dem Mord ſeinen Namen ausgerufen haben."

„Freilich!" klagte der Paſcha, „meinen Namen genannt unter ſo verfänglichen Umſtänden!"

Die Sängerin erſtaunte, eine tiefe Röthe flog über ihr ſchönes Geſicht, ſie ergriff in großer Bewegung den

Kapellmeiſter bei der Hand: „Carlo,“ rief ſie, „jetzt gilt es zu ſprechen, ich kann es nicht verſchweigen; ja, Herr Direktor, ich werde dieſen theuren Namen genannt haben, aber ich meinte nicht jenen Herrn, ſondern“ —

„Mich!“ rief der Kapellmeiſter und trat hervor, „ich heiße, wenn es mein lieber Vater dort erlaubt, Karl Bolnau!“

„Karl! Muſikant! Amerikaner!“ rief der Türke und umarmte ihn, „das iſt das erſte geſcheute Wort in deinem Leben! du haſt mich aus einem großen Jammer befreit.“

„Wenn ſich die Sache ſo verhält,“ ſagte der Direktor, „ſo ſind Sie frei, und wir haben in dieſer Sache nur mit gegenwärtigem Herrn Chevalier de Planto zu thun.“ Er wandte ſich um zu dem Bette: dort ſtand der Arzt und hielt die Hand des Mörders in der ſeinigen; er legte ſie ernſt und ruhig auf die Decke und drückte ihm die ſtarren Augen zu. „Direktor,“ ſagte er, „der macht es jetzt mit einem höheren Richter aus.“

Man verſtand ihn; ſie gingen aus dem Gemach des furchtbaren Todten und traten drüben bei dem Kapellmeiſter, dem glücklichen, wiedergefundenen Sohne des Paſcha ein; die Sängerin verbarg ihr Geſicht an der Bruſt des Geliebten, ihre Thränen ſtrömten heftig, aber es waren die letzten, die ſie ihrem unglücklichen Schickſal weinte; denn der Paſcha ging lächelnd um das ſchöne Paar, er ſchien an einem großen Entſchluß zu arbeiten; er beſprach ſich heimlich mit dem Medizinalrath und trat von dieſem zu ſeinem Sohn und der Sängerin. „Liebſte Mademoiſelle,“ ſprach er, „ich habe

Ihretwegen vieles ausgeſtanden, Sie haben meinen Namen ſo verfänglich genannt, daß ich Sie bitte, ihn mit dem Ihrigen zu vertauſchen. Sie haben geſtern meinen Teller mit Punſch verſchmäht, werden ſie mich wieder zurückſtoßen, wenn ich Ihnen gegenwärtigen Herrn Karl Bolnau, meinen muſikaliſchen Sohn, präſentire, mit der Bitte, ihn zu ehelichen?"

Sie ſagte nicht nein; ſie küßte mit Freudenthränen ſeine Hand, der Kapellmeiſter ſchloß ſie mit Entzücken in ſeine Arme und ſchien diesmal ſein erhabenes Pathos ganz vergeſſen zu haben. Der Commerzienrath aber faßte des Doktors Hand: „Lange, ſage Er, hätte ich denken können, daß es ſo kommen würde, als Er mir den Schrecken in alle Glieder jagte, als ich die Scheiben des Palais zählte, und Er mir ſagte: ihr letztes Wort war Bolnau!"

„Nun, was will er weiter!" antwortete der Medizinalrath lächelnd, „es war doch gut, daß ich es Ihm damals ſagte, wer weiß, ob alles ſo gekommen wäre ohne das letzte Wort der Sängerin."

Phantaſien im Bremer Rathskeller.

Ein Herbſtgeſchenk

für Freunde des Weines,

von

Wilhelm Hauff.

Guter Wein iſt ein gutes, geſelliges Ding, und jeder Menſch kann ſich wohl einmal davon begeiſtern laſſen.

Shakeſpeare.

Den

zwölf Aposteln

im

Rathskeller zu Bremen

in

dankbarer Erinnerung

Im Herbst 1827.

der Verfasser.

„Mit dem Menſchen iſt nicht auszukommen!“ ſagten ſie, als ſie in meinem Gaſthof die Treppe hinabſtiegen, und ich konnte es noch deutlich hören. „Jetzt will er wieder ſchlafen von neun Uhr an und leben wie ein Murmelthier; wer hätte das gedacht vor vier Jahren!“

Sie hatten nicht Unrecht, die Freunde, daß ſie mich in Unmuth verließen. Gab es ja doch heute Abend eines der glänzendſten muſikaliſchen, tanzenden und deklamirenden Butterbrode in der Stadt, und hatten ſie ſich nicht alle mögliche Mühe gegeben, mir, dem Landfremden, einen angenehmen Abend dort zu verſchaffen? Aber es war wahrhaftig unmöglich, ich konnte nicht gehen. Warum ſollte ich einen tanzenden Thee beſuchen, wo ſie nicht tanzte, warum ein ſingendes Butterbrod, wo ich (ich wußte es zum voraus) hätte ſingen müſſen, ohne von ihr gehört zu werden; warum einen trauten Kreis von Freunden durch Trübſinn und finſteres Weſen ſtören, das ich nun heute nicht verbannen konnte? O Gott! ich wollte ja lieber, daß ſie mir auf der Treppe einige Sekunden fluchten, als daß ſie ſich von neun Uhr bis ein Uhr langweilten, wenn ſie nur mit meinem Körper ſich unterhielten und bei der Seele umſonſt anfragten, die einige Straßen weiter auf Unſerer lieben Frauen Kirchhof nachtwandelte.

Aber das that mir wehe, daß mich die guten Gesellen für ein Murmelthier hielten, und dem Drang nach Schlaf zuschrieben, was aus Freude am Wachen geschah. O nur du, ehrlicher Hermann, wußtest es mehr zu würdigen! Hörte ich denn nicht, wie du unten auf dem Domhof sagtest: „Schlaf ist es nicht, denn seine Augen leuchten. Aber entweder hat er wieder zu viel oder zu wenig Wein getrunken, das heißt, er trinkt noch welchen und — allein.“

Wer verlieh dir denn diese prophetische Kraft? oder konntest du ahnen, daß meine Augen wacker waren, weil sie heute Nacht alten Rheinwein schauen sollten? konntest du wissen, daß ich gerade heute von dem Patent und Erlaubnißschein, vom Rathe auf meine Person ausgestellt, Gebrauch machen werde, um die Rose und eure zwölf Apostel zu begrüßen? Und überdies, war denn heute nicht mein Schalttag?

Meines Erachtens ist es keine üble Gewohnheit, die ich von meinem Großvater angenommen, nämlich hie und da Einschnitte zu machen in den Baum des Jahres und sinnend dabei zu verweilen. Wenn der Mensch nur Neujahr und Ostern, nur Christfest oder Pfingsten feiert, so kommen ihm endlich diese Ruhepunkte in der Geschichte seines Lebens so alltäglich vor, daß er darüber hinweg gleitet ohne Erinnernng. Und doch ist es gut, wenn die Seele, sonst immer nach außen gerichtet, auch einmal auf ein paar Stunden einkehrt im eigenen Gasthof ihrer Brust, sich bewirthet an der langen Table d'Hote der Erinnerung und nachher gewissenhaft die Rechnung ad notam schreibt, wie Frau Hurtig dem Ritter. Der

Großvater nannte ſolche Tage ſeine Schalttage; nicht daß er etwa ein Banket veranſtaltete mit ſeinen Freunden, oder den Tag luſtig und in Freuden lebte, in Saus und Braus; nein, er kehrte ein bei ſich, und ſeine Seele ſchmauſte in der Kammer, die ſie ſeit fünfundſiebenzig Jahren kannte. Noch jetzt, da er längſt im kühlen Friedhof ruht, noch jetzt kann ich es ſeinem holländiſchen Horaz anſehen, welche Stellen er an ſolchen Tagen geleſen; noch jetzt, als wäre es geſtern geſchehen, ſehe ich ſein großes blaues Auge ſinnend auf den vergelbten Blättern ſeines Stammbuchs weilen, und wie deutlich ſehe ich, wie dieſes Auge nach und nach ſich füllt, wie eine Thräne in den grauen Wimpern zittert, wie der gebietende Mund ſich zuſammenpreßt, wie der alte Herr langſam und zögernd die Feder ergreift und „einem ſeiner Brüder, der geſchieden," das ſchwarze Kreuz unter den Namen malt.

„Der Herr hält ſeinen Schalttag!" pflegten die Diener uns zuzuwiſpern, wenn wir Enkel laut und fröhlich wie gewöhnlich die Treppe hinanſtürmten; „der Großvater hält ſeinen Schalttag!" flüſterten wir uns zu und glaubten nicht anders, als er beſcheere ſich ſelbſt den heiligen Chriſt, weil er ja doch niemand habe, der ihm den Chriſtbaum anzünde. Und war es nicht ſo, wie wir in kindiſcher Einfalt glaubten? Zündete er nicht den Chriſtbaum ſeiner Erinnerung an, flammten nicht tauſend flimmernde Kerzen auf, die Lieblingsſtunden eines langen Lebens, und ſchien er nicht, wenn er am Abend des Schalttags ſtill und ruhig im Seſſel ſaß, ſich kindlich zu freuen an den Gaben der Vergangenheit?

Es war ſein Schalttag wieder eingetreten, als ſie ihn hinaustrugen. Ich mußte weinen, als ich dachte, daß der alte Mann ſeit langer Zeit zum erſten Mal wieder in die freie Luft komme. Sie führten ihn den Weg, auf dem ich ſo oft an ſeiner Seite gegangen war. Aber nicht lange, ſo beugten ſie über die ſchwarze Brücke und legten ihn tief in die Erde. „Nun hält er ſeinen rechten Schalttag," dachte ich, „aber wundern ſoll es mich doch, wie der alte Herr wieder da herauf kommen will, denn ſie haben doch viele Steine und Raſen auf ihn hinab geworfen." Er kam nicht wieder. Aber ſein Bild blieb in meinem Gedächtniß, und als ich herangewachſen war, gehörte es zu meinen liebſten Beſchäftigungen, ſeine feine offene Stirne, das klare Auge, den gebietenden und doch ſo freundlichen Mund mir vorzumalen. Mit ſeinem Bilde ſtiegen tauſend Erinnerungen auf, und ſeine Schalttage waren mir die Lieblingsſtücke in der langen Bildergallerie.

Und iſt denn heute nicht der erſte September, den auch ich mir zum Schalttag erwählte? Und ich ſollte Butterbrod verzehren in einer Geſellſchaft und allerlei Arien abſingen hören mit beigefügtem Applaus und Gezwitſcher? Nein! Heraus mit dir, köſtliches Rezept, das kein Arzt der Erde ſo köſtlich miſcht! Hinab zu dir, alte wahrhaftige Apotheke, um „nach Vorſchrift jedesmal einen Römer voll zu nehmen."

Es ſchlug zehn Uhr, als ich die breiten Stufen des Rathskellers hinabſtieg; ich durfte hoffen, keinen Zecher mehr zu finden, denn es war Werktag bei andern

Leuten, und draußen heulte der Sturm, die Windfahnen stimmten sonderbare Weisen an, und der Regen rauschte auf das Pflaster des Domhofs. Aber der Rathsdiener maß mich mit fragenden Blicken vom Kopf bis zum Fuß, als ich ihm die Anweisung auf einigen Wein darreichte.

„So spät noch, und heute, in dieser Nacht?“ rief er.

„Mir ist es vor zwölf Uhr nie zu spät“, entgegnete ich, „und nachher ist es wohl frühe genug am Tage.“

„Aber muß es denn“ — wollte er eben fragen, doch Sigill und Handschrift seiner Obern fiel ihm wieder ins Auge, und schweigend, aber nicht ohne Zögern, schritt er voraus durch die Hallen. Welch herzerquickender Anblick, wenn sein Windlicht über die langen Reihen der Fässer hinstreifte, welch sonderbare Formen und Schatten, wenn es an den Schwibbogen des Kellers zitterte und die Säulen im dunkeln Hintergrunde wie geschäftige Küper um die Fässer schwebten! Er wollte mir eines jener kleineren Gemächer aufschließen, wo höchstens sechs bis acht Freunde, eng zusammen gerückt, den Becher kreisen lassen können. Doch, mit trauten Gesellen liebe ich ein solches heimliches Plätzchen, der enge Raum drängt Mann an Mann, und die Töne, die hier nicht verhallen können, klingen traulicher; aber allein und einsam liebe ich freiere Räume, wo der Gedanke, gleich den Athemzügen, sich freier ausdehnt. Ich wählte einen alten gewölbten Saal, den größten in diesen unterirdischen Räumen, zu meinem einsamen Gelage.

„Erwarten Sie Gesellschaft?“ fragte der Mann an meiner Seite.

„Ich bin allein.“

„Sie können ungebeten welche haben,“ setzte er hinzu, indem er sich scheu nach den Schatten umsah, die seine Lampe warf.

„Wie meint Ihr das?“ fragte ich verwundert.

„Ich meinte nur so,“ antwortete er, indem er einige Kerzen anzündete und einen großen Römer vor mich hinsetzte. „Man spricht mancherlei vom ersten September; der Herr Senator D. waren übrigens schon vor zwei Stunden da, und ich erwartete Sie nicht mehr.“

„Der Herr Senator D.? Warum? fragte er nach mir?“

„Nein, er hieß mich nur die Proben herausnehmen.“

„Welche Proben, mein Freund?“

„Nun, die von den Zwölfen und der Rose,“ erwiederte der alte Mann, indem er anfing, einige niedliche Fläschchen mit langen Papierstreifen an den Hälsen hervor zu ziehen.

„Wie?“ rief ich, „man sagte mir ja, ich könnte den Wein von den Fässern selbst trinken.“

„Ja, aber nur im Beiseyn eines Herrn vom Senat. Darum hieß mich der Herr Doktor die Zungenpröbchen herausnehmen, und so will ich sie Ihnen einschenken, wenn's gefällig.“

„Nicht einen Tropfen!“ unterbrach ich ihn, „hier kein Glas voll! nein, das ist der echte Genuß, vom Fasse zu trinken, und ist es mir nicht mehr möglich, so

will ich doch am Faſſe trinken. Kommt, Alter! nehmt die Proben mit, ich will das Licht tragen."

Ich ſtand ſchon einige Minuten und ſah dem wunderlichen Treiben des alten Dieners zu. Bald ſtand er ſtill, ſah auf mich und räuſperte ſich, als wollt' er ſprechen, bald nahm er die Proben vom Tiſche und packte ſie in ſeine weiten Taſchen, bald nahm er ſie zögernd wieder heraus, um ſie auf den Tiſch zu ſetzen. Es ermüdete mich; „nun, ſollen wir bald gehen?" rief ich voll Sehnſucht nach dem Apoſtelkeller, „wie lange wollt Ihr noch an Euren Gläschen hier aus- und einpacken?"

Der ernſte Ton, in welchem ich dies ſagte, ſchien ihm Muth zu machen. Ziemlich beſtimmt antwortete er: „es geht nicht, — nein! heute geht es nicht mehr, Herr!"

Ich glaubte hierin einen jener gewöhnlichen Kniffe zu ſehen, womit Hausverwalter, Kaſtellane oder Kellermeiſter den Fremden Geld abzuzwacken ſuchen, drückte ihm ein hinlängliches Geldſtück in die Hand und nahm ihn beim Arm, ihn fortzuziehen.

„Nein, ſo war es nicht gemeint," entgegnete er, indem er das Geldſtück zurückzuſchieben ſuchte; „ſo nicht, fremder Herr! ich will es nur gerade heraus ſagen: mich bringt man nicht mehr in den Apoſtelkeller in dieſer Nacht, denn wir ſchreiben heute den erſten September."

„Und welche Thorheit wollt Ihr daraus folgern?"

„Nun, in Gottes Namen, Sie können denken davon, was Sie wollen; es iſt dort nicht geheuer in dieſer Nacht, das macht, es iſt der Jahrestag der Roſe."

Ich lachte, daß die Halle dröhnte. „Nein! in meinem Leben habe ich doch ſo manchen Spuk erzählen gehört, aber einen Weinſpuk nie! Schämt Ihr Euch nicht mit Euren weißen Haaren, noch ſolches Zeug zu ſchwatzen? Doch hier iſt nicht lange zu ſpaßen. Hier iſt die Vollmacht des Senats; im Keller darf ich trinken heute Nacht, ohne nach Zeit und Raum zu fragen. Darum im Namen des Raths heiß' ich Euch folgen. Schließe den Keller des Bachus auf!"

Dies wirkte; unwillig, aber ohne etwas zu entgegnen, nahm er die Kerzen und winkte mir zu folgen. Es ging zuerſt wieder durch einen großen Keller, dann durch kleinere, bis der Weg in einen engern ſchmalen Gang zuſammenlief. Dumpf dröhnten unſere Schritte in dieſem Hohlweg, und unſere Athemzüge tönten, wenn ſie an den Mauern ſich brachen, wie fernes Geflüſter. Endlich ſtanden wir vor einer Thüre, die Schlüſſel raſſelten, ſie gähnte ächzend auf, der Schein der Lichter fiel in das Gewölbe, mir gegenüber ſaß Freund Bacchus auf einem mächtigen Weinfaß. Erquickender Anblick! Sie hatten ihn nicht zart und fein dargeſtellt, die alten Bremer Künſtler, nicht zierlich als einen griechiſchen Jüngling; ſie hatten ihn nicht alt und trunken ſich gedacht, mit gräßlichem Bauch, verdrehten Augen und hängender Zunge, wie ihn die gemein gewordene Mythe hin und wieder gottesläſterlich abkonterfeit. Schmählicher Anthropomorphismus! blinde Thorheit des Menſchen! weil einige ſeiner im Dienſte ergrauten Prieſter alſo einhergehen, weil ihnen voll guten Muthes der Leib anſchwoll, die Naſe von dem brennenden Widerſcheine

der dunkelrothen Fluth ſich färbte, das in ſtummer Wonne aufwärts gerichtete Auge ſtehen blieb, — ſo legten ſie dem Gott bei, was ſeine Diener ſchmückt!

Anders die Männer von Bremen. Wie fröhlich und munter reitet der alte Knabe auf dem Faß! das runde blühende Geſicht, die kleinen muntern Weinäuglein, die ſo klug und neckend herabſehen, der breite lächelnde Mund, der ſich an mancher Kanne ſchon verſuchte, der kurze kräftige Hals, das ganze Körperchen von behaglichem, gutem Leben ſtrotzend! Ganz beſondere Kunſt hat aber der Meiſter, der dich geſchaffen, auf Arme und Beinchen gelegt. Meint man nicht, dein kräftiges Aermlein werde ſich bewegen, du werdeſt mit den runden Fingerchen ein Schnippchen ſchlagen, und der breite lächelnde Mund werde ſich aufthun zu einem muntern Juheiſa, Heiſa, He! Iſt man nicht verſucht zu glauben, du werdeſt im tollen Weinmuth die runden Knie beugen, den Waden anlegen, mit dem Ferſen ſtauchen und das alte Mutterfaß in Galopp ſetzen, daß alle Roſen, Apoſtel und andere gemeinere Fäſſer mit Huſſa und Halloh dir nachjagen durch den Keller?

„Herr des Himmels!“ rief der Rathsdiener, indem er ſich an mir feſt klammerte, „ſeht Ihr nicht, wie er die Augen verdreht und mit den Füßchen baumelt?“

„Alter, Ihr ſeyd verrückt!“ ſagte ich, einen ſcheuen Blick nach dem hölzernen Weingott werfend, „es iſt der Schein der Kerzen, der an ihm hin und her flackert.“ Dennoch war mir wunderlich zu Muthe, ich folgte dem Alten aus dem Bacchuskeller. Und war es denn auch der Schein der Kerzen, war es auch Täuſchung, als

ich mich umſah? Nickte er mir nicht mit dem runden Köpfchen, ſtreckte er mir nicht das eine ſeiner Beinchen nach und ſchüttelte und krümmte ſich vor heimlichem Lachen? Ich rannte unwillkürlich dem Alten nach und ſchloß mich dicht hinter ihm an.

„Jetzt zu den zwölf Apoſteln!“ ſprach ich zu ihm, „wie ſollen uns dort die Proben munden!“

Er antwortete nichts; kopfſchüttelnd ging er weiter. Man ſteigt vom Keller einige Stufen aufwärs zum kleinen Kellerlein, zum unterirdiſchen Himmelsgewölbe, zum Sitz der Seligkeit, wo die Zwölfe hauſen. Was ſeyd ihr, Trauergewölbe und Grüfte alter Königshäuſer, gegen dieſe Katakomben! Pflanzet Särge neben Särge, rühmet auf ſchwarzem Marmor die Verdienſte des Mannes, der hier einer „fröhlichen Urſtänd“ entgegenſchläft, ſtellt einen ſchwatzhaften Cicerone an, in Trauermantel und florumhängtem Hute, laßt ihn die abſonderliche Herrlichkeit dieſes oder jenes Staubes rühmen, laßt ihn erzählen von den trefflichen Tugenden eines Prinzen, der in der Bataille ſo und ſo gefallen, von der holden Schönheit einer Fürſtin, auf deren Sarge die jungfräuliche Myrthe ſich um die kaum erblühte Roſenknospe ſchlingt — es wird euch an die Sterblichkeit mahnen, es wird euch vielleicht eine Thräne koſten; aber kann es euch alſo rühren, wie der Anblick dieſer Schlafkammer eines Jahrhunderts, dieſer Ruheſtätte eines herrlichen Geſchlechtes? Da liegen ſie in ihren dunkelbraunen Särgen, ſchmucklos, ohne Glanz und Flitter. Kein Marmor rühmt ihr ſtilles Verdienſt, ihre anſpruchloſe Tugend, ihren vortrefflichen Charakter; aber welcher

Mann von einigem Gefühl für Tugenden dieſer Art fühlt ſich nicht innig bewegt, wenn der alte Rathsdiener, dieſer Aufwärter in den Katakomben, dieſer Küſter der unterirdiſchen Kirche, die Kerzen auf die Särge ſtellt, wenn dann das Licht auf die erhabenen Namen der großen Todten fällt! Wie regierende Häupter führen auch ſie keine langen Titel und Zunamen; einfach und groß ſtehen die Namen auf ihren braunen Särgen geſchrieben. Dort Andreas, hier Johannes, in jener Ecke Judas, in dieſer Petrus. Wen rührt es nicht, wenn er dann hört: dort liegt der Edle von Niernſtein, geboren 1718, hier der von Rüdesheim, geboren 1726. Rechts Paulus, links Jakob, der gute Jakob!

Und ihre Verdienſte? Ihr fraget? Seht ihr denn nicht, wie er eingießt in den grünen Römer, wie er das herrliche Blut des Apoſtels mir darreicht? Gleich dunkelrothem Golde blinkt es im Glaſe. Als ihn die Sonne aufzog auf den Hügeln von St. Johannes, da war er blond und hell; ein Jahrhundert hat ihn gefärbt. Welche Würze des Geruchs! welche Namen leg' ich dir bei, du lieblicher Duft, der aus dem Römer aufſteigt? Nehmet alle Blüthen von den Bäumen, pflücket alle Blumen in den Fluren, führt Indiens Gewürz herbei, beſprengt mit Ambra dieſen kühlen Keller, löſet den Bernſtein in bläuliche Wölkchen auf — miſchet aus ihnen alle die feinſten Düfte, wie die Biene ihren Honig aus den Blüthen ſaugt, wie ſchlecht, wie gemein, wie unwürdig gegen die zarte Blume deines Kelches, mein Bingen und Laubenheim, gegen deine Düfte Johannes und Niernſtein von 1718!

„Ihr ſchüttelt den Kopf, Alter? tadelt Ihr meine Freude an Euren alten Geſellen? Da, nimm dieſen Römer, alter Menſch, trink auf das Wohlſeyn dieſer Zwölfe! Komm, ſtoß an, ſie ſollen leben!“

„Gott ſoll mich bewahren, daß ich einen Tropfen trinke in dieſer Nacht!“ erwiederte er, „man ſoll mit dem Teufel kein Spiel treiben. Aber wenn Ihr ſie alle durchgekoſtet, wollen wir weiter gehen. Mir graut in dieſem Keller.“

„Gute Nacht denn, ihr alten Herren vom Rheine, gute Nacht und herzlichen Dank für euer Labſal. Und wenn ich dir, mein ernſter feuriger Judas, wenn ich dir, mein ſanfter lieblicher Andreas, dir, mein Johannes, dienen kann, ſo kommt, kommt zu mir.“

„Herr des Himmels!“ unterbrach mich der Alte und ſchlug die Thüre zu und drehte haſtig die Schüſſel um, „ſeyd Ihr von den paar Tropfen ſchon betrunken, daß Ihr den Teufel heraufſchwört? Wißt Ihr denn nicht, daß die Weingeiſter aufſtehen dieſe Nacht und einander beſuchen, wie immer am erſten September? Und ſollt' ich meinen Dienſt verlieren, ich laufe davon, wenn Ihr noch ſolche Worte ſprecht. Noch iſt es nicht zwölf Uhr, aber kann denn nicht alle Augenblick einer aus dem Faß kriechen mit greulichem Geſicht und uns zu Tode ſchrecken?“

„Alter, du faſelſt! Doch ſey ruhig; ich will kein Wort mehr ſprechen, daß deine Weingeſpenſter nicht wach werden. Doch jetzt führe mich zur Roſe.“ Wir gingen weiter, wir traten ein in das Gewölbe, in das Roſengärtlein von Bremen. Da lag ſie, die alte Roſe,

groß, ungeheuer, mit einer Art von gebietender Hoheit. Welch ungeheures Faß! und jeder Römer ein Stück Goldes werth! Anno 1615! Wo ſind die Hände, die dich pflanzten? wo die Augen, die ſich an deiner Blüthe erfreuten? wo die fröhlichen Menſchen alle, die dir zujauchzten, edle Traube, als man dich abſchnitt auf den Höhen des Rheingaus, als man deine Hüllen abſtreifte und du als goldener Born in die Kufe ſtrömteſt? Sie ſind dahin, wie die Wellen des Stromes, der an deinem Rebenhügel hinabzog. Wo ſind ſie, jene alten Herren der Hanſa, jene würdigen Senatoren dieſer alten Stadt, die dich pflückten, duftende Roſe, dich verpflanzten in dieſe kühlen Räume zum Labſal ihrer Enkel? Gehet hinaus auf Angarii Friedhof, gehet hinauf zur Kirche Unſerer lieben Frauen und gießet Wein auf ihre Grabſteine! Sie ſind hinunter, und zwei Jahrhunderte mit ihnen!

„Nun, auf euer Wohlſeyn, alte Herren von Anno 1615! und auf das Wohl eurer würdigen Enkel, die ſo gaſtfreundlich dem Fremdling die Hand und dieſes Labſal boten!“

„So! Und jetzt gute Nacht, Frau Roſe!“ ſetzte der alte Diener freundlicher hinzu, indem er ſein Körbchen zuſammen räumte; „jetzt gute Nacht und Gott befohlen; hier heraus, nicht dort um die Ecke, hier heraus geht der Weg aus dem Keller, werthgeſchätzter Herr. Kommt, ſtoßet Euch nicht hier an die Fäſſer, ich will Euch leuchten.“

„Mit nichten, Alter,“ erwiederte ich, „jetzt geht das Leben erſt recht an. Das alles war nur der Vorſchmack. Gib mir zweiundzwanz'ger Ausſtich, ſo etwa

zwei bis drei Flaſchen, in das große Gemach dort hinten. Ich hab' ihn grünen ſehen dieſen Wein und war dabei, als ſie ihn kelterten; hab' ich das Alter bewundert, ſo muß ich meiner Zeit nicht minder ihr Recht anthun."

Er ſtand da mit weit geöffneten Augen, der Jammermenſch; er ſchien ſeinen Ohren nicht zu trauen. „Herr," ſprach er dann feierlich, „ſprechet nicht ſolch gottloſen Scherz. Heute Nacht wird nun und nimmermehr was daraus; ich bleibe um keine Seligkeit."

„Und wer ſagt denn, daß du bleiben ſollſt? Dort ſetze den Wein hinein und dann mach' in Gottes Namen, daß du fortkömmſt; ich will nun einmal dieſe Gedächtnißnacht hier feiern und habe mir deinen Keller auserſehen; dich habe ich nicht vonnöthen."

„Aber ich darf Euch nicht allein im Keller laſſen," entgegnete er; „ich weiß wohl, nehmt mir nicht ungütig, daß Ihr den Keller nicht beſtehlet, aber es iſt einmal gegen die Ordnung."

„Nun, ſo ſchließe mich ein in jenes Gemach, hänge ein Schloß davor, ſo ſchwer als du willſt, daß ich nimmer heraus kann, und morgen früh um ſechs Uhr kannſt du mich aufwecken und dein Schlafgeld holen."

Der Mann des Kellers verſuchte noch mancherlei Einreden, doch umſonſt; er ſetzte endlich drei Flaſchen und neue Kerzen vor mich hin, wiſchte den Römer aus, ſchenkte mir den zweiundzwanziger Ausſtich ein und wünſchte mir, wie es ſchien mit ſchwerem Herzen, gute Nacht. Richtig ſchloß er auch die Thüre zweimal ab und hängte, wie es mir ſchien, mehr aus zärtlicher Angſt für

mich, als aus Vorliebe für ſeinen Keller, noch ein Hängeſchloß vor. Eben ſchlug die Glocke halb zwölf. Ich hörte ihn ein Gebet ſprechen und davon eilen. Seine Schritte hallten immer ferner und ferner im Gewölbe; doch als er oben das Außenthor des Kellers zuſchlug, hallte es wie Kanonendonner durch die Gänge und Hallen.

So wäre ich denn allein mit dir, meine Seele, tief unten im Schooße der Erde. Oben auf der Erde ſchlafen ſie jetzt und träumen, und auch hier unten, rings um mich her, ſchlummern ſie in ihren Särgen, die Geiſter des Weines. Ob ſie wohl träumen, von ihrer kurzen Kindheit träumen und der fernen Berge, der Heimath gedenken, wo ſie groß wurden, und des Stromes, des alten Vaters Rhein, der ihnen allnächtlich freundlich ein Wiegenlied murmelte?

Gedenket ihr der wonnigen Tage, da die milde Mutter, die Sonne, euch aus dem Schlummer küßte, da ihr in klarer Frühlingsluft die Aeuglein öffnetet zum erſten Mal und hinabſchautet ins herrliche Rheingau? Und als der Mai einzog in ſein deutſches Paradies, gedenket ihr noch, wie euch die Mutter anthat mit grünen Kleidchen von Laubwerk, und wie der alte Vater baß ſich deſſen freute, herauf lugte aus ſeinem grünen Bette und euch zuwinkte und munter rauſchte am Lurley?

Und gedenkſt denn auch du der Roſentage deiner Jugend, o Seele! der ſanften Rebenhügel der Heimath, des blauen Stromes nnd der blühenden Thäler des Schwabenlandes? O Wonnezeit voll holder Träume! wie reich biſt du behängt mit Bilderbüchern, Chriſtbäumen, Mutterliebe, Oſterwochen und Oſtereiern, mit

Blumen und Vögeln, Armeen aus Blei und Papier und den erſten Höschen und Colletchen, in welche ſich deine kleine ſterbliche Hülle, ſtolz auf ihre Größe, kleiden ließ. Und wie dich der ſelige Vater auf den Knien ſchaukelte, und dir der Großvater gern das lange Meerrohr mit dem goldnen Knopf abtrat, um es dir als Reitpferd zu leihen!

Und rücke mit dem nächſten Glaſe um einige Jahre vorwärts! Erinnerſt du dich des Morgens, als ſie dich hineinführten zu einem wohlbekannten Mann, deſſen Geſicht ſo blaß geworden war, deſſen Hand du weinend küßteſt, weinend, ohne zu wiſſen warum? denn konnteſt du glauben, daß die harten Männer, die ihn in einen Schrank legten und mit ſchwarzen Tüchern zudeckten, konnteſt du glauben, daß ſie ihn nicht mehr zurückbringen würden? Sey ruhig, auch er ſchlummert nur ein Weilchen. — Und gedenkſt du des geheimnißvollen Freudelebens in Großvaters Bücherſaal? Ach, damals kannteſt du noch keine Bücher als den ſchnöden kleinen Bröder, deinen ärgſten Feind, wußteſt nicht, daß jene Folianten noch zu etwas anderem in Leder gebunden ſeyen, als um Hütten und Ställe daraus zu erbauen für dich und dein Vieh!

Gedenkſt du noch des Frevels, wie roh du mit der deutſchen Literatur in kleinerem Format umgingſt? Haſt du nicht deinem Bruder den Leſſing an den Kopf geworfen, wofür er dich freilich mit Sophiens Reiſen von Memel nach Sachſen erbärmlich zudeckte? Damals dachteſt du freilich nicht daran, daß du einſt ſelbſt Bücher machen werdeſt!

Tauchet auch ihr auf aus dem Nebel verſchwundener Jahre, ihr Mauern des alten Schloſſes; wie oft dienten

deine halb verfallenen Gänge, dein Keller, dein Zwinger, deine Verließe der fröhlichen Schaar zum Tummelplatz ihrer Spiele! Soldaten und Räuber, Nomaden und Karavanen! Wie wohl war uns oft in der untergeordneten Rolle eines Koſaken, während andere — Generale, Platows, Blüchers, Napoleone und dergleichen vorſtellten und ſich prügelten! Ja, waren wir nicht zu Zeiten ſogar ein Pferd, dem Freunde zu gefallen? O Himmel, wie ſchön ließ es ſich dort ſpielen!

Wo ſind ſie hin, die Geſpielen deiner Kindheit, die Genoſſen jener goldenen Tage, wo kein Rang, kein Stand, kein Anſehn gilt; Grafen und Barone machen jetzt wohl die große Tour, oder dienen an Höfen als Kammerherren; arme Teufel pilgern als Handwerksburſche durch's Reich, den ſchweren Bündel auf dem Rücken, ohne Schuhe an den Füßen, haſchen nach Pfenningen aus dem Kutſchenſchlag, die ſie mit dem vom Regen gebräunten Hut künſtlich aufzufaſſen wiſſen; und die Liebe drückt ſie oft noch ſchwerer als das Bündel auf dem Rücken. Andere Kameraden, Seelen, die ſich in der Schule durch geordneten Fleiß in humanioribus hervorgethan, ſitzen jetzt ſchon auf einer Pfarre, im Schlaf- oder Chorrock bei der Frau Liebſten. Andere ſind Amtleute, wieder andere Apotheker, einige Referendäre und dergleichen, und nur wir beide, ausſchweifend aus dem gewöhnlichen Gang der Dinge, ſitzen hier im Bremer Rathskeller und thun uns gütlich im Weine. Und was ſind denn wir Abſonderliches geworden? Doktor? Das kann jeder werden, der vernünftig genug iſt, eine Diſſertation zu ſchreiben.

Doch ich trinke das vierte Glas, Seele. Das vierte! Fühlſt du nicht einen gewiſſen Nexus zwiſchen dem Wein und der Zunge? zwiſchen der Zunge und dem Gaumen? hier, behaupte ich, iſt ein Scheideweg und daran ein Wegzeiger aufgeſtellt. Nämlich auf der einen Seite ſteht: Weg nach dem Magen. Eine breite fahrbare Straße; es geht ſo ſchnell, ſo glitſchend bergab! daher auch der gemeinere Stoff gewöhnlich dieſen Weg nimmt. Der andere Arm des Zeigers heißt: in den Kopf. Dahin ziehen die Geiſter, die ſich ſchon im Faß lange genug bei dem ſchnöden gemeineren Stoff gelangweilt haben, und jetzt, da ſie freien Lauf nehmen können, ſchielen ſie nach dem Wegzeiger rechts hinauf. Während die Maſſe links hinabſtrömt, ſteigen ſie aufwärts und finden ſich im Wirthshaus zur Zirbeldrüſe wieder zuſammen. Es ſind friedliche, verſtändige Leute, dieſe Geiſter. Sie erhellen dein Haus, o Seele, ſo lang ihrer vier oder fünf beiſammen ſind, nachher möchte ich wohl für nichts ſtehen, denn ſie raufen ſich dann und treiben allerhand Unfug im Gehirn.

Wie ſchön iſt die vierte Lebensperiode, die wir mit dem vierten Glaſe beginnen wollen! Du biſt vierzehn Jahre alt, o Seele! Aber was iſt mit dir vorgegangen in der kurzen Zeit? Du ſpielſt keine Knabenſpiele mehr, Soldaten und alles dieſes Gezeuge liegt hinter dir, und du ſcheinſt mir viel zu leſen. Du biſt hinter Goethe und Schiller gerathen und verſchlingſt ſie, ohne alles zu verſtehen; oder wie? du verſtehſt jetzt ſchon alles? du willſt meinen, du könnteſt Liebe verſtehen, weil du im letzten Sonntagsklubb Elvire hinter der Kommode im

Dunkeln geküßt und Emma's Zärtlichkeit zurückgewieſen haſt? Barbar! ahneſt du nicht, daß dieſes dreizehnjährige Herz auch den Werther und ſogar etwas von Clauren geleſen haben kann, und Liebe für dich fühlt? Aber die Scene ändert ſich. Sey mir gegrüßt, du Felſenthal der Alb! du blauer Strom, an welchem ich drei lange Jahre hauste, die Jahre lebte, die den Knaben zum Jüngling machen. Sey mir gegrüßt, du klöſterliches Dach, du Kreuzgang mit den Bildern verſtorbener Aebte, du Kirche mit dem wundervollen Hochaltar, ihr Bilder alle in ſchönes Gold des Morgenrothes getaucht! Seyd mir gegrüßt, ihr Schlöſſer auf den Felſen, ihr Höhlen, ihr Thäler, ihr grünen Wälder! Jene Thäler, jene Kloſtermauern waren das enge Neſt, das uns aufzog, bis wir flügge waren, und ihrer rauhen Albluft danken wir es, daß wir nicht verweichlichten.

Ich komme ans fünfte Glas, ins fünfte Säculum unſeres Lebens. Ich ſchlürfe euch ein, liebliche Erinnerungen, wie ich dies Glas edeln Rheinweins ſchlürfe; ihr duftet auf in herrlicher Schöne, Jahre meiner Jugend, wie das Aroma aufſteigt aus dem Römer; mein Auge wird wacker, o Seele, denn ſie ſind um mich, die Freunde meiner Jugend! Wie ſoll ich dich nennen, du hohes, edles, rohes, barbariſches, liebliches, unharmoniſches, geſangvolles, zurückſtoßendes und doch ſo mild erquickendes Leben der Burſchenjahre? Wie ſoll ich euch beſchreiben, ihr goldenen Stunden, ihr Feierklänge der Bruderliebe? Welche Töne ſoll ich euch geben, um mich verſtändlich zu machen? welche Farben dir, du nie begriffenes Chaos! Ich ſoll dich beſchreiben? Nie! Deine

lächerliche Außenſeite liegt offen, die ſieht der Laie, die kann man ihm beſchreiben, aber deinen innern lieblichen Schmelz kennt nur der Bergmann, der ſingend mit ſeinen Brüdern hinabfuhr in den tiefen Schacht. Gold bringt er herauf, reines lauteres Gold, viel oder wenig, gilt gleich viel. Aber dies iſt nicht ſeine ganze Ausbeute. Was er geſchaut, mag er dem Laien nicht beſchreiben, es wäre allzu ſonderbar und doch zu köſtlich für ſein Ohr. Es leben Geiſter in der Tiefe, die ſonſt kein Ohr erfaßt, kein Auge ſchaut. Muſik ertönt in jenen Hallen, die jedem nüchternen Ohr leer und bedeutungslos ertönt. Doch dem, der mitgefühlt und mitgeſungen, gibt ſie eine eigene Weihe, wenn er auch über das Loch in ſeiner Mütze lächelt, das er als Symbolum zurückgebracht. Alter Großvater! jetzt weiß ich, was du vornahmſt, wenn „der Herr ſeinen Schalttag feierte.“ Auch du hatteſt deine trauten Geſellen ſeit den Tagen deiner Jugend, und das Waſſer ſtand dir in den grauen Wimpern, wenn du einen beiſetzteſt im Stammbuch. Sie leben!

Wirf die Flaſche weg, Menſch, ſtich eine neue an zu neuer Freude. Das ſechste! Wer kann dich berechnen, o Liebe?

Es ging uns, wie es ſo manchem Erdenſohn ergeht. Wir laſen von Liebe und glaubten zu lieben. Das Wunderbarſte und doch Natürlichſte an der Sache war, daß die Perioden oder Grade dieſer Art Liebe ſich nach unſerer Lektüre richteten. Haben wir nicht Vergißmeinnicht und Ranunkeln gebrochen und des Doktors Tochter in G. verſchämt überreicht, und uns einige Thränen ausgepreßt, weil wir laſen: „das Schönſte ſucht er auf den

Fluren, womit er seine Liebe schmückt?“ — „aus seinen Augen brechen Thränen?“ Haben wir nicht à la Wilhelm Meister geliebt, d. h. wir wußten nicht mehr, war es Emeline oder Camilla, die Zarte, oder gar Ottilie? Haben nicht alle drei in zierlichen Schlafmützen hinter den Jalousien hervorgeschaut, wenn wir Ständchen brachten im Winter, und die Guitarre weidlich schlugen, obgleich uns der Frost die Finger krumm bog? Und nachher, als es sich zeigte, wie sie alle nur schnöde Koketten seyen, haben wir da nicht die Liebe thörichter Weise verschworen und uns vorgenommen, erst dann zu heirathen, wenn die Schwaben klug werden, d. h. im vierzigsten?

Wer kann dich berechnen, verschwören, o Liebe? Du tauchst nieder aus dem Auge der Geliebten und schlüpfst durch unser Auge verstohlen in das Herz. Und dennoch so kalt konntest du bleiben, wenn ich meine Lieder sang, wolltest den Blick nicht erwiedern, den ich so oft nach dir aussandte? Ich möchte ein General seyn, nur daß sie meinen Namen in der Zeitung läse, daß es ihr bange würde, wenn sie läse: „der General Hauff hat sich in der letzten Schlacht bedeutend hervorgethan und acht Kugeln ins Herz bekommen, — woran er aber nicht gestorben.“ Ich möchte ein Tambour seyn, nur daß ich vor ihrem Haus meinen Schmerz auslassen und fürchterlich trommeln könnte, und fährt sie dann erschrocken mit dem Köpfchen durch's Fenster, so will ich gerade das Gegentheil russischer Fellraßler machen und vom Fortissimo abwärts trommeln und piano und im leisen Adagiowirbel ihr zuflüstern: „ich liebe dich.“ Ein

berühmter Menſch möchte ich ſeyn, nur daß ſie von mir hörte und ſtolz zu ſich ſagte: „der hat dich einſt geliebt;“ aber leider reden die Leute nicht von mir, höchſtens wird man ihr morgen ſagen: „geſtern Nacht iſt er auch wieder bis Mitternacht im Weinkeller gelegen!“ Und wenn ich vollends ein Schuſter oder Schneider wäre! doch dies iſt ein gemeiner Gedanke und deiner unwürdig, Adelgunde!

Jetzt wacht wohl keiner mehr, als der Höchſte und Niedrigſte dieſer Stadt, nämlich der Thurmwächter hoch oben auf der Domkirche und ich tief unten im Rathskeller. Wär' ich doch der auf dem Thurme! in jeder Stunde wollte ich ein Sprachrohr anſetzen und dir ein Lied hinabſingen ins Schlafkämmerlein. Doch nein! das würde ja den ſüßen Engel aus ſeinem Schlummer wecken, aus ſeinen holden lieblichen Träumen. Doch hier unten hört mich niemand, da will ich eins ſingen. Seele! komme ich mir denn nicht gerade vor, wie ein Soldat auf dem Poſten, dem das Heimweh recht ſchwer und tief im Herzen liegt? Und hat nicht einer meiner Freunde dies Lied gedichtet?

Steh' ich in finſtrer Mitternacht
So einſam auf der fernen Wacht,
Dann denk' ich an mein fernes Lieb,
Ob es mir treu und hold verblieb.

Als ich zur Fahne fortgemüßt,
Hat ſie ſo herzlich mich geküßt,
Mit Bändern meinen Hut geſchmückt
Und weinend mich ans Herz gedrückt.

Sie liebt mich noch, ſie iſt mir gut,
Drum bin ich froh und wohlgemuth,
Mein Herz ſchlägt warm in kalter Nacht,
Wenn es ans ferne Lieb gedacht.

Jetzt bei der Lampe mildem Schein
Gehst du wohl in dein Kämmerlein
Und schickst dein Nachtgebet zum Herrn
Auch für den Liebsten in der Fern'.

Doch wenn du traurig bist und weinst,
Mich von Gefahr umrungen meinst
Sey ruhig, steh' in Gottes Hut,
Er liebt ein treu Soldatenblut.

Die Glocke schlägt, bald naht die Rund
Und löst mich ab zu dieser Stund:
Schlaf wohl im stillen Kämmerlein
Und denk' in deinen Träumen mein!

Und denkt sie auch wohl meiner in ihren Träumen? Die Glocken summten dumpf auf den Thürmen, sie begleiteten meinen Gesang. Schon Mitternacht? Diese Stunde trägt eigenen geheimnißvollen Schauer in sich; es ist, als zittere die Erde leise, wenn sich die schlummernden Menschen unter ihr auf die andere Seite legen, die schwere Decke schütteln und den Nachbar im Kämmerlein nebenan fragen: „ist's noch nicht Morgen?" Wie so ganz anders zittert der Ton dieser Mitternachtsglocke zu mir hernieder, als wenn er am Mittag durch die hellen klaren Lüfte schallt. Horch! ging da nicht im Keller eine Thüre? Sonderbar; wenn ich nicht so ganz allein hier unten wäre, wenn ich nicht wüßte, daß die Menschen nur oben wandeln, ich würde glauben, es tönen Schritte durch diese Hallen. — Ha! es ist so; es kömmt näher, es tastet an der Thüre hin und her, es faßt und schüttelt die Klinke; doch die Thüre ist verschlossen und mit Riegeln verhängt; mich stört heute Nacht kein Sterblicher mehr. — Ha, was ist das? die Thüre springt auf! Entsetzen! —

Vor der Thüre ſtanden zwei Männer und machten gegenſeitig Complimente über den Vortritt; der eine war ein langer hagerer Mann, trug eine große ſchwarze Lockenperrücke, einen dunkelrothen Rock nach altfränkiſchem Schnitt, überall mit goldenen Treſſen und goldgeſponnenen Knöpfen beſetzt; ſeine ungeheuer langen und dünnen Beine ſtacken in dünnen Beinkleidern von ſchwarzem Sammt mit goldenen Schnallen am Knie; daran ſchloſſen ſich rothe Strümpfe, und auf den Schuhen trug er goldene Schnallen. Den Degen mit einem Griff von Porzellain hatte er durch die Hoſentaſche geſteckt; er ſchwenkte, wenn er ein Compliment machte, einen dreiſpitzigen kleinen Hut von Seide, und die Lockenſchwänze ſeiner Perrücke rauſchten dann wie Waſſerfälle über die Schultern herab. Der Mann hatte ein bleiches abgehärmtes Geſicht, tiefliegende Augen und eine große feuerrothe Naſe. Ganz anders war der kleinere Geſelle anzuſchauen, dem jener den Vortritt gönnen wollte. Seine Haare waren feſt an den Kopf geklebt mit Eiweiß, und nur an den Seiten waren ſie in zwei Rollen gleich Piſtolenhalftern gewickelt; ein ellenlanger Zopf ſchlängelte ſich über ſeinen Rücken; er trug ein ſtahlgraues Röcklein, roth aufgeſchlagen, ſtack unten in großen Reiterſtiefeln und oben in einer reichgeſtickten Bratenweſte, die über ſein wohlgenährtes Bäuchlein bis auf die Knie herabfiel, und hatte einen ungeheuern Raufdegen umgeſchnallt. Er hatte etwas Gutmüthiges in ſeinem feiſten Geſicht, beſonders in den Aeuglein, die ihm wie einem Hummer hervorſtanden. Seine Manövres führte er mit einem ungeheuren Filzhut aus, der auf zwei Seiten aufgeklappt war.

Ich hatte, nachdem ich mich von dem erſten Schrecken erholt, Zeit genug, dieſe Bemerkungen zu machen, denn die beiden Herren machten wohl mehrere Minuten lang vor der Schwelle die zierlichſten Pas. Endlich riß der Lange auch den zweiten Flügel der Thüre auf, nahm den Kleinen unter dem Arm und führte ihn in mein Gemach. Sie hingen ihre Hüte an die Wand, ſchnallten die Degen ab und ſetzten ſich, ohne mich zu beachten, ſtillſchweigend an den Tiſch. „Iſt denn heute Faſtnacht in Bremen?“ ſprach ich zu mir, indem ich über die ſonderbaren Gäſte nachdachte; und doch kam mir ihre ganze Erſcheinung ſo unheimlich vor, beſonders wußte ich mich in ihre ſtarren Blicke, in ihr Schweigen nicht zu finden; ich wollte mir eben ein Herz faſſen und ſie anreden, als ein neues Geräuſch im Keller entſtand. Schritte tönten näher, die Thüre ging auf, und vier andere Herren, nach derſelben alten Mode wie die erſten gekleidet, traten ein. Mir fiel beſonders der Eine auf, der wie ein Jäger gekleidet war, denn er trug Hetzpeitſche und Jagdhorn und ſchaute ungemein fröhlich um ſich.

„Gott grüß euch, ihr Herren vom Rheine!“ ſprach der Lange im rothen Rocke im tiefen Baß, indem er aufſtand und ſich verbeugte. „Gott grüß euch!“ quickte der Kleine dazu, „haben uns lange nicht geſehen, Herr Jacobus!“

„Friſch auf! hollah und guten Morgen, Herr Matthäus!“ rief der Jäger dem Kleinen zu, „und auch Euch guten Morgen, Herr Judas! Aber was iſt das? wo ſind die Römer, wo Pfeifen und Tabak? iſt der alte Maueresel noch nicht wach aus ſeinem Sündenſchlaf?“

„Die Schlafmütze!“ erwiederte die Kleine, „der ſchläferige Bengel, droben liegt er noch in Unſer lieben Frauen Kirchhof, aber das Donnerwetter, ich will ihn heraus ſchellen!“ Dabei ergriff er eine große Glocke, die auf dem Tiſche ſtand, und klingelte und lachte in grellen, ſchneidenden Tönen. Auch die drei andern Herren hatten Hüte, Stock und Degen in die Ecken geſtellt, ſich gegenſeitig gegrüßt und an den Tiſch geſetzt. Zwiſchen dem Jäger und dem rothen Judas ſaß einer, den ſie Andreas nannten. Es war ein überaus zierlicher und feiner Herr; auf ſeinen ſchönen, noch jugendlichen Zügen lag ein wehmüthiger Ernſt und um die zarten Lippen ſchwebte ein mildes Lächeln; er trug eine blonde Perrücke mit vielen Locken, was mit ſeinen großen braunen Augen einen auffallenden aber angenehmen Kontraſt bildete. Dem Jäger gegenüber ſaß ein großer wohlgemäſteter Mann, mit rothausgeſchlagenem Geſicht und einer Purpurnaſe. Er hatte die Unterlippe weit herabhängen und trommelte mit den Fingern auf ſeinem dicken Bauch; ſie hießen ihn Philippus.

Ein ſtarknochiger Mann, faſt wie ein Krieger anzuſchauen, ſaß neben ihm; ein muthiges Feuer brannte in ſeinen dunkeln Augen, ein kräftiges Roth ſchmückte ſeine Wangen, und ein dichter Bart umſchattete den Mund. Er hieß Herr Petrus.

Wie unter echten alten Trinkern, ſo wollte unter dieſen Gäſten das Geſpräch nicht recht fortgehen ohne Wein; da erſchien eine neue Geſtalt in der Thüre. Es war ein kleines altes Männlein mit ſchlotternden Beinen und grauem Haar; ſein Kopf ſah aus wie ein Todtenkopf,

über den man eine dünne Haut geſpannt, und ſeine Augen lagen trübe in den tiefen Höhlen; er ſchleppte keuchend einen großen Korb herbei und grüßte die Gäſte demüthig.

„Ha! ſiehe da, der alte Kellermeiſter Balthaſar!“ riefen die Gäſte ihm entgegen, „friſch heran, Alter, ſetz die Römer auf und bring uns Pfeifen! Wo ſteckſt du nur ſo lang? es iſt längſt Zwölf vorüber.“

Der alte Mann gähnte einigemal etwas unanſtändig und ſah überhaupt aus wie einer, der zu lange geſchlafen. „Hätte beinah den erſten September verſchlafen,“ krächzte er; „ich ſchlief ſo hart, und ſeitdem ſie den Kirchhof gepflaſtert haben, höre ich auch ziemlich ſchlecht. Wo ſind denn aber die andern Herren?“ fuhr er fort, indem er Pokale von wunderlicher Form und anſehnlicher Größe aus dem Korbe nahm und auf den Tiſch ſetzte, „wo ſind denn die Andern? Ihr ſeyd erſt eurer ſechs, und die alte Roſe fehlt auch noch.“

„Setze nur die Flaſchen her!“ rief Judas, „daß wir endlich was zu trinken bekommen; und dann gehe hinüber, ſie liegen noch im Faß, poch' an mit deinen dürren Knochen und heiße ſie aufſtehen, ſage, wir ſitzen ſchon alle hier.“

Aber kaum hatte Herr Judas alſo geſprochen, als ein großes Geräuſch und Gelächter vor der Thüre entſtand. „Jungfer Roſe hoch, huſſa, hoch! und ihr Schatz, der Bacchus hoch!“ hörte man von mehreren Stimmen rufen; die Thüre flog auf, die geſpenſtigen Geſellen am Tiſche ſprangen in die Höhe und ſchrien: „ſie iſt's, ſie iſt's, Jungfer Roſe und Bacchus und die Andern, hollah! jetzt geht das Freudenleben erſt recht an!“ und

dabei ſtießen ſie die Römer zuſammen, lachten, und der Dicke ſchlug ſich auf den Bauch, und der blaſſe Kellermeiſter warf die Mütze geſchickt zwiſchen den Beinen durch an die Decke und ſtimmte ein in das Juheiſa, heiſa he! daß mir die Ohren gellten. Welch ein Anblick! der hölzerne Bacchus, ſo auf dem Faß im Keller geritten, war herabgeſtiegen, nackt, wie er war; mit ſeinem breiten freundlichen Geſicht, mit den klaren Aeuglein grüßte er das Volk und trippelte auf kleinen Füßchen in das Zimmer; an ſeiner Hand führte er ganz ehrbarlich wie ſeine Braut eine alte Matrone von hoher Geſtalt und weiblicher Dicke. Noch weiß ich nicht bis dato, wie es möglich war, daß dies alles ſo geſchehen, aber damals war es mir ſogleich klar, daß dieſe Dame niemand anderes ſey, als die alte Roſe, das ungeheure Faß im Roſenkeller.

Und wie hatte ſie ſich köſtlich aufgeputzt, die alte Rheinländerin! Sie mußte in der Jugend einmal recht ſchön geweſen ſeyn, denn wenn auch die Zeit einige Runzeln um Stirne und Mund gelegt hatte, wenn auch das friſche Roth der Jugend von ihren Wangen verſchwunden war, zwei Jahrhunderte konnten die edeln Züge des feinen Geſichtes nicht völlig verwiſchen. Ihre Augenbrauen waren grau geworden, und einige unziemliche graue Barthaare wuchſen auf ihrem ſpitzigen Kinn, aber die Haare, die um die Stirne ſchön geglättet lagen, waren nußbraun und nur etwas weniges mit Silbergrau gemiſcht. Auf dem Kopfe trug ſie eine ſchwarze Sammtmütze, die ſich enge an die Schläfe anſchloß; dazu hatte ſie ein Wamms vom feinſten ſchwarzen Tuche

an, und das Mieder von rothem Sammt, das darunter hervorſchaute, war mit ſilbernen Haken und Ketten geſchnürt. Um den Hals trug ſie ein breites Halsband von blitzenden Granaten, woran eine goldene Schaumünze befeſtigt; ein weiter faltenreicher Rock von braunem Tuch fiel um ihre wohlbeleibte Geſtalt, und ein kleines weißes Schürzchen mit feinen Spitzen beſetzt, wollte ſich recht ſchalkhaft ausnehmen. An der einen Seite hing ihr eine große Taſche von Leder, an der andern ein Bündel gewaltiger Schlüſſel — kurz, ſie war eine ſo ehrbare Frau, als je eine Anno 1618 in Köln oder Mainz über die Straße ging.

Aber hinter der Frau Roſe kamen noch ſechs jubelnde Geſellen, die Dreiſpitzenhüte ſchwingend, die Perrücken ſchief auf den Kopf geſetzt, mit weitſchößigen Röcken und langen, reich geſtickten Weſten angethan.

Ehrbarlich und ſittſam führte unter dem allgemeinen Jubel Bacchus ſeine Roſe oben an die Tafel; ſie verbeugte ſich mit großem Anſtand gegen die Geſellſchaft und ließ ſich nieder, an ihrer Seite nahm der hölzerne Bacchus Platz, und Balthaſar, der Kellermeiſter, hatte ihm ein tüchtiges Polſter untergeſchoben, weil er ſonſt gar klein und niedrig dageſeſſen hätte. Auch die andern ſechs Geſellen nahmen Platz, und ich merkte jetzt, daß es wohl die zwölf Apoſtel vom Rheine ſeyen, die hier um die Tafel ſaßen, ſonſt aber im Apoſtelkeller in Bremen liegen.

„Da wären wir ja," ſagte Petrus, nachdem der Jubel etwas nachgelaſſen, „da wären wir ja, wir junges munteres Volk von 1700, und alle wohlbehalten

wie ſonſt. Nun, auf gutes Wohlſeyn, Jungfer Roſe! auch Sie hat gar nicht gealtert und iſt noch ſo ſtattlich und hübſch wie vor fünfzig Jahren. Gutes Wohlſeyn, Sie ſoll leben und ihr liebſter Herr Bacchus daneben!"

„Soll leben, die alte Roſe ſoll leben!" riefen ſie und ſtießen an und tranken; Herr Bacchus aber, der aus einem großen ſilbernen Humpen trank, ſchluckte zwei Maaß rheiniſch ohne viele Beſchwerden hinunter, und er ward zuſehends dicker davon und größer, wie eine Schweinsblaſe, die man mit Luft füllt.

„Mich gehorſamſt zu bedanken, werthgeſchätzte Herren Apoſtel und Vettern," antwortete Frau Roſalia, indem ſie ſich freundlich verneigte; „ſeyd Ihr noch immer ſolch ein loſer Schäcker, Herr Petrus? ich weiß von keinem Schatz nicht, und Ihr müßt ein ſittſam Mägdlein nicht ſo in Verlegenheit ſetzen." Sie ſchlug die Augen nieder, als ſie dies ſagte und trank ein mächtiges Paßglas aus.

„Schatz," erwiederte ihr Bacchus, indem er ſie aus ſeinen Aeuglein zärtlich anblickte und ihre Hand faßte, „Schatz, ziere dich doch nicht ſo! du weißt ja wohl, daß dir mein Herz zugethan ſchon ſeit zweihundert Herbſten; und daß ich dich noch heute vor allen andern liebe, ſoll ein feuriger Kuß auf deine roſigen Lippen beweiſen."

„Er neigte ſich zärtlich gegen die Roſe; „wenn nur das junge Volk hier nicht dabei wäre," flüſterte ſie beſchämt, indem ſie ſich halb zu ihm neigte; — aber unter dem Jubeln und Jauchzen der Zwölfe hatte der Weingott ſein Schürzenſtipendium nebſt Zinſen eingenommen.

Dann leerte er ſeinen Humpen wieder und ward um zwei Fäuſte breiter und größer, und hub an mit einer rauhen Weinſtimme zu ſingen:

Vor allen Schlöſſern dieſer Zeit
Lob' ich ein Schloß zu Bremen;
In ſeinen Hallen hoch und weit
Darf ſich kein Kaiſer ſchämen;
Gar ſeltſam iſt es ausſtaffirt,
Mit ſchmuckem Hausrath ausgeziert,
Doch hat daſelbſt vor allen
Eine Jungfrau mir gefallen.

Ihr Auge blinkt wie klarer Wein,
Ihre Wangen ſind nicht bleiche,
Wie prächtig ihre Kleider ſeyn,
Von lauter ſchwerem Zeuche;
Von Eichenholz iſt ihr Gewand,
Von Birkenreifen ihre Band',
Das Mieder, das ſie zieret,
Mit Eiſen iſt geſchnüret.

Doch ach, man hat ihr Schlafkloſet
Mit Riegeln wohl verſehen,
Dort ſchlummert ſie im Roſenbett
Und ich muß draußen ſtehen;
Drum poch ich an die Kammerthür,
Steh auf, mein Schatz, und komm herfür,
Damit ich mit dir koſe,
Mach auf, herzliebe Roſe!

So ſtieg ich jede Mitternacht
Zu ihrer Kammer nieder;
Nur einmal hat ſie aufgemacht,
Jetzt will ſie nimmer wieder;
Und ſeit ich einmal ſie geküßt,
Mein Herz von Sehnſucht trunken iſt,
Nur einmal, Roſamunde,
Küß mich, daß es geſunde.

„Ihr ſeyd ein Schäcker, Herr Bacchus!“ ſagte Roſa, als er mit einem zärtlichen Triller geendet hatte. „Ihr wißt wohl, daß mich Bürgermeiſter und Rath unter gar ſtrenger Klauſur halten und nicht erlauben, daß ich mit jedwedem mich einlaſſe.“

„Aber mir könnteſt du doch zuweilen das Kämmerlein öffnen, lieb Röschen!“ flüſterte Bacchus, „mich gelüſtet nach der ſüßen Speiſe deines Mundes.“

„Ihr ſeyd ein Schelm!“ rief ſie lachend, „Ihr ſeyd ein Türke und habt es mit vielen zugleich; meinet Ihr, ich wiſſe nicht, wie Ihr mit der leichtfertigen Franzöſin ſcharmirt, mit dem Fräulein von Bordeaux, und mit dem Kreidengeſicht, der Champagnerin; geht, geht, Ihr habt einen ſchlechten Charakter und verſtehet Euch nicht auf treue deutſche Minne.“

„Ja, das ſag' ich auch!“ rief Judas, und fuhr mit der langen knöchernen Hand nach der Hand der Jungfer Roſe, „das ſag ich auch; drum nehmet mich zu Eurem Galan, liebwertheſte Jungfer, und laſſet den kleinen, nackten Kerl ſeiner Franzöſin nachziehen.“

„Was?“ ſchrie der Hölzerne und trank im Zorn einige Maaß Wein, „was? mit dem jungen Fant von 1726 willſt du dich abgeben, Röschen? Pfui, ſchäme dich; was mein nacktes Koſtüm betrifft, Herr Naſeweis, ſo kann ich eben ſo gut wie Er eine Perrücke aufſetzen, einen Degen an die Seite ſtecken; aber ich trage mich ſo, weil ich Feuer im Leibe habe und mich nicht friert im Keller. Und was Sie da ſagt, Jungfer Roſe, mit den Franzöſinnen, ſo iſt es gänzlich erlogen. Beſucht habe ich ſie zuweilen und mich an ihrem Geiſte erluſtirt, aber

weiter gar nichts; dir bin ich treu, liebſter Schatz, und dir gehört mein Herz."

„Eine ſchöne Treue, Gott erbarm's!" erwiederte die Dame, „was hört man nur aus Spanien, wie Ihr es dort mit dem Frauenzimmer habt? Von der ſüßlichen Metze, der Xeres, will ich gar nichts ſagen, das iſt eine bekannte Geſchichte; aber wie iſt es denn mit der Jungfer Dentilla di Rota und mit der von San Lucas? Und dann mit der Señora Ximenes?"

„Alle Teufel, Ihr treibt die Eiferſucht auch gar zu weit!" rief er ärgerlich, „man kann doch alte Verbindungen nicht ganz aufgeben. Und was die Señora Ximenes betrifft, ſo ſeyd Ihr ſehr ungerecht, ich beſuche ſie ja nur aus Freundſchaft für Euch, weil ſie Eure Verwandte iſt."

„Was macht Ihr da für Fabeln? unſere Verwandte?" murmelten Roſe und die Zwölfe untereinander, „wie das?"

„Wißt Ihr denn nicht," fuhr er fort, „daß dieſe Señora eigentlich eine Rheinländerin iſt? Der ehrſame Don Ximenes hat ſie heimgeführt als blutjunges Rebſtöcklein aus dem Rheingau nach ſeiner Heimath in Spanien, und dort hat ſie ſich angeſiedelt und ſeinen Familiennamen angenommen. Noch jetzt, obgleich ſie den ſüßen ſpaniſchen Charakter angenommen, noch jetzt hat ſie große Aehnlichkeit mit Euch, wie die Grundzüge des Geſichtes ſich in der Familie nicht ganz verlieren. Dieſelbe Farbe und jener ſüße Duft, jenes feine Aroma iſt ihr eigen und macht ſie zu Eurer würdigen Baſe, werthgeſchätzte Jungfer Roſe."

„Sie soll leben, soll leben!“ riefen die Apostel und stießen an, „Base Ximenes in Hispanien soll leben!“

Jungfer Rose mochte ihrem Galan nicht ganz trauen und stieß mit bittersüßer Miene an; doch schien sie nicht ferner mit ihm hadern zu wollen, sondern sprach weiter:

„Und auch ihr, meine lieben Vettern vom Rhein, seyd ihr alle hier? Ja, das ist ja mein zarter feiner Andreas, mein muthiger Judas, mein feuriger Petrus. Guten Abend, Johannes, wische dir den Schlaf fein aus den Aeuglein, du siehst noch ganz trübselig aus. Bartholomäus, du bist unmäßig dick geworden und scheinst träge zu seyn. Ha, mein munterer Paulus, und wie fröhlich Jakobus um sich schaut, noch immer der Alte. Aber wie, ihr seyd ja zu Dreizehn am Tische, wer ist denn der dort in fremder Kleidung, wer hat ihn hieher gebracht?“

Gott, wie erschrack ich! Sie schauten alle verwundert auf mich und schienen mit meiner Anwesenheit nicht ganz zufrieden. Aber ich faßte mir ein Herz und sagte: „Mich gehorsamst der werthen Gesellschaft zu empfehlen. Ich bin eigentlich nichts weiter als ein zum Doktor der Philosophie graduirter Mensch und halte mich gegenwärtig hiesigen Orts in dem Wirthshause zur Stadt Frankfurt auf.“

„Wie wagst du es aber, hieher zu kommen in dieser Stunde, graduirtes Menschenkind?“ sprach Petrus sehr ernst, indem er Blitze aus seinen Feueraugen auf mich sprühte. „Du hättest wohl denken können, daß du nicht in diese noble Societät gehörst.“

„Herr Apoſtel," antwortete ich, und weiß noch heute nicht, woher ich den Muth bekam, wahrſcheinlich aus dem Wein, „Herr Apoſtel, das Du verbitte ich mir für's Erſte, bis wir weiter bekannt ſind. Und was die noble Societät betrifft, in die ich gekommen ſeyn ſoll, ſo kam ſie zu mir, nicht ich zu ihr, denn ich ſitze ſchon ſeit drei Stunden in dieſem Gemach, Herr!"

„Was thut Ihr aber ſo ſpät noch im Rathskeller, Herr Doktor?" fragte Bacchus etwas ſanfter als der Apoſtel, „um dieſe Zeit pflegt ſonſt das Erdenvolk zu ſchlafen."

„Euer Excellenz," erwiederte ich, „das hat ſeinen guten Grund. Ich bin ein portirter Freund des edeln Getränkes, das man hier unten verzapft, habe auch durch die Vergünſtigung eines wohledlen Senats die Permiſſion erhalten, denen Herren Apoſteln und der Jungfrau Roſe meinen Beſuch abzuſtatten, was ich auch geziemendſt gethan."

„Alſo Ihr trinkt gern Rheinwein?" fuhr Bacchus fort, „nun das iſt eine gute Eigenſchaft und ſehr zu loben in dieſer Zeit, wo die Menſchen ſo kalt geworden ſind gegen dieſe goldene Quelle."

„Ja, der Teufel hole ſie All'!" rief Judas, „keiner will mehr einige Maaß Rheinwein trinken, außer hie und da ſolch ein fahrender Doktor oder vacirender Magiſter, und dieſe Hungerleider laſſen ſich ihn erſt noch aufwichſen."

„Muß ganz gehorſamſt depreciren, Herr von Judas," unterbrach ich den ſchrecklichen Rothrock. „Nur einige kleine Verſuche habe ich gethan mit Dero Rebenblut von

1700 und etlichen Jahren, und den hat mir allerdings der wackere Bürgermeiſter einſchenken laſſen; was Sie aber hier ſehen, iſt etwas neuer und in baarer Münze von mir bezahlt."

„Doktor, ereifert Euch nicht!" ſagte Frau Roſe, „er meint's nicht ſo böſe, der Judas, und er ärgert ſich nur und mit Recht, daß die Zeiten ſo lau geworden."

„Ja!" rief Andreas, der feine ſchöne Andreas, „ich glaube, dieſes Geſchlecht fühlt, daß es keines edeln Trankes mehr werth iſt, drum ſollen ſie hier ein Geſöff von allerlei Schnaps und Syrup brauen, heißen es Chateau-Margaux, Sillery, St. Julien und ſonſt nach allerlei pompöſen Namen, und kredenzen es bei ihren Gaſtmahlen, und wenn ſie es ſaufen, bekommen ſie rothe Ringe um den Mund, dieweil der Wein gefärbt war, und Kopfweh den andern Tag, weil ſie ſchnöden Schnaps getrunken."

„Ha! was war das für ein anderes Leben," führte Johannes die Rede fort, „als wir noch junge, blutjunge Geſellen waren, Anno 19 und 26. Auch Anno 50 ging es noch hoch her in dieſen ſchönen Hallen. Jeden Abend, es mochte die Sonne ſcheinen im hellen Frühling oder ſchneien und regnen im Winter, jeden Abend waren die Stübchen dort gefüllt mit frohen Gäſten. Hier, wo wir jetzt ſitzen, ſaß in Würde und Hoheit der Senat von Bremen, ſtattliche Perrücken auf dem Haupt, die Wehre an der Seite, Muth im Herzen und jeder einen Römer vor ſich.

„Hier, hier, nicht oben auf der Erde, hier war ihr Rathhaus, hier die Halle des Senats; denn hier beim

kühlen Wein beriethen sie sich über das Wohl der Stadt, über ihre Nachbarn und dergleichen. Wenn sie uneinig in der Meinung waren, so stritten sie sich nicht mit bösen Worten, sondern tranken einander wacker zu, und wenn der Wein ihre Herzen erwärmt hatte, wenn er fröhlich durch ihre Adern hüpfte, da war der Beschluß schnell zur Reife gediehen, sie drückten sich die Hände, sie waren und blieben immer Freunde, weil sie Freunde waren des edeln Weines. Am andern Morgen aber war ihnen ihr Wort heilig, und was sie Abends ausgemacht im Keller, das führten sie oben im Gerichtssaal aus."

„Schöne alte Zeiten!" rief Paulus, „daher kommt es auch, daß noch heutzutage jeder vom Rath ein eigenes Trinkbüchlein, eine jährliche Weinrechnung hat. Den Herren, die alle Abende hier saßen und tranken, war es nicht genehm, allemal in die Tasche zu fahren und ihr Geldsäckelein heraus zu kriegen. Aufs Kerbholz ließen sie es schreiben, und am Neujahr ward Abrechnung gehalten, und es gibt einige wackere Herren, die noch jetzt oft Gebrauch davon machen, aber es sind deren wenige."

„Ja, ja, Kinder," sprach die alte Rose, „sonst war es anders, so vor fünfzig, hundert, zweihundert Jahren. Da brachten sie Abends ihre Weiber und Mädchen mit in den Keller, und die schönen Bremerkinder tranken Rheinwein oder von unserem Nachbar Moseler, und waren weit und breit berühmt durch ihre blühenden Wangen, durch ihre purpurrothen Lippen, durch ihre herrlichen blitzenden Augen; jetzt trinken sie allerlei miserables Zeug, als Thee und dergleichen, was

weit von hier bei den Chineſen wachſen ſoll und was zu meiner Zeit die Frauen tranken, wenn ſie ein Hüſtlein oder ſonſtige Beſchwer hatten. Rheinwein, echten gerechten Rheinwein können ſie gar nicht mehr vertragen. Denkt euch um's Himmels willen, ſie gießen ſpaniſchen Süßen darunter, daß er ihnen munde; ſie ſagen, er ſey zu ſauer."

Die Apoſtel ſchlugen ein großes Gelächter auf, in das ich unwillkürlich einſtimmen mußte, und Bacchus lachte ſo gräßlich, daß ihn der alte Balthaſar halten mußte.

„Ja die guten alten Zeiten!" rief der dicke Bartholomäus, „ſonſt trank ein Bürger ſeine zwei Maaß, und es war, als hätt' er Waſſer getrunken, ſo nüchtern blieb er; jetzt wirft ſie ein Römer um. Sie ſind aus der Uebung gekommen."

„Da trug ſich vor vielen Jahren eine ſchöne Geſchichte zu," ſagte Fräulein Roſe und lächelte vor ſich hin.

„Erzähle, erzähle, Jungfer Roſe, die Geſchichte!" baten Alle; ſie aber trank bedeutend viel Wein, damit ſie eine glatte Kehle bekam, und hub an:

„Anno tauſend ſechshundert und einige zwanzig, dreißig Jahre war ein großer Krieg in deutſchen Landen von wegen des Glaubens; die Einen wollten ſo und die Andern anders, und ſtatt daß ſie bei einem Glaſe Wein die Sache vernünftig beſprochen hätten, ſchlugen ſie ſich die Schädel ein. Albrecht von Wallenſtein, des Kaiſers Generalfeldmarſchall, hauste ſchrecklich in proteſtantiſchen Landen. Deß erbarmte ſich der Schweden König, Guſtav Adolph, und kam mit vieler Mannſchaft zu Roß und

zu Fuß. Es wurden viele Bataillen geliefert, ſie hetzten ſich herum am Rhein und an der Donau, geſchah aber weiter nicht viel, weder vor- noch rückwärts. Zu der Zeit war Bremen und die andern Hanſeſtädte neutral und wollten es mit keiner Partei verderben. Dem Schweden lag aber daran, durch ihr Gebiet zu ziehen und ſich freundlich mit ihnen einzulaſſen, darum wollte er einen Geſandten an ſie ſchicken. Weil aber im Reich bekannt war, daß man in Bremen Alles im Weinkeller verhandle und die Rathsherren und Bürgermeiſter einen guten Schluck hätten, ſo fürchtete ſich der Schwedenkönig, ſie möchten ſeinem Geſandten gar ſehr zuſetzen mit Wein, daß er endlich betrunken würde und ſchlechte Bedingungen einginge für die Schweden.

„Nun befand ſich aber im ſchwediſchen Lager ein Hauptmann vom gelben Regiment, der ganz erſchrecklich trinken konnte. Zwei, drei Maaß zum Frühſtück war ihm ein Kleines, und oft hat er Abends zum Zuſpitzen ein halb Imi getrunken und nachher gut geſchlafen. Als nun der König voll Beſorgniß war, ſie möchten im Bremer Rathskeller ſeinem Geſandten allzuſehr zuſetzen, ſo erzählte ihm der Kanzler Oxenſtierna von dem Hauptmann, Gutkunſt hieß er, der ſo viel trinken könne. Deß freute ſich der König und ließ ihn vor ſich kommen.

„Da brachten ſie einen kleinen hageren Mann, der war ganz bleich im Geſicht, hatte aber eine große kupferrothe Naſe und hellblaue Lippen, was ganz wunderlich anzuſehen war. Der König fragte ihn, wie viel er ſich wohl zu trinken getraue, wenn es recht ernſtlich zuginge. O Herr und König, antwortete er, ſo

ernſtlich bin ich noch nie daran gekommen, habe mich bis dato auch noch nicht geaicht; der Wein iſt nicht wohlfeil, und man kann täglich nicht über ſieben, acht Maaß trinken, ohne in Schulden zu gerathen. — Nun, wie viel meinſt du denn führen zu können? fragte der König weiter. Er aber antwortete unerſchrocken: wenn Euer Majeſtät bezahlen wollen, möchte ich wohl einmal zwölf Mäßchen trinken; mein Reitknecht, der Balthaſar Ohnegrund, kann es aber noch beſſer. Da ſchickte der König auch nach Balthaſar Ohnegrund, dem Knecht des Hauptmann Gutkunſt, und war der Herr ſchon blaß geweſen und mager, ſo war es der Diener noch mehr, der ganz aſchenfarb ausſah, als hätt' er ſein Lebenlang Waſſer getrunken.

„Da ließ nun der König den Hauptmann und Ohnegrund, den Reitknecht, in ein Zelt ſetzen und einige Fäßlein alten Hochheimer und Niernſteiner anfahren und wollte haben, die Beiden ſollten ſich aichen laſſen. Sie tranken von Morgens elf Uhr bis Abends vier Uhr ein Imi Hochheimer und anderthalb Imi Niernſteiner, und der König ging voll Verwunderung zu ihnen ins Zelt, um zu ſehen, wie es mit ihnen ſtehe. Die beiden Geſellen waren aber wohl auf, und der Hauptmann ſagte: So, jetzt will ich einmal die Degenkuppel abſchnallen, dann geht's beſſer; Ohnegrund machte aber drei Knöpfe an ſeinem Koller auf.

„Da entſatzten ſich Alle, die dies ſahen; der König aber ſprach: Kann ich beſſere Geſandte finden nach der fröhlichen Stadt Bremen als dieſe? Und alſobald ließ er dem Hauptmann prächtige Kleider und Waffen geben,

wie auch Ohnegrund, dem Reitknecht, denn dieſer ſollte den Schreiber des Geſandten vorſtellen. Der König und der Kanzlar unterrichteten den Hauptmann, was er zu ſagen hätte bei der Unterhandlung, und nahm Beiden das Verſprechen ab, daß ſie auf der ganzen Reiſe nur Waſſer trinken ſollten, damit nachher das Treffen im Keller um ſo glorreicher würde; Gutkunſt aber, der Hauptmann, mußte ſeine rothe Naſe mit einer künſtlichen Salbe anſtreichen, auf daß ſie weiß ausſah, damit man nicht merke, welch' ein Kunde er ſey.

„Ganz elendiglich vom vielen Waſſertrinken kamen die Beiden nach der Stadt Bremen, und nachdem ſie bei dem Bürgermeiſter geweſen, ſagte dieſer zum Senat: „O! was hat uns der Schwede für zwei bleiche magere Geſellen geſchickt; heute Abend wollen wir ſie in den Rathskeller führen und zudecken. Ich nehme den Geſandten auf mich ganz allein, und der Doktor Schnellpfeffer muß auf den Schreiber. So wurden ſie denn Abends nach der Betglocke feierlichſt in den Rathskeller geführt, der Bürgermeiſter führte Gutkunſten, den Hauptmann, der Doktor Schnellpfeffer, was auch ein guter Trinker war, führte den Reitknecht am Arm, der, als Schreiber angethan, ſich recht züchtiglich geberdete; hinter ihnen gingen viele Rathsherren, die zur Verhandlung geladen waren. Hier in dieſem Gemach ſetzten ſie ſich um den Tiſch und verſpeisten zuerſt Haſenbraten und Schinken und Häringe, um ſich zum Trinken zu rüſten. Dann wollte der Geſandte ganz ehrbar mit der Verhandlung anfangen, und ſein Schreiber zog Pergament und Feder aus der Taſche; aber der Bürgermeiſter ſprach:

Mit nichten alſo, Ihr edlen Herren; ſo iſt es nicht Gebrauch in Bremen, daß man die Sache alſo trocken abmacht; wollen einander vorerſt auch zutrinken nach Sitte unſerer Väter und Großväter. — Kann eigentlich nicht viel vertragen, antwortete der Hauptmann; dieweil es aber Seiner Magnificenz alſo gefällig, will ich ein Schlücklein zu mir nehmen. Nun tranken ſie ſich zu und hielten ein Geſpräch über Krieg und Frieden und über die Schlachten, ſo geliefert worden; die Rathsherren aber, um den Fremden mit gutem Beiſpiel voranzugehen, tranken ſich weidlich zu und bekamen rothe Köpfe. Bei jeder neuen Flaſche entſchuldigten ſich die Fremden, wie ſie gar den Wein nicht gewohnt wären und er ihnen zu Kopfe ſteige; deß freute ſich der Bürgermeiſter, trank in ſeiner Herzensluſt ein Paßglas um das andere, ſo daß er nicht mehr recht wußte, was zu beginnen. Aber, wie es zu gehen pflegt in dieſem wunderbaren Zuſtande, er dachte: jetzt iſt er betrunken, der Geſandte, und auch dem Schreiber hat der Doktor tüchtig zugeſetzt; und ſprach daher: Nun wollen wir anfangen mit unſerem Geſchäft. Das waren die Fremden zufrieden, thaten, wie wenn ſie voll Weines wären und tranken auf ihrer Seite den Herren weidlich zu.

„Da wurde nun geſprochen und getrunken, gehandelt und wieder getrunken, bis der Bürgermeiſter mitten im Satz einſchlief und der Doktor Schnellpfeffer unter dem Tiſche lag. Da kamen denn die andern Rathsherren und tranken den Fremden zu und führten die Verhandlung fort; aber trank der Hauptmann läſterlich, ſo machte es ſein Reitknecht noch ſchlimmer; fünf Küper

mußten immer hin und herlaufen und einſchenken, denn der Wein verſchwand von dem Tiſch, als wäre er in den Sand gegoſſen worden. So geſchah es, daß die Gäſte nacheinander den ganzen Rath unter den Tiſch tranken bis auf einen.

„Dieſer eine aber war ein großer ſtarker Mann, mit Namen Walther, von welchem man allerlei ſprach in Bremen, und wäre er nicht im Rath geſeſſen, man hätte ihn längſt böſer Künſte und Zauberei angeklagt. Herr Walther war ſeines Zeichens eigentlich ein Zirkelſchmied geweſen, hatte ſich aber hervorgethan in ſeiner Gilde, war unter die Aeltermänner gekommen und nachher in den Senat. Dieſer hielt aus bei den Gäſten, trank zweimal ſoviel als beide, ſo daß ihnen ganz unheimlich wurde, denn er war ſo verſtändig, wie zuvor, während der Hauptmann ſchon trübe Augen bekam und glaubte, es gehe ihm ein Rad im Kopf herum. So oft der Senator Walther ein Paßglas getrunken, fuhr er mit der Hand unter den Hut, und dem Reitknecht kam es vor, als ſähe er ein bläuliches Wölkchen, ganz fein wie Nebel, aus ſeinem rabenſchwarzen Haar hervorſteigen. Er trank wacker darauf los, bis der Hauptmann Gutkunſt ſelig einſchlief und ſein Haupt ganz weich auf des Bürgermeiſters Bauch legte.

„Da ſprach der Senator Walther mit ſonderbarem Lächeln zu dem Schreiber des Geſandten: Lieber Geſelle, du führſt einen mächtigen Zug, ich vermeine aber, daß du mit dem Roßſtriegel beſſer fortkommſt als mit der Feder. Da erſchrack der Schreiber und ſprach: Wie meinet Ihr dies, Herr? Ich will nicht hoffen, daß Ihr

mir Hohn ſprechen wollt; bedenket, daß ich Seiner Majeſtät Geſandtſchaftsſchreiber bin.

„Hoho! rief der andere mit ſchrecklichem Lachen, ſeit wann haben denn ordentliche Geſandtſchaftsſchreiber ſolche Kittel an und führen ſolche Federn bei der Sitzung? Da ſah der Reitknecht auf ſein Kleid und bemerkte mit großem Schrecken, daß er ſeinen gewöhnlichen Stallkittel an habe, er ſah auf ſeine Hand, und ſiehe da, ſtatt der Feder hielt er eine ganz gemeine Kratzbürſte. Da entſetzte er ſich und ſah ſich verrathen, und wußte nicht, wie ihm geſchah. Herr Walther aber lächelte ſeltſam und höhniſch, und trank ihm einen Humpen von anderthalb Maaß zu auf einen Zug, fuhr dann mit der Hand hinter die Ohren, und der Reitknecht ſah ganz deutlich, wie ein feiner Nebel aus ſeinem Kopf kam. Gott ſoll mich bewahren, Herr, daß ich fürder mit Euch trinke! rief er, Ihr ſeyd ein Schwarzkünſtler, wie ich nun vermuthe, und könnt mehr als Brod eſſen.

„Darüber wäre noch vielerlei zu ſagen, antwortete Walther ganz ruhig und freundlich, aber es würde dir auch nicht viel helfen, werthgeſchätzter Stallknecht und Roßkamm, wenn du mir fürder zuſetzteſt mit Trinken, mich trinkſt du nicht unter den Tiſch, wasmaßen ich einen kleinen Hahnen in mein Gehirn geſchraubt habe, durch welchen der Weindunſt wieder herausfährt. Schau zu! Dabei trank er ein großes Paßglas aus, wandte ſeinen Kopf herüber zu dem Reitknecht Ohnegrund, ſtrich ſein Haar zurück, und ſiehe da, in ſeinem Kopf ſteckte ein kleiner ſilberner Hahn, wie an einem Faß; da drehte er den Zapfen um und ein bläulicher Dunſt ſtrömte hervor,

ſo daß ihm der Weingeiſt keine Beſchwerden machte in der Hirnkammer.

„Da ſchlug der Reitknecht vor Verwunderung die Hände zuſammen und rief: Das iſt einmal eine ſchöne Erfindung, Herr Zauberer! könnet Ihr mir nicht auch ſo ein Ding an den Kopf ſchrauben, um Geld und gute Worte? — Nein, das geht nicht, antwortete jener bedächtig; da ſeyd Ihr nicht erfahren genug in geheimer Wiſſenſchaft; aber ich habe Euch lieb gewonnen wegen Eurer abſonderlichen Kunſt im Trinken, darum möchte ich Euch gern dienen, wo ich kann. Zum Beiſpiel, es iſt gegenwärtig die Stelle des Kellermeiſters vakant allhier. Balthaſar Ohnegrund! verlaß den Dienſt dieſer Schweden, wo es doch mehr Waſſer als Wein gibt, und diene dem wohledlen Rath dieſer Stadt; wenn wir auch einige Laſten Wein mehr brauchen des Jahrs, die du heimlich ſaufeſt, das thut nichts, ein ſolcher Kapitalkerl hat uns längſt gefehlt; Balthaſar Ohnegrund! ich mach' dich morgen zum Kellermeiſter, wenn du willſt. Willſt du nicht, ſo iſt's auch gut; dann weiß aber morgen die ganze Stadt, daß uns der Schwede einen Reitknecht als Schreiber geſchickt. Dieſer Vorſchlag mundete dem Balthaſar wie edler Wein; er that einen Blick in dieſes unermeßliche Weinreich, ſchlug ſich auf den Magen und ſagte: ich wills thun. Nachher machten ſie noch allerhand Punkte aus, wie es gehalten werden ſoll nach Ohnegrunds zeitlichem Hinſcheiden mit ſeiner armen Seele. Er wurde Kellermeiſter, der Hauptmann Gutkunſt aber zog mit zweideutigen Bedingungen ab ins ſchwediſche Lager, und als nachher die Kaiſerlichen in

die Stadt kamen, war der Bürgermeiſter und Senat froh, daß ſie ſich mit dem Schweden nicht zu tief eingelaſſen, obgleich keiner recht wußte, wie es ſo gekommen war."

So erzählte die Roſe, die Apoſtel und ich dankten ihr und lachten ſehr über die beiden Geſandten; Paulus aber fragte: „Und Balthaſar Ohnegrund, der wackere Kunde, was iſt aus ihm geworden? Blieb er Kellermeiſter?" Die Roſe aber wandte ſich um mit Lächeln, deutete auf eine Ecke des Gemachs und ſagte: „dort ſitzt er ja noch, wie vor zweihundert Jahren, der wackere Zecher." Mir graute, als ich hinſah; eine bleiche abgehärmte Geſtalt ſaß in der Ecke, ſchluchzte und weinte ſehr und trank dazu ſehr viel Rheinwein; aber es war niemand anderes, als eben der Kellermeiſter Balthaſar, der aus Unſer lieben Frauen Kirchhof herabgekommen war, nachdem ihn Matthäus aus dem Schlaf geſchellt.

„Nun, alter Balthaſar!" rief ihm Jakobus zu, „du haſt alſo als Reitknecht gedient beim Hauptmann Gutkunſt und warſt ſogar Geſandſchaftsſchreiber oder Sekretär, ehe du Kellermeiſter wurdeſt? Was machte denn der Herr, ſo den Hahnen im Hirnkaſten hatte, für Bedingniſſe?"

„O Herr!" ſtöhnte der alte Kellermeiſter aus tiefer Seele, und es war, als ob ihn der ewige Tod auf dem Fagott begleitete, ſo greulich tönte es aus ſeiner Bruſt, „o Herr! fordert nicht von mir, daß ich es ſage."

„Heraus damit!" ſchrien die Apoſtel, „was wollte er mit dem Spiritusableiter? der Weingeiſtſchröpfer, was wollte er?"

„Meine Seele."

„Armer Kerl!“ ſagte Petrus ſehr ernſt, „und um was wollte er deine arme Seele?“

„Um Wein,“ murmelte er dumpf, und mir war es, als ob eine Stimme ohne Hoffnung ſpräche.

„Rede deutlicher, Alter, wie hat er es gemacht mit deiner Seele?“ Er ſchwieg lange; endlich ſprach er: „Warum dies erzählen, ihr Herren? Es iſt grauſig, und ihr verſteht doch nicht, was es heißt, eine Seele verlieren.“

„Wohl wahr,“ ſprach Paulus, „wir ſind fröhliche Geiſter und ſchlummern im Weine, und freuen uns ewiger ungetrübter Herrlichkeit und Freude; darum kann uns aber auch kein Grauen anwandlen, denn wer hat Macht über uns, daß er uns elend mache oder uns erſchrecke? darum erzähle!“

„Aber es ſitzt ein Menſch am Tiſch, der kann es nicht vertragen,“ ſprach der Todte; „vor ihm darf ich es nicht ſagen.“

„Nur zu, immer zu!“ erwiederte ich, an allen Gliedern ſchauernd, „ich kann eine hinlängliche Doſis Schauerliches ertragen, und was iſt es am Ende, als daß Euch der Teufel geholt?“

„Herr, es wäre Euch beſſer, Ihr betetet!“ murmelte der Alte, „aber Ihr wollt es ſo haben, ſo höret: der Menſch, der in jener Nacht in dieſem Zimmer bei mir ſaß, — es war ein böſes Ding mit ihm — der hatte ſeine Seele dem Böſen verhandelt, und es war dabei bedingt, daß er ſich loskaufen könnte durch eine andere Seele. Schon viele hatte er auf dem Korn gehabt, aber allemal waren ſie ihm wieder entgangen.

Mich faßte er beſſer. Ich war wild aufgewachſen ohne Unterricht, und das Leben im Kriege ließ mich nicht viel nachdenken; wenn ich ſo über ein Schlachtfeld ritt, und der Mondſchein fiel herab, und Freund und Feind niedergemäht da lagen, da dachte ich: ſie ſind jetzt halt todt und leben nicht mehr; von der Seele hielt ich nicht viel, und vom Himmel und Hölle noch weniger. Aber weil man ſo kurz lebt, wollt' ich's Leben recht genießen, und Wein und Spiel war mein Element. Das hatte mir der Höllenknecht abgemerkt und ſprach zu mir in jener Nacht: ſo zwanzig, dreißig Jahre zu leben in dieſem Kellerreich, in dieſem Weinhimmel zu trinken nach Herzensluſt, nicht wahr, Balthaſar, das müßt' ein Leben ſeyn? — Ja, Herr, ſprach ich, aber wie könnte ich dies verdienen? — An was liegt dir mehr, fuhr er fort, hier recht zu leben nach Herzensluſt auf der Erde, hier im Keller, oder an den Geſchichten, die ſich nachher begeben, wo man gar nicht weiß, ob man nur noch lebt und Wein trinkt? Ich that einen gräßlichen Schwur und ſagte: meine Gebeine werden dahin fahren, wo die Gebeine meiner Geſellen liegen; iſt der Menſch todt, ſo fühlt er nicht und denkt nicht; hab' es an manchem Kameraden erlebt, dem die Kugel das Hirn zerſchmetterte, darum will ich leben und luſtig ſeyn. Er aber ſprach zu mir: wenn du Verzicht leiſten willſt auf das, was nachher kommt, ſo iſt es ein Leichtes, dich hier zum Kellermeiſter zu machen; ſchreib nur deinen Namen in dies Büchlein und thu einen recht tüchtigen Schwur dazu. — Was nachher mit mir geſchieht, das kümmert mich nicht, ſprach ich; Kellermeiſter will ich

hier seyn immerdar und ewiglich, so lang ich bin, und der Teufel, oder wer will, kann das andere haben alles, wenn sie mich einst einscharren.

„Als ich so gesprochen, waren wir nicht mehr zwei, sondern ein Dritter saß neben mir und hielt mir das Büchlein hin zum Unterschreiben; der aber, der dies that, war nicht der Zirkelschmied, sondern ein anderer."

„Wer war es denn? sag an!" riefen die Apostel ungeduldig.

Die Augen des alten Kellermeisters funkelten greulich und seine bleichen Lippen bebten; er setzte mehrere Mal an, um zu sprechen, aber ein Krampf schien ihm die Kehle zuzuschnüren. Da blickte er auf einmal fest und muthig in eine dunkle Ecke, trank sein Glas aus und warf es an die Erde; „was hilft alle Reue, alter Balthasar?" sprach er, indem große Thränen in seinen Wimpern hingen, „der bei mir saß — war der Teufel."

Es war bei diesen Worten unheimlich, bis zur Verzweiflung unheimlich in dem Gemach; die Apostel schauten ernst und schweigend in ihre Römer, Bacchus hatte das Gesicht in die Hände gedrückt, und die Rose war bleich und stille. Kein Athemzug rührte sich, man hörte nur, wie in dem Todtenkopf des Alten die Zähne schaudernd an einander klapperten.

„Mein Vater hatte mich gelehrt, meinen Namen zu schreiben, als ich noch ein kleiner frommer Knabe war; ich unterschrieb ihn ins Buch, das mir der Andere mit seinen Krallen vorhielt. Von da an ging mir ein Leben auf in Saus und Braus; in ganz Bremen gab es keinen Mann so fröhlich als den Kellermeister Balthasar,

und getrunken hab' ich, was der Keller Gutes und Köſtliches hatte. Zur Kirche ging ich nie, ſondern wenn ſie zuſammen läuteten, ſchritt ich hinab zum beſten Faß und ſchenkte mir ein nach Herzensluſt. Als ich alt wurde, kam oft ein Grauen über mich, und es fröſtelte mich durch die Glieder, wenn ich ans Sterben dachte; hatte zwar kein Weib, das um mich jammerte, aber auch keine Kinder, die mich tröſteten; da trank ich denn, wenn die Todesgedanken über mich kamen, bis ich von Sinnen war und ſchlief. So trieb ich's lange Jahre, mein Haar ward grau, meine Glieder ſchwach und ich ſehnte mich, zu ſchlafen im Grabe. Da war mir eines Tages, als ſey ich erwacht und könne doch nicht recht erwachen; die Augen wollten ſich nicht aufthun, die Finger waren ſteif, als ich mich aus dem Bette heben wollte, und die Beine lagen ſtarr wie ein Stück Holz. An mein Bett aber traten Leute, betaſteten mich und ſprachen: der alte Balthaſar iſt todt.

„Todt, dachte ich und erſchrack, todt und nicht ſchlafen? todt bin ich und denke? Mich erfaßte eine unnennbare Angſt, ich fühlte, wie mein Herz ſtille ſtand, und wie ſich doch etwas in mir regte und in ſich zuſammenzog und bange war; das war mein Körper nicht, denn der lag ſteif und todt, was war es denn?"

„Deine Seele!" ſprach Petrus dumpf; „deine Seele!" flüſterten die andern ihm nach.

„Da maßen ſie meine Länge und Breite, um die ſechs Bretlein fertig zu machen, und legten mich hinein, und ein hartes Kiſſen von Hobelſpänen unter meinen Schädel, und nagelten die Bahre zu, und meine Seele

wurde immer ängstlicher, weil sie nicht schlafen konnte. Dann hörte ich die Todtenglocke läuten auf der Domkirche, sie hoben mich auf, und kein Auge weinte um mich. Sie trugen mich auf Unser lieben Frauen Kirchhof, dort hatten sie mein Grab gegraben, noch höre ich die Seile schwirren, die sie heraufzogen, als ich unten lag; dann warfen sie Steine und Erde auf mich herab, und es ward stille um mich her.

„Aber meine Seele zitterte heftiger, als es Abend wurde, als es zehn, elf Uhr schlug auf allen Glocken. Wie wird es dir gehen? dachte ich bei mir. Ich wußte noch ein Gebetlein aus alter Zeit, das wollte ich sprechen, aber meine Lippen standen still. — Da schlug es zwölf Uhr, und mit einem Ruck war die schwere Grabesdecke abgerissen, und auf meinen Sarg geschah ein schrecklicher Schlag" —

Ein Schlag, daß die Hallen dröhnten, sprengte jetzt eben die Thüre des Gemaches auf, und eine große weiße Gestalt erschien auf der Schwelle. Ich war durch Wein und die Schreckniſſe dieſer Nacht ſo exaltirt und außer mir ſelbſt gebracht, daß ich nicht aufſchrie, nicht aufſprang, wie wohl ſonſt geſchehen wäre, ſondern geduldig das Schreckliche anſtarrte, das jetzt kommen ſollte; mein erſter Gedanke war nämlich: „jetzt kommt der Teufel."

Habt Ihr je im Don Juan jenen bangen Moment geſchaut, wo Tritte dumpf und immer näher tönen, wo Leporello ſchreiend zurückkommt und die Statue des Gouverneurs, ihrem Streitroß auf dem Monument entſtiegen, zu dem Gaſtmahl kommt? Rieſengroß mit

abgemeſſenem dröhnendem Schritt, ein ungeheures Schwert in der Hand, gepanzert, aber ohne Helm, trat die Geſtalt ins Gemach. Sie war von Stein, das Geſicht ſteif und ſeelenlos; aber dennoch that ſich der ſteinerne Mund auf und ſprach: „Gott grüß euch, vielliebe Reben vom Rhein; muß doch das ſchöne Nachbarkind beſuchen an ihrem Jahrestag. Gott grüß Euch, Jungfrau Roſe. Darf ich auch Platz nehmen in Eurem Gelaggaden?“

Sie ſchauten alle verwundert nach der rieſigen Statue, Frau Roſe aber brach das Stillſchweigen, ſchlug vor Freude die Hände zuſammen und ſchrie: „Ei, du meine Güte! 's iſt ja der ſteinerne Roland, ſo ſeit vielen hundert Jahren auf dem Domhofe in der lieben Stadt Bremen ſteht. Ei, das iſt ſchön, daß Ihr uns die Ehre anthut, Herr Ritter! leget doch Schild und Schwert ab und machet es Euch bequem; wollet Ihr Euch nicht obenan ſetzen an meine Seite? O Gott, wie mich das freut!“

Der hölzerne Weingott, ſo indeſſen wieder um ein Erkleckliches gewachſen, warf mürriſche Blicke bald auf den ſteinernen Roland, bald auf die naive Dame ſeines Herzens, die ihre Freude ſo laut und unverhohlen ausgelaſſen. Er murmelte etwas von ungebetenen Gäſten und ſtrampelte ungeduldig mit den Beinen. Aber Roſe drückte ihm unter dem Tiſche die Hand und beſchwichtigte ihn durch ſüße Blicke. Die Apoſtel waren näher zuſammen gerückt und hatten dem ſteinernen Gaſt einen Stuhl neben dem alten Fräulein eingeräumt. Er legte Schwert und Schild in die Ecke und ſetzte ſich ziemlich ungelenk auf das Stühlchen, aber ach! dies war für ehrſame Bremer

Stadtkinder und nicht für einen ſteinernen Rieſen gemacht, es knackte, als er ſich ſetzte, morſch zuſammen, und ſo lang er war, lag er im Gemach.

„Schnödes Geſchlecht, das ſolche Hütſchen zimmert, worauf zu meiner Zeit nicht einmal ein zartes Fräulein hätte ſitzen können, ohne mit dem Sitz durchzubrechen!“ ſagte der Heros und ſtand langſam auf; der Kellermeiſter Balthaſar aber rollte ein Halbeimerfaß herbei an den Tiſch und lud den Ritter ein, Platz zu nehmen. Es knäckten nur ein paar Dauben, als er ſich ſetzte, aber das Faß hielt aus. Dann bot ihm der Kellermeiſter ein großes Römerglas mit Wein, er faßte es mit der breiten ſteinernen Fauſt, aber krach! war es entzwei, daß ihm der Wein über die Finger lief. „Ei, Ihr hättet auch die Handſchuhe von Stein füglich ablegen können,“ ſprach Balthaſar ärgerlich und kredenzte ihm einen ſilbernen Becher, ſo ein Maaß hielt und in früherer Zeit Tummler genannt wurde. Der Ritter faßte ihn, drückte nur einige unbedeutende Buckeln in den Becher, ſperrte das ſteinerne Maul auf und goß den Wein hinab.

„Wie mundet Euch der Wein?“ fragte Bacchus den Geiſt, „Ihr habt wohl lange keinen getrunken?“

„Er iſt gut, bei meinem Schwert! ſehr gut! was iſt es für Gewächs?“

„Rother Ingelheimer, geſtrenger Herr!“ antwortete der Kellermeiſter.

Das ſteinerne Auge des Ritters bekam Leben und Glanz, als er dies hörte, die gemeiſelten Züge verſchönerte ein ſanftes Lächeln und vergnüglich ſchaute er in den Becher.

„Ingelheim! du ſüßer trauter Name!“ ſprach er. „Du edle Burg meines ritterlichen Kaiſers; ſo nennt man alſo noch in dieſer Zeit deinen Namen, und die Reben blühen noch, die Karl einſt pflanzte in ſeinem Ingelheim? Weiß man denn auch von Roland noch etwas auf der Welt und von dem großen Carolus, ſeinem Meiſter?“

„Das müßt Ihr den Menſchen dort fragen,“ erwiederte Judas, „wir geben uns mit der Erde nicht mehr ab. Er nennt ſich Doktor und Magiſter und muß Euch Beſcheid geben können über ſein Geſchlecht.“

Der Rieſe richtete ſein Auge fragend auf mich, und ich antwortete: „Edler Paladin! Zwar iſt die Menſchheit in dieſer Zeit lau und ſchlecht geworden, iſt mit dem hohlen Schädel an die Gegenwart genagelt und blickt nicht vor-, nicht rückwärts; aber ſo elend ſind wir doch nicht geworden, daß wir nicht der großen herrlichen Geſtalten gedächten, die einſt über unſere Vatererde gingen und ihren Schatten werfen noch bis zu uns. Noch gibt es Herzen, die ſich hinüberretten in die Vergangenheit, wenn die Gegenwart zu ſchaal und trübe wird, die höher ſchlagen bei dem Klang großer Namen und mit Achtung durch die Ruinen wandlen, wo einſt der große Kaiſer ſaß in ſeiner Zelle, wo ſeine Ritter um ihn ſtanden, wo Eginhard bedeutungsvolle Worte ſprach und die traute Emma dem treuſten ſeiner Paladine den Becher kredenzte. Wo man den Namen Eures großen Kaiſers ausſpricht, da iſt auch Roland unvergeſſen, und wie Ihr ihm nahe ſtandet im Leben, ſo enge ſeyd Ihr mit ihm verbunden in Lied und Sage und in den Bildern der Erinnerung.

Der letzte Ton Eures Hifthorns tönt noch immer aus dem Thal von Ronceval durch die Welt und wird tönen, bis er ſich in die Klänge der letzten Poſaune miſcht.“

„So haben wir nicht vergebens gelebt, alter Karl!“ ſprach der Ritter, „die Nachwelt feiert unſere Namen.“

„Ha!“ rief Johannes feurigen Muthes, „dieſe Menſchen wären auch werth, Waſſer aus dem Rhein zu ſaufen ſtatt des Rebenblutes ſeiner Hügel, wenn ſie den Namen des Mannes vergeſſen hätten, der zuerſt die Reben pflanzte im Rheingau. Auf, ihr trauten Geſellen und Apoſtel, ſtoßet an, unſer herrlicher Stammvater lebe! es lebe Kaiſer Karl der Große!“

Die Römer klangen, aber Bacchus ſprach: „Ja, es war eine ſchöne herrliche Zeit, und ich freue mich ihrer wie vor tauſend Jahren. Wo jetzt die wundervollen Weingärten ſtehen vom Ufer bis hinauf an die Rücken der Berge, und hinauf und hinab im Rheinthal Traube an Traube ſich ſchlingt, da lag ſonſt wüſter düſterer Wald. Da ſchaute einſt Kaiſer Karl aus ſeiner Burg in Ingelheim an den Bergen hin, er ſah, wie die Sonne ſchon im März ſo warm dieſe Hügel begrüße und den Schnee hinabrolle in den Rhein, wie ſo frühe die Bäume dort ſich belauben und das junge Gras dem Frühling voraneile aus der Erde. Da erwachte in ihm der Gedanke Wein zu pflanzen, wo ſonſt der Wald lag.

„Und ein geſchäftiges Leben regte ſich im Rheingau bei Ingelheim, der Wald verſchwand, und die Erde war bereit, den Weinſtock aufzunehmen. Da ſchickte er Männer nach Ungarn und Spanien, nach Italia und Burgund, nach der Champagne und nach Lothringen,

und ließ Reben herbeibringen und ſenkte die Reiſer in der Erde Schooß.

„Da freute ſich mein Herz, daß er mein Reich ausbreite im deutſchen Lande, und als dort die erſten Reben blühten, zog ich ein im Rheingau mit glänzendem Gefolge; wir lagerten auf den Hügeln und ſchafften in der Erde und ſchafften in den Lüften, und meine Diener breiteten die zarten Netze aus und fingen den Frühlingsthau auf, daß er den Reben nicht ſchade; ſie ſtiegen hinauf und brachten warme Sonnenſtrahlen nieder, die ſie ſorgſam um die kleinen Beerlein goſſen, ſchöpften Waſſer im grünen Rhein und tränkten die zarten Wurzeln und Blätter. Und als im Herbſt das erſte zarte Kind des Rheingaues in der Wiege lag, da hielten wir ein großes Feſt und luden alle Elemente zur Feier ein. Und ſie brachten köſtliche Geſchenke und legten ſie dem Kindlein als Angebinde in die Wiege. Das Feuer legte ſeine Hand auf des Kindes Augen und ſprach: du ſollſt mein Zeichen an dir tragen ewiglich; ein reines mildes Feuer ſoll in dir wohnen und dich werth machen vor allen andern. Und die Luft in zartem goldenem Gewande kam heran, legte ihre Hand auf des Kindes Haupt und ſprach: Zart und licht ſey deine Farbe, wie der goldene Saum des Morgens auf den Hügeln, wie das goldene Haar der ſchönen Frauen im Rheingau. Und das Waſſer rauſchte heran in ſilbernen Kleidern, bückte ſich auf das Kind und ſprach: Ich will deinen Wurzeln immer nahe ſeyn, daß dein Geſchlecht ewig grüne und blühe und ſich ausbreite, ſo weit mein Rheinſtrom reicht. Aber die Erde kam und küßte das Kindlein auf den Mund und

wehte es an mit ſüßem Athem. Die Wohlgerüche meiner Kräuter, ſprach ſie, die herrlichſten Düfte meiner Blumen habe ich für dich geſammelt zum Angebinde. Die köſtlichſten Salben aus Ambra und Myrrhen werden gering ſeyn gegen deine Düfte, und deine lieblichſten Töchter wird man nach der Königin der Blumen heißen, — die Roſen.

„So ſprachen die Elemente; wir aber jubelten über die herrlichen Gaben, ſchmückten das Kindlein mit friſchem Weinlaub und ſchickten es dem Kaiſer in die Burg. Und er erſtaunte über die Herrlichkeit des Rebenkindes, hat es fortan gehegt und gepflegt und die Rebe am Rhein ſeinen herrlichſten Schätzen gleich geachtet.“

„Andreas!“ rief Jungfrau Roſe, „lieber Vetter, du haſt ſolch' eine ſchöne zarte Stimme, willſt du nicht ſingen zum Ruhme des Rheingaues und ſeiner Weine?“

„Wenn es Euch erheitert, edle Jungfrau, und Euch nicht Beſchwerde macht, edler Bacchus, wie auch Euch nicht unangenehm iſt, mein Herr und Ritter Roland, ſo will ich eins ſingen.“ Und er ſang eine ſchöne Weiſe voll zarter Töne und Worte, klangvoll und zierlich gefüget, ſo, daß man wohl merken konnte, es ſey ein Lied eines alten Meiſters von 1400 oder 1500. Verflogen ſind ſeine Worte aus meinem Gedächtniß, aber ſeine Weiſe möchte ich doch wohl finden, denn ſie war einfach und ſchön, und Petrus begleitete ihn mit einem ſonoren herrlichen Sekund. Die Luſt des Geſanges ſchien über Alle herabzukommen, denn als Andreas geendet, ſang Judas unaufgefordert ein Lied, und ihm folgten die übrigen. Selbſt Roſe, ſo ſehr ſie ſich zierte, mußte

ein Lied von 1615 ſingen, was ſie mit angenehmer, etwas zitternder Stimme vortrug. Mit dröhnendem Baß ſang Roland eine Kriegshymne der Franken, von welcher ich nur einige Worte verſtand, und endlich, als ſie Alle geſungen, ſchauten ſie auf mich, und Roſe nickte mir zu, etwas zu ſingen. Da hub ich denn an:

Am Rhein, am Rhein, da wachſen unſere Reben,
Geſegnet ſey der Rhein,
Da wachſen ſie am Ufer hin und geben
Uns dieſen Labewein.

Sie lauſchten, als ſie dieſe Worte hörten, ſie nickten ſich zu und rückten näher zuſammen; und die Entferntern ſtreckten die Köpfe vor, als wollten ſie kein Wort verlieren. Muthiger erhob ich meine Stimme, lauter und immer lauter war mein Geſang, denn es wogte in mir wie Begeiſterung, vor ſolchem Publikum zu ſingen. Die alte Roſe nickte den Text mit dem Kopfe und ſummte den Chorus leiſe, leiſe mit, und Freude und Stolz blickte aus den Augen der Apoſtel. Und als ich geendet, drängten ſie ſich zu, drückten mir die Hände und Andreas hauchte einen Kuß auf meine Lippen.

„Doktor!“ rief Bacchus, „Doktor, welch ein Lied! wie geht einem da das Herz auf! Herzensdoktor, haſt du das Lied gedichtet in deinem eigenen graduirten Gehirn?“

„Nein, Euer Excellenz! ſolch ein Meiſter des Geſanges bin ich nicht. Aber den, der es gedichtet, haben ſie längſt begraben; er hieß Matthias Claudius!“

„Sie haben — einen guten Mann begraben,“ ſagte Paulus. „Wie klar und munter iſt

dies Lied, so klar und helle wie echter Wein, so muthig und munter wie der Geist, der im Weine wohnet und gewürzt mit Scherz und Laune, die wie ein würziger Duft aus dem Römer steigen; der Mann hat gewiß verstanden, welch gutes Ding es um ein Glas lautern Weines ist."

„Herr, er ist lange todt, das weiß ich, aber ein anderer großer Sterblicher hat gesagt: guter Wein ist ein gutes geselliges Ding, und jeder Mensch kann sich wohl einmal von ihm begeistern lassen! Und ich denke, der alte Matthias hat auch so gedacht unter guten Freunden, hätte ja sonst solch ein schönes Lied nicht machen können, das noch heute alle fröhlichen Menschen singen, die im Rheingau wandeln oder edeln Rheinwein trinken."

„Singen Sie das?" rief Bacchus, „nun seht, Doktor, das freut mich, und so gar miserabel muß Euer Geschlecht doch nicht geworden seyn, wenn sie so klare schöne Lieder haben und singen."

„Ach, Herr!" sprach ich bekümmert, „es gibt der Ueberschwänglichen gar viele, das sind die Pietisten in der Poesie, und wollen solch Lied gar nicht für ein Gedicht gelten lassen, wie manchen Frömmlern das Vaterunser nicht mystisch genug zum Beten ist."

„Es hat zu jeder Zeit Narren gegeben, Herr!" erwiederte mir Petrus, „und jeder fegt am besten vor seiner eigenen Thüre. Aber weil wir gerade bei seinem Geschlecht sind, erzähl' er uns doch, wie es auf der Erde ging im letzten Jahr?"

„Wenn es die Herren und Damen interessirt," — sprach ich zögernd.

„Immer zu!“ rief Roland, „wegen meiner könntet Ihr die letzten fünfhundert Jahre erzählen, denn auf meinem Domhof ſehe ich nichts als Cigarrenmacher, Weinbrauer, Pfarrer und alte Weiber.“ Auch die übrigen ſtimmten mit ein, ich hub alſo an:

„Was zuerſt die deutſche Literatur betrifft“ —

„Halt, manum de tabula!“ rief Paulus, „was ſcheeren wir uns um Euer miſerables Geſchmier, um Eure kleinlichen ekelhaften Gaſſenſtreite und Kneipenraufereien, um Eure Poetaſter, Afterpropheten und“ —

Ich erſchrack; wenn dieſen Leuten nicht einmal unſere wunderherrliche, magnifique Literatur intereſſant war, was konnte ich ihnen denn ſagen? Ich beſann mich und fuhr fort: „offenbar hat Joco im letzten Jahre, was das Theater anbelangt“ —

„Theater? geht mir weg!“ unterbrach Andreas, „was ſollen wir von Euren Puppenſpielen, Marionettenkomödien und ſonſtigen Thorheiten hören! Meinet Ihr etwa, uns komme viel darauf an, ob einer Eurer Luſtſpieldichter ausgepfiffen wurde oder nicht? Habt Ihr denn dermalen gar nichts Intereſſantes, nichts Welthiſtoriſches, das Ihr etwa erzählen könntet?“

„Ach, daß Gott erbarm!“ erwiederte ich, „bei uns iſt die Welthiſtorie ausgegangen, wir haben in dieſem Fach nur noch den Bundestag in Frankfurt. Bei unſern Nachbarn höchſtens gibt es noch hin und wieder etwas; zum Beiſpiel in Frankreich haben die Jeſuiten wieder Macht gewonnen und das Scepter an ſich geriſſen, und in Rußland ſollte es eine Revolution geben.“

„Ihr verwechſelt die Namen, Freund!“ ſagte Judas, „Ihr wolltet ſagen, in Rußland ſind die Jeſuiten wieder eingezogen, und in Frankreich ſollte es eine Revolution geben?“

„Mit nichten, Herr Judas von Iſcharioth,“ antwortete ich, „ſo iſt es, wie ich geſagt.“

„Ei der tauſend!“ murmelten ſie nachdenklich, „das iſt ja ganz ſonderbar und verkehrt!“ „Und,“ fragte Petrus, „Krieg gibt es nicht?“

„Ein klein wenig, wird aber bald vollends zu Ende ſeyn, in Griechenland, gegen die Türken.“

„Ha! das iſt ſchön!“ rief der Paladin und ſchlug mit der ſteinernen Fauſt auf den Tiſch, „hat mich ſchon vor vielen Jahren geärgert, daß die Chriſtenheit ſo ſchnöde zuſchaute, wie der Muſelmann dies herrliche Volk in Banden hielt; das iſt ſchön, wahrlich! Ihr lebet in einer ſchönen Zeit, und Euer Geſchlecht iſt edler, als ich dachte. Alſo die Ritter von Deutſchland und Frankreich, von Italien, Spanien und England ſind ausgezogen, wie einſt unter Richard Löwenherz, die Ungläubigen zu bekämpfen? Die Genueſer Flotte ſchifft im Archipel, die Tauſende der Streiter überzuſetzen, die Oriflamme naht ſich Stambuls Küſten und Oeſterreichs Banner weht im erſten Reihen? Ha! zu ſolchem Kampfe möchte ich ſelbſt noch einmal mein Roß beſteigen, mein gutes Schwert Durande ziehen und in mein Hifthorn ſtoßen, daß alle Helden, die da ſchlafen, aufſtünden aus den Gräbern und mit mir zögen in die Türkenſchlacht.“

„Edler Ritter,“ antwortete ich und erröthete vor meiner Zeit, „die Zeiten haben ſich geändert. Ihr würdet

wahrſcheinlich als Demagoge verhaftet werden bei ſothanen Umſtänden und Verhältniſſen, denn weder Habsburgs Banner noch die Oriflamme, weder Englands Harfe noch Hiſpaniens Löwen ſieht man in jenen Gefechten."

„Wer iſt es denn, der gegen den Halbmond ſchlägt, wenn es nicht dieſe ſind?"

„Die Griechen ſelbſt."

„Die Griechen? iſt es möglich?" rief Johannes, „und die andern Staaten, wo ſind denn dieſe beſchäftigt?"

„Noch haben ſie Geſandte bei der Pforte."

„Menſch, was ſagſt du?" ſprach Roland ſtarr vor Staunen, „kann man es ignoriren, wenn ein Volk um ſeine Freiheit kämpft? Heilige Jungfrau, was iſt dies für eine Welt! Wahrlich, das möchte einen Stein erbarmen!" Er quetſchte im Zorn, während er die letzten Worte ſprach, den ſilbernen Becher wie dünnes Zinn zuſammen, daß der Wein darin hoch an die Decke ſpritzte, fuhr raſſelnd auf vom Tiſch, nahm ſeine Tartſche und ſein langes Schwert und ſchritt düſter mit dröhnenden Schritten aus dem Gemach.

„Ei, was iſt der ſteinerne Roland für ein zorniger Kumpan!" murmelte Roſe, nachdem er die Pforte klirrend zugeworfen, indem ſie etliche Weintropfen, die ſie benetzten, vom Buſentuch abſchüttelte; „will der ſteinerne Narr auf ſeine alten Tage noch zu Felde ziehen! wenn er ſich ſehen ließe, ſie ſteckten ihn gleich ohne Barmherzigkeit als Flügelmann unter die Brandenburger Grenadiere, denn die Größe hat er."

„Jungfer Roſe," erwiederte ihr Petrus, „zornig iſt er, das iſt wahr, und er hätte können auf andere

Weiſe davon gehen; aber bedenket, daß er einſt furioſo, wahnſinnig war und noch ganz andere Sachen gethan, als ſilberne Becher zerquetſcht und Frauenzimmer mit Wein beſudelt. Und genau beim Lichte beſehen, kann ich ihm ſeinen Unmuth auch nicht verdenken; war er doch auch einmal ein Menſch und dazu ein herrlicher Paladin des großen Kaiſers, ein tapferer Ritter, der, wenn es Karl gewollt hätte, allein gegen tauſend Muſelmanen zu Felde gezogen wäre. Da hat er ſich denn geſchämt und iſt unmuthig geworden."

„Laßt ihn laufen, den ſteinernen Recken!" rief Bacchus, „hat mich genirt, der Burſche, hat mich genirt. Er paßt nicht unter uns, der Lümmel von zehn Schuh, er ſah immer höhniſch auf mich herab. Die ganze Freudigkeit und mein Vergnügen hätt' er geſtört. Wir wären nicht zum Tanzen gekommen, nur weil er mit ſeinen ſteifen ſteinernen Beinen keinen tüchtigen Hopſer hätte riskiren können, ohne elend umzuſtülpen."

„Ja tanzen, heiſa, tanzen!" riefen die Apoſtel, „Balthaſar ſpiel auf, ſpiel auf!"

Judas ſtand auf, zog ungeheure Stülphandſchuhe an, die ihm beinahe bis zum Ellbogen reichten, trat zierlich an die Jungfrau heran und ſagte: „Ehrenfeſte und allerſchönſte Jungfer Roſe, dürfte ich mir die abſonderliche Ehre ausbitten, mit Ihr den erſten" —

„**Manum de**" — unterbrach ihn Bacchus pathetiſch. „Ich bin es, der den Ball arrangirt hat, und ich muß ihn eröffnen. Tanze Er, mit wem Er will, Meiſter Judas, mein Röschen tanzt mit mir. Nicht wahr, Schätzerl?"

Sie machte erröthend einen Knix zur Bejahung, und die Apoſtel lachten den Judas aus und verhöhnten ihn. Mir aber winkte der Weingott heroiſch zu: „Verſteht Er Muſik, Doktor?“ fragte er.

„Ein wenig.“

„Taktfeſt?“

„O ja, taktfeſt wohl.“

„Nun ſo nehme Er dies Fäßlein da, ſetze Er ſich neben Balthaſar Ohnegrund, unſeren Kellermeiſter und Zinkeniſten, nehme Er dieſe hölzernen Küperhämmer zur Hand und begleite jenen mit der Trommel.“

Ich ſtaunte und bequemte mich; war aber ſchon meine Trommel etwas außergewöhnlich, ſo war Balthaſars Inſtrument noch auffallender. Er hielt nämlich einen eiſernen Hahnen von einem achtfuderigen Faß an den Mund wie ein Klarinett. Neben mich ſetzten ſich noch Bartholomäus und Jacobus mit ungeheueren Weintrichtern, die ſie als Trompeten handhabten, und warteten des Zeichens; der Tiſch wurde auf die Seite gerückt, Roſe und Bacchus ſtellten ſich zum Tanze. Er winkte, und eine ſchreckliche, quickende, mißtönende Janitſcharenmuſik brach los, zu der ich im Sechsachteltakt auf mein Faß als Tambour aufſchlägelte. Der Hahn, den Balthaſar blies, tönte wie eine Nachtwächtertute und wechſelte nur zwiſchen zwei Tönen, Grundton und abſcheulich hohem Falſett, die beiden Trichtertrompeter blieſen die Backen auf und lockten aus ihren Inſtrumenten Angſt- und Klagelaute ſo herzdurchſchneidend, wie die Töne der Tritonen, wenn ſie die Meermuſcheln blaſen.

Der Tanz, den die beiden aufführten, mochte wohl vor ein paar hundert Jahren üblich geweſen ſeyn. Jungfer Roſe hatte mit beiden Händen ihren Rock ergriffen und ſolchen an den Seiten weit ausgeſpannt, daß ſie anzuſehen war, wie ein großes weites Faß. Sie bewegte ſich nicht ſehr weit von der Stelle, ſondern trippelte hin und her, indem ſie bald auf- bald niedertauchte und knixte. Lebendiger war dagegen ihr Tänzer, der wie ein Kreiſel um ſie herfuhr, allerlei kühne Sprünge machte, mit den Fingern knallte und Heiſa, Juhe! ſchrie. Wunderlich war es anzuſehen, wie das kleine Schürzlein der Jungfer Roſe, das ihm Balthaſar umgethan, hin und her flatterte in der Luft, wie ſeine Beinchen umherbaumelten, wie ſein dickes Geſicht lächelte vor inniger Herzensluſt und Freude.

Endlich ſchien er ermüdet, er winkte Judas und Paulus herbei und flüſterte ihnen etwas zu; ſie banden ihm die Schürze ab, faßten ſolche an beiden Enden und zogen und zogen, ſo daß ſie plötzlich ſo groß wurde, wie ein Bettuch; dann riefen ſie die Anderen herbei, ſtellten ſie rings um das Tuch und ließen es anfaſſen. „Ha,“ dachte ich, „jetzt wird wahrſcheinlich der alte Balthaſar ein wenig geprellt, zu allgemeiner Ergötzung; wenn nur das Gewölbe nicht ſo nieder wäre, da kann er leicht den Schädel einſtoßen.“ Da kam Judas und der ſtarke Bartholomäus auf uns zu und faßten — mich; Balthaſar Ohnegrund lachte hämiſch; ich bebte, ich wehrte mich; es half nichts, Judas faßte mich feſt an der Kehle und drohte mich zu erwürgen, wenn ich mich ferner ſträube. Die Sinne wollten mir vergehen, als ſie mich

unter allgemeinem Jauchzen und Geſchrei auf das Tuch legten; noch einmal raffte ich mich zuſammen: „nur nicht zu hoch, meine werthen Gönner, ich renne mir ſonſt das Hirn ein am Gewölbe!“ rief ich in der Angſt des Herzens, aber ſie lachten und überſchrien mich. Jetzt fingen ſie an, das Tuch hin und her zu wiegen, Balthaſar blies den Trichter dazu; jetzt ging es auf und abwärts, zuerſt drei, vier, fünf Schuh hoch, auf einmal ſchnellten ſie ſtärker, ich flog hinauf und — wie eine Wolke that ſich die Decke des Gewölbes auseinander, ich flog immer aufwärts zum Rathhausdach hinaus, höher, höher, als der Thurm der Domkirche. „Ha,“ dachte ich im Fliegen, „jetzt iſt es um dich geſchehen! wenn du jetzt wieder fällſt, brichſt du das Genick oder zum allerwenigſten ein Paar Arme oder Beine! o Himmel, und ich weiß ja, was ſie von einem Mann mit gebrochenen Gliedmaßen denkt! Ade, ade! mein Leben, meine Liebe!“

Jetzt hatte ich den höchſten Punkt meines Steigens erreicht, und eben ſo pfeilſchnell fiel ich abwärts; krach! ging es durchs Rathhausdach und hinab durch die Decke des Gewölbes, aber ich fiel nicht auf das Tuch zurück, ſondern gerade auf einen Stuhl, mit dem ich rücklings über auf den Boden ſchlug.

Ich lag einige Zeit betäubt vom Fall. Ein Schmerz am Kopfe und die Kälte des Bodens weckten mich endlich. Ich wußte anfangs nicht, war ich zu Hauſe aus dem Bette gefallen oder lag ich ſonſt wo. Endlich beſann ich mich, daß ich irgend wo weit herabgeſtürzt ſey. Ich unterſuchte ängſtlich meine Glieder, es war nichts gebrochen, nur das Haupt that mir weh vom Fall. Ich

raffte mich auf, ſah um mich; da war ich in einem gewölbten Zimmer, der Tag ſchien matt durch ein Kellerloch herab, auf dem Tiſche ſprühte ein Licht in ſeinem letzten Leben, umher ſtanden Gläſer und Flaſchen, und rings um die Tafel vor jedem Stuhl ein kleines Fläſchchen mit langem Zettel am Halſe; — ha! jetzt fiel mir nach und nach alles wieder ein: ich war zu Bremen im Rathskeller; geſtern Nacht war ich herein gegangen, hatte getrunken, hatte mich einſchließen laſſen, da war —; voll Grauen ſchaute ich um mich, denn alle, alle Erinnerungen erwachten mit einem Mal. Wenn der geſpenſtige Balthaſar noch in der Ecke ſäße, wenn die Weingeiſter noch um mich ſchwebten! Ich wagte verſtohlene Blicke in die Ecken des düſtern Zimmers, es war leer. Oder wie? hätte mir dies alles nur geträumt?

Sinnend ging ich um die lange Tafel: die Probefläſchchen ſtanden, wie jeder geſeſſen hatte; obenan die Roſe, dann Judas, Jakobus, — Johannes, ſie Alle an der Stelle, wo ich ſie leiblich geſchaut hatte dieſe Nacht. „Nein, ſo lebhaft träumt man nicht," ſprach ich zu mir, „dies alles, was ich gehört, geſchaut, iſt wirklich geſchehen!" Doch nicht lange hatte ich Zeit zu dieſen Reflexionen; ich hörte Schlüſſel raſſeln an der Thüre, ſie ging langſam auf, und der alte Rathsdiener trat grüßend ein.

„Sechs Uhr hat es eben geſchlagen," ſprach er, „und wie Sie befohlen, bin ich da, Sie heraus zu laſſen. Nun" — fuhr er fort, als ich mich ſchweigend anſchickte, ihm zu folgen, „nun und wie haben Sie geſchlafen dieſe Nacht?"

„So gut es ſich auf einem Stuhl thun läßt; ziemlich gut.“

„Herr!“ rief er ängſtlich und betrachtete mich genauer, „Ihnen iſt etwas Unheimliches paſſirt dieſe Nacht. Sie ſehen ſo verſtört und bleich aus, und Ihre Stimme zittert!“

„Alter, was wird mir paſſirt ſeyn!“ erwiederte ich, mich zum Lachen zwingend, „wenn ich bleich ausſehe und verſtört, ſo kömmt es vom langen Wachen und weil ich nicht im Bette geſchlafen“ —

„Ich ſehe, was ich ſehe,“ ſagte er kopfſchüttelnd; „und der Nachtwächter war heute früh auch ſchon bei mir und erzählte, wie er am Kellerloch vorübergegangen zwiſchen zwölf und ein Uhr, habe er allerlei Geſang und Gemurmel vieler Stimmen vernommen aus dem Keller.“

„Einbildungen, Poſſen! ich habe ein wenig für mich geſungen zur Unterhaltung und vielleicht im Schlaf geſprochen, das iſt alles.“

„Diesmal einen im Keller gelaſſen in ſolcher Nacht und von nun an nie wieder,“ murmelte er, indem er mich die Treppe hinauf begleitete; „Gott weiß, was der Herr Greuliches hat hören und ſchauen müſſen! Wünſche gehorſamſt guten Morgen.“

Doch hat daſelbſt vor Allen
Eine Jungfrau mir gefallen.

Der Worte des fröhlichen Bachus eingedenk und von Sehnſucht der Liebe getrieben, ging ich, nachdem ich einige Stunden geſchlummert, der Holden guten Morgen zu ſagen. Aber kalt und zurückhaltend empfing ſie mich,

und als ich ihr einige innige Worte zuflüſterte, wandte ſie mir laut lachend den Rücken zu und ſprach: „gehen Sie und ſchlafen Sie erſt fein aus, mein Herr.“

Ich nahm den Hut und ging, denn ſo ſchnöde war ſie nie geweſen. Ein Freund, der in einer andern Ecke des Zimmers am Klavier geſeſſen, ging mir nach und ſagte, indem er wehmüthig meine Hand ergriff: „Herzensbruder, mit deiner Liebe iſt es rein aus auf immerdar, ſchlage dir nur gleich alle Gedanken aus dem Sinne.“

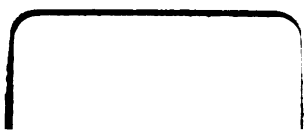
„So viel ungefähr konnte ich ſelbſt merken,“ antwortete ich; „der Teufel hole alle ſchöne Augen, jeden roſigen Mund und den thörichten Glauben an das, was Blicke ſagen, was Mädchenlippen ausſprechen.“

„Tobe nicht ſo arg, ſie hören es oben,“ flüſterte er; „aber ſag' mir um Gotteswillen, iſt es denn wahr, daß du heute die ganze Nacht im Weinkeller gelegen und getrunken haſt?“

„Nun ja und wen kümmert es denn?“

„Weiß der Himmel, wie ſie es gleich erfahren hat, ſie hat den ganzen Morgen geweint und nachher geſagt, vor einem ſolchen Trunkenbold, der ganze Nächte beim Wein ſitze und aus ſchnöder Trinkluſt ganz allein trinke, ſolle ſie Gott behüten; du ſeyſt ein ganz gemeiner Menſch, von dem ſie nichts mehr hören wolle.“

„So?“ erwiederte ich ganz gelaſſen und hatte einiges Mitleiden mit mir ſelbſt. „Nun gut, geliebt hat ſie mich nie, ſonſt würde ſie auch mich darüber hören; ich laſſe ſie ſchön grüßen. Lebe wohl.“

Ich rannte nach Hauſe und packte ſchnell zuſammen und fuhr noch denſelben Abend von dannen. Als ich an

der Rolandsäule vorüber kam, grüßte ich den alten Recken recht freundlich und zum Entsetzen meines Postillons nickte er mir mit dem steinernen Haupt einen Abschiedsgruß. Dem alten Rathhaus und seinen Kellerhallen warf ich noch einen Kuß zu, drückte mich dann in die Ecke meines Wagens und ließ die Phantasien dieser Nacht noch einmal vor meinem Auge vorübergleiten.